



**ROGER BOYES**

My dear  
Krauts

**WIE ICH DIE  
DEUTSCHEN  
ENTDECKTE**



# UNTER TEUTONEN

Bissig, humorvoll und fast ohne Vorurteile erzählt *Times*-Korrespondent Roger Boyes von Eigenarten des deutschen Alltags, von Liebesabenteuern mit germanischen Frauen und anderen denkwürdigen Erlebnissen in einem wahrlich exotischen Land.

Eine rasante, pointenreiche Sittenkomödie in bester angelsächsischer Tradition.

Originalausgabe

ISBN-13: 978-3-548-26475-2

ISBN-10: 3-548-26475-1

1



9 783548 264752

Thalia.de

[www.ullstein-taschenbuch.de](http://www.ullstein-taschenbuch.de)

## Das Buch

Rasant und witzig erzählt Times-Korrespondent Roger Boyes von den aufregenden Abenteuern eines Engländers in Berlin, dem neben diversen Liebes- und Finanzproblemen vor allem eines Sorgen bereitet: Sein Vater, ehemaliger Bomberpilot der Royal Air Force im Zweiten Weltkrieg, hat angekündigt, den «verlorenen Sohn» in Germany zu besuchen und herauszufinden, wie das so ist, ein Leben unter den «Krauts» zu führen ... Eine wunderbar unterhaltsame Komödie über die deutschenglischen Befindlichkeiten – mit viel britischem Humor und herrlicher Situationskomik.

## Der Autor

Roger Boyes wurde 1952 in Hereford/England geboren. Er studierte Theologie, Germanistik und Politikwissenschaft, arbeitete als Journalist in Warschau, Moskau und Rom u.a. für *Reuters* und die *Financial Times*, seit 1999 ist er Berlin-Korrespondent für die Londoner *Times*. Im *Tagesspiegel* erscheint seine Kult-Kolumne «My Berlin», ausserdem schreibt er regelmässig Beiträge und Essays für diverse überregionale Tageszeitungen und hat bereits acht Bücher veröffentlicht. Boyes lebt in Berlin.

Roger Boyes

# **My dear Krauts**

**Wie ich die Deutschen  
entdeckte**

Aus dem Englischen von Axel Henrici

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.ullstein-taschenbuch.de](http://www.ullstein-taschenbuch.de)

Die Übersetzung wurde mit Mitteln des  
Deutschen Übersetzerfonds gefördert.

*Umwelthinweis:*

Dieses Buch wurde auf chlor- und säurefreiem  
Papier gedruckt.

Originalausgabe im Ullstein Taschenbuch

1. Auflage Dezember 2006

© 2006 by Ullstein Buch Verlage GmbH, Berlin

Umschlaggestaltung: Sabine Wimmer, Berlin

Titelabbildung: Isabel Klett

Redaktion: Lothar Strüh

Gesetzt aus der Excelsior bei Pinkuin Satz

und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindearbeiten: Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN-13: 978-3-548-26475-2

ISBN-10: 3-548-26475-1

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

Gewidmet dem  
Finanzamt Berlin-Wilmersdorf

# 1 Der Kampf der Kulturen

## SIEHST BLASS AUS

Just in dem Moment, als ich deutschen Boden betrat, plingte eine SMS auf mein erschöpftes Handy. «Stellen Sie das bitte aus», sagte der Zollbeamte, ein junger Mann mit Nickelbrille und weichen Gesichtszügen, die ihn eher nach Dichter als nach Durchwinker aussehen liessen. Mein Pass wellte sich an den Ecken bereits wie labbriges Toastbrot, und der Beamte musste meine Daten von Hand eingeben, statt sie einfach durch seine Maschine zu ziehen. Vor lauter Konzentration biss er sich auf die Zunge. In der Schlange hinter mir kam allmählich Unruhe auf. Ich hatte es mit einem sehr langsamen Dichter zu tun. Aber das sind oft die besten. Pling!

## SAG DU BIST ARZT

«Ich muss Sie bitten, Ihr Handy jetzt auszuschalten», sagte der Beamte, nun recht entschieden.

«Ich bin Arzt!», log ich, wie mir elektronisch geheissen.

«Hier steht aber, dass Sie Journalist sind.» Plötzlich war er hellwach.

«Na ja, ich bin beides. Sozusagen wie, äh ... Tschechow.»

«Ach, Tschechow hat auch für Zeitungen geschrieben?»

Ich nickte heftig. Und fragte mich im Stillen: Hat er?

«Deshalb muss mein Handy an bleiben. Könnte ja ein Notfall sein.»

«Und, ist es einer?»

«Kann man so sagen.»

Mein Notfall hatte einen Namen: Harry. Es war ihm (vermutlich durch Bestechung) gelungen, sich Zugang zu einer Galerie zu verschaffen, von der aus man den gesamten Zoll- und Gepäckabfertigungsbereich überblicken konnte. Wahrscheinlich war diese Empore normalerweise für die GSG9 reserviert, Zutritt nur für Leute mit Waffenschein und kugelsicherer Weste. Er winkte mir zu, als ich den zunehmend verwirrten Dichter-Durchwinker in Richtung Gepäckkarussell verliess, das sich wie ein Betrunkener ständig rülpfend in Bewegung setzte und wieder anhielt.

«Gib mir fünf Minuten», signalisierte ich ihm per Lippenbewegung und streckte dazu eine gespreizte Hand in die Luft. Die eleganten Kofferkulis, entworfen von einem preisgekrönten Dortmunder Mobilitätskünstler, blieben frisch einreisenden Engländern leider verwehrt. Man musste erst eine Ein-Euro-Münze einwerfen, bevor man sie losketten konnte. Da das Flugzeug eben erst aus London angekommen war, waren nur die am Gründlichsten vorbereiteten Passagiere in der Lage, ihr Gepäck abzuladen. Eine amerikanische Rockband, drei Typen mit weissen Westen, Schlüsselhalsbändern und hervorlugenden Boxershorts, wuchteten unter Flüchen ihre Gitarren und Verstärker vom Fliessband. Ein Araber löste das Gepäckproblem, indem er die Koffer einfach seiner Frau in die Hand drückte. Bestimmt hatte er einen schlimmen Rücken. Unter allgemeinem Gemaule und Gejaule bemühten



sich diejenigen Passagiere, die nicht aus der Eurozone stammten, die Einreise nach Deutschland zu meistern. Vorsichtig holte ich eine türkische Ein-Lira-Münze hervor und schob sie in den dafür vorgesehenen Schlitz. Den Trick hatte ich auch von Harry. Und natürlich funktionierte er. Mit etwas Glück (und der Hilfe dieser beinahe wertlosen türkischen Münze) würde ich mir bald jede Menge Billigst-Zigaretten aus dem Automaten ziehen können.

Der Frühflug von London nach Berlin mit *Breezyjet* war eine ziemlich rumpelige Angelegenheit gewesen, ungefähr das luftfahrttechnische Gegenstück zu einer Fahrt im Viehtransporter. Niemand hatte sich erbrochen. Doch die Gesichter der um die festgezurrten Kofferkulis herumirrenden Passagiere leuchteten aquariumgrün. Harrys Kurzmitteilung hätte auf jeden von ihnen gepasst: Sie hatten diese gewisse Billigflieger-Blässe. Diese Leute litten zum Grossteil am Easy-Jet-Wahn: Sie bildeten sich ein, dass man dank billiger Flugtarife in zwei Städten gleichzeitig glücklich sein konnte. Oder das Londoner Elend mit persönlichen Erfolgen in Berlin wettmachen. Oder umgekehrt. Oder dass es zwei verschiedene Glücks-Level gab, ein britisches und ein deutsches. Dass so ein Flug für neunundzwanzig Euro – ohne Essen, ohne Kotztüte, ohne Sitznummer – irgendwie einen ganzen Menschen aus ihnen machte. Vor allem die Spezies des *Laptop Man* wollte unbedingt an diesen Schwachsinn glauben – in erster Linie deutsche Männer, die in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre geboren wurden. Sie waren mit der bestmöglichen medizinischen Versorgung aufgewachsen, wa-

ren wohlgenährt und ausreichend mit Vitaminen versorgt; die meisten von ihnen hatten nie eine Uniform getragen und nicht ein Einziger war das Resultat einer ungewollten Schwangerschaft. Wenn sie irgendwo ankamen, suchten sie instinktiv erst mal nach einer Steckdose. Der momentane Aufenthaltsort spielte keine Rolle. Ihre Heimat war nicht Deutschland, sondern irgendein elektronisches Territorium, das keine Fahnen kannte – ständig unter Strom, ständig auf dem Sprung. Das war nicht mein Ding.

Deutschland war gegen jede Wahrscheinlichkeit *mein Zuhause* geworden. Die Briten haben kein Wort für *Heimat*. Sie sagen *home*. *We're going home for Christmas*. Ein Wort, das eine gewisse Wärme transportiert – man hockt am Kamin, und auf dem Sims knacken die Kastanien –, aber ansonsten nur begrenzte Gültigkeit besitzt. Manchmal kann es sich auch auf ein schlecht belüftetes, überheiztes Wohnzimmer zu beziehen. Grossbritannien ist einfach zu chaotisch und zu umtriebig, zu knausrig und zu betrügerisch, als dass jemand es als *Heimat* betrachten würde. Zudem wird das englische Wort *home* auch solchen öffentlichen Einrichtungen angeheftet, die den gesellschaftlich Zukurzgekommenen Schutz bieten, wodurch seine Bedeutung stark gelitten hat.

Es gab das *Battersea Dog's Home* (ein Tierheim), *old people's homes* (Altersheime) und *homes* für tschetschenische Flüchtlinge und jugendliche Straftäter. Alles *Heime*, aber keine *Heimat*. Weder Grossbritannien noch Deutschland waren für mich wirklich *home*, aber eben auch nicht *Heimat*. Doch Berlin war mein *Zuhause* geworden, völlig unerwartet und mangels Alternative. Es war

der Ort, an dem ich schliesslich gestrandet war – nach Jahrzehnten der Berichterstattung über Revolutionen und Kriege, von denen niemand Notiz nahm. Am Ende würde es mir hier womöglich noch gefallen. Obwohl das eher unwahrscheinlich war. Denn die Deutschen schienen ihr Land selber nicht besonders zu mögen – am allerwenigsten der *Laptop Man*, der von seiner Heimat vor allem eins wissen wollte: Wo kann ich meinen Rechner einstöpseln?

Inzwischen etwas ins Schwitzen geraten, nahm ich mein Gepäck vom Karussell. Es war vollgestopft mit Cornish Pasties von Marks & Spencer's, mit Cheddar Cheese, Golden Syrup und Treacle Tart: Überlebensmittel, die es in Deutschland nicht gab. Die Gespräche mit der Zeitung waren nicht ganz so produktiv gewesen wie erhofft.

Als mich der Anruf der Chefredaktion ereilte, rechnete ich zunächst mit einem Rüffel. Der deutsche Botschafter hatte sich nämlich über das – seiner Ansicht nach unbarmherzige – ständige Stochern in der Naziglut beschwert. Deutschland habe sich, so der Botschafter in einem leidenschaftlichen Leserbrief, zwischenzeitlich weiterentwickelt. Das Land sei – entgegen anderslautenden Behauptungen des Korrespondenten – keineswegs von Ängsten geplagt, unglücklich oder in irgendeiner Weise vergangenheitsfixiert. Manchmal nahm der Chefredakteur solche Briefe ernst. Manchmal warf er sie in den Papierkorb. Das wusste man vorher nie so genau. Ich trottete also durch das langgezogene Grossraumbüro – eine umgebaute Baumwoll-Lagerhalle im Osten von London, die im neunzehnten Jahrhundert von Schmugglern genutzt worden

war – und legte mir schon mal meine Verteidigungsstrategie zurecht. Schliesslich wollte ich nicht so enden wie meine Kollegen, die mit glasigen Augen vor ihren Bildschirmen sassen und auf ihre viertelstündige Mittagspause warteten.

Zu Beginn meiner Laufbahn hatte ich gedacht, dass der Beruf des Journalisten geradezu perfekt für mich sei: Ging es darin doch freigeistig, humorvoll und kameradschaftlich zu. Der Journalismus befriedigte ein Bedürfnis in mir, das Arbeitsleben in ein immerwährendes, verantwortungsloses Abenteuer zu verwandeln. Doch daraus war irgendwann disziplinierte Akkordarbeit geworden, die den Geist eher tötete als ihn zu befreien. Die Versetzung nach Deutschland war vermutlich meine letzte Chance, wieder Spass am Job zu finden: die ständige Herausforderung, das Interesse an einer Gesellschaft zu wecken, die beschlossen hatte, langweilig zu sein! Deutschland war ein faszinierend neurotisches Land, das sich für normal hielt. Was das Land (und seine Frauen) so faszinierend machte, war der permanente Selbstzweifel, diese Gereiztheit und latente Aggressivität. Und wie sollte man die verstehen, ohne einen Blick auf die Geschichte zu werfen?

Ich winkte im Vorübergehen ein paar vertrauten Gesichtern zu. Freudlos sahen sie auf. Der Auslandskorrespondent war zwar eine aussterbende Spezies, aber im Moment auch ein Grund, neidisch zu sein. Wenn der Berlin-Korrespondent gefeuert wurde, würde das für einen kleinen Aufruhr sorgen.

Das Büro des Chefredakteurs hatte drei Fenster, ein

Zeichen der Macht. Für gewöhnliche Journalisten war die Sonne rationiert.

Nach einem etwas holprigen Small-Talk-Versuch eröffnete mir der Chefredakteur, es sei Zeit für eine etwas modernere Sichtweise Deutschlands. Ich dachte einen Moment darüber nach. «Das heisst ... weniger Geschichten über Albrecht Dürer?»

Mein Chef zog die Stirn kraus. «Dürer? Das ist doch dieser Fussballer? Nein, über den können Sie schreiben. Aber so ganz allgemein: weniger Kultur! Denken Sie an unsere jungen Leser.»

Eine Gesprächspause entstand, während der ich mir einen jungen Leser vorzustellen versuchte, der in einer Starbucks-Filiale vor seinem Latte Macchiato sass, iPod hörte, und die Zeitung durchblättert – deren Bilder immer grösser und deren Texte immer kleiner wurden. «Also Artikel über Kannibalen und Verbrechen und so was?» Der Ressortleiter sah mich an, als könne ich nicht bis drei zählen. «Und Hitler natürlich», sagte er und blickte demonstrativ auf seine Uhr. «Natürlich», sagte ich. «Natürlich.»

Da traf es sich gut, dass ich von Berlin-Schönefeld – ein Flughafen wie ein grosser leerer Appellplatz – schnurstracks zu einer Auktion in Sachsen fuhr, wo vielleicht, aber nur ganz vielleicht, ein Gemälde zum Verkauf stand, das der Führer mit Wasserfarben gemalt hatte. Harry hatte davon Wind bekommen, über eine Website, die sich auf den Verkauf von Hitlers Schreibpapier spezialisiert hatte und seine Abzeichen verhökerte – im Grunde alles, was er je berührt hatte. In Deutschland war es zwar verboten, derlei Dinge zu verkaufen, aber es gab immer *Schleichwege*.

Unser Ziel war ein Landhaus in Sachsen. Den ursprünglichen Eigentümern, inzüchtigte Aristokraten mit einer seltenen Erbkrankheit, die sie Fotografen verprügeln liess, war es nicht gelungen, das Haus zurückzuerkattern. Die Landesregierung hatte im Keller einige Gemälde und kleinere Schätze gefunden und beschlossen, diese Wertgegenstände zu verkaufen, um mit dem Geld einen Streichelzoo zu finanzieren. Und irgendwo unter den Fundstücken aus der Vorzeit schlummerte wohl ein Baum mit grauem Himmel, den der künstlerische Dilettant aus Braunau am Inn auf die Leinwand gekleckst hatte. Sammler wissen so was; die Auktionäre wussten von nichts. War das ein Auftrag von journalistischem Interesse? Offenbar.

«Du bist spät dran», beschwerte sich Harry, als ich mich schliesslich mitsamt Gepäck zur Sonne durchgekämpft hatte. «Wir müssen um Punkt zwölf da sein.» Harry Ball war ein journalistischer Freibeuter, aber auch ein Pünktlichkeitsfanatiker. Neben seinem Bett befanden sich stets ein herkömmlicher Wecker, ein Handy, das darauf programmiert war, zu einer bestimmten Stunde wie ein Hahn zu krähen, sowie drittens ein Radiowecker, der mit trommelfellzerfetzender Lautstärke BBC einschaltete. Leute, die sich immer irgendwie durchlaviere müssen, überlassen selten etwas dem Zufall. Und wir waren ja auch spät dran. Das fand auch Tony Jones: «Ich hab den Wagen draussen stehen», sagte er und nahm mir ungeduldig eine Tasche ab. Wir drei bildeten das Rückgrat des britischen Pressekorps, das trotz erster Anzeichen von Skoliose recht stabil war. Kein Deutschland-Klischee verliess das Land, ohne dass zumindest einer von uns seinen

Segen gegeben hätte. Der physische Kontrast zwischen Harry und Tony war bemerkenswert – sie hätten ohne Weiteres in einem Hollywood-Film Marke «Ein seltsames Paar» mitwirken können. Harry war ein robuster, stabil gebauter Typ mit der Statur einer Kommode; er hatte ein gerötetes Gesicht, einen fliehenden Haaransatz und einen braunen Militärschnauzer, der auf Hemingway getrimmt war – auf jenen Hemingway aus der Phase des Spanischen Bürgerkriegs, als der Schriftsteller noch Krankenwagen fuhr. Tony dagegen war hager und hatte ein sorgenzerfurchtes Gesicht, als wäre er schon viel zu lange Lehrer. Der Nagel zu seinem Sarg war seine Frau Roberta, die früh erkannt hatte, dass sie den falschen Mann geheiratet hatte, und es in der Folge zu ihrer Lebensaufgabe gemacht hatte, Tony zu ändern.

Es war eine Wohltat, wieder im vertrauten Kreis der Kollegen zu sein. Ein Besuch in der Heimatredaktion gab einem immer das Gefühl, nicht ganz auf dem Posten zu sein, so als wäre eine Bronchitis im Anmarsch – es schlug aufs Immunsystem. Wieder *on the road* zu sein fühlte sich an wie eine Befreiung. Reine Illusion natürlich.

Während Tony und ich das Gepäck verstauten, programmierte Harry schon mal das GPS-Navigationssystem.

«Dieses Scheissding erkennt die DDR nicht», fluchte Harry und fütterte das Gerät mit verschiedenen Schreibvarianten der sächsischen Kleinstadt, in die wir fahren wollten.

«Das heisst jetzt *neue Bundesländer*», erklärte Tony, drehte sich vom Vordersitz zu mir um und raunte: «Hast

du mir den Steak and Kidney Pie mitgebracht?»

Ich nickte. Roberta hatte seine ganze Familie – also Tony und seine Zwillingssöhne – auf eine vegetarische Diät gesetzt, nachdem sie gelesen hatte, dass fleischlose Kost die schulischen Leistungen erheblich verbesserte. Was nur dazu führte, dass sich Tony ständig unter irgendeinem Vorwand aus der Wohnung schlich, um sich bis zur Besinnungslosigkeit mit Currywurst vollzustopfen. Der von ihm favorisierte verbotene Frass war jedoch Steak and Kidney Pie, ein Schwergemisch, mit dem man Kriegsschiffe versenken kann. Ich hatte sechs Portionen davon mitgebracht, in der Hoffnung, damit Tonys chronisch düstere Stimmung zumindest zeitweise aufzuhellen.

«Abfahrt!», verkündete Harry und trat schwungvoll aufs Gaspedal.

«*Take the next turn right!*» Das war die Stimme des Navigationssystems und sie hatte den stählernen Klang von Margaret Thatcher. Keine besonders tolerante Stimme. Eher der Ton einer fingerfuchtelnden Supernanny, die bei den Kindern in ihrer Obhut weder Widerworte duldete noch an Unschuld glaubte. Man hielt sie sofort für eine Befürworterin körperlicher Züchtigung.

«Ach, halt die Klappe», grummelte Tony. Er redete mit der Maschine. «Maggie hatte doch noch nie recht. Wenn wir auf die hören, verfahren wir uns unter Garantie.»

«Ja, die blöde Kuh!», steuerte ich bei. Schliesslich war es Thatcher gewesen, die viele von uns ins Exil getrieben hatte. Das Klima in Grossbritannien war damals rauer ge-



worden, die Solidarität bröckelte, das Streben nach Geld wurde irgendwie mit dem Streben nach Glück verwechselt. Mochte Deutschland auch noch so viele Fehler haben: Dort glaubte man wenigstens noch an *Fair Play*.

«Lasst sie doch in Frieden», sagte Harry. «Sie war eine grossartige Politikerin.» Harrys S-Klasse-Mercedes aus zweiter Hand war ein Schnäppchen gewesen. Er hatte Sitze, die einem das Kreuz massierten, aber merkwürdigerweise kein Navigationssystem. Da Harrys Deutsch ein wenig holprig war, hatte er in ein britisches Navigationssystem investiert.

«*Take a left turn now!*», befahl der Thatcher-Klon.

Wir lachten.

Das war ein Fehler.

Die Bremsen quietschten, der Wagen geriet ins Schleudern, Tony und ich wurden nach vorne katapultiert – wir waren beide nicht angeschnallt. Von der Fahrerseite her ertönte ein grässlich dumpfes Geräusch, und als wir zum Stehen kamen, blies sich, wenn auch mit etwas Verzögerung, Harrys Airbag auf und drückte ihm fast die Luft ab.

«Alles in Ordnung bei dir, Harry?», fragte Tony. Sein Airbag war gar nicht erst aufgegangen.

«Ich komme mir vor, als hätte mich ein Nilpferd vergewaltigt», sagte Harry sehr langsam, als müsse er sich den Atem gut einteilen. Auch ich war leicht benommen. Vor unserem Fenster hatte sich eine Gruppe junger Leute versammelt, die sich gegenseitig schilderten, was genau passiert war. Per Hand. Ein Teenager ballte seine Hand zu einer Faust und liess diese in seine Handfläche sausen. Das musste es gewesen sein: Jemand war uns reingefahren.

«Sind wir jetzt im Himmel?», fragte ich. So kam es mir jedenfalls vor, umgeben von lauter stumm gestikulierenden Engeln.

Alle drei taumelten wir aus dem Mercedes, Harry zwängte sich bei Tony durch die Beifahrertür. Die Fahrertür hatte sich verformt und klemmte. Meine beiden Freunde waren bleich wie Bettlaken. Mit zitternden Knien standen wir da und schnappten nach Luft. «Es war dieses Schwein da drüben», sagte Tony und deutete auf das cremefarbene Taxi, das uns gerammt hatte.

Harry marschierte entschlossen zum Fahrer hinüber. Zumindest bildete er sich bestimmt ein, dass er entschlossen marschierte, so wie Gary Cooper in einem dieser Fünfziger-Jahre-Western beim Versuch, Recht und Ordnung wiederherzustellen. In Wahrheit ging er wie auf Eiern und zitterte am ganzen Körper.

«Du Vollidiot!», schrie er. Seine Stimme klang schrill und leicht hysterisch. «We had Vorfahrt!»

«Engländer, wa? Keen Wunder, dassde uffer falschen Seite fährst! Trottel!» Offenkundig ein Ur-Berliner. Der Mann hatte ein Knollengesicht, und sein Toupet war verrutscht.

«Gib mir sofort deine Versicherungspapiere, *you shirt-lifter*.»

*Shirt-lifter* war englischer Arbeiterklassen-Slang für «Homosexueller». Ich schätze, es war das Toupet, das Harry zu dieser Schlussfolgerung veranlasst hatte.

Doch der Mann zeigte Harry nur den Vogel und sagte: «Auf die Schnauze kannst du haben!»

Harry war ganz baff.

Die wortlosen Engel betrachteten entgeistert das improvisierte Schauspiel. Ich begriff, warum sie da waren: nicht etwa aufgrund einer göttlichen Fügung, sondern vielmehr aufgrund eines Geheimbeschlusses des für seine Exzentrik berüchtigten Berliner Senats. Dieser hatte gehörlosen Berlinern Mietzuschüsse angeboten, wenn sie sich bereit erklärten, nach Schönefeld zu ziehen – Teil eines langfristig angelegten Plans, Nachtflüge einzuführen und Schönefeld zu einer Art neuem Heathrow zu machen. Die Jugendlichen stammten bestimmt aus der Umgebung und vertrieben sich die Zeit mit *plane-spotting*, Flugzeuge gucken. Nun hatten sie die einmalige Gelegenheit, uns diverse Schimpfwörter der englischen und deutschen Sprache von den Lippen abzulesen.

«Wir sollten da mal eingreifen», sagte ich zu Tony, der gerade einen Schluck aus der Wasserflasche nahm.

«Am besten wir knöpfen uns diesen Scheisskerl zu dritt vor», sagte Tony, «und zeigen ihm, wo der Hammer hängt!» Ich betrachtete Tony etwas näher. Niemand von uns war verletzt, aber Tony zitterte genau wie Harry. Bevor Wellington weiland gegen Napoleon in die Schlacht gezogen war, hatte er mit Blick auf seine Soldaten ausgerufen: «Den Franzosen werden sie vielleicht keine Angst einjagen, aber bei Gott, mir machen sie Angst!»

Das war unser Dilemma. Wie sollten drei wackelige Engländer es mit einem robusten, wütenden Berliner aufnehmen? Versuchen mussten wir es trotzdem, im Namen der britischen Ehre. Die gehörlosen jugendlichen Engel sahen uns zu, wie wir mit jämmerlich geballten Fäusten zu ihm hinüberstürmten.

«Komm aus deiner blöden Karre raus!», donnerte Tony. Vielleicht war es auch eher ein Quieken.

Im Stiernacken des Taxifahrers trat eine Ader hervor. Er musterte uns schweigend. Und verzog höhnisch das Gesicht.

«Scheiss Ausländer», sagte er dann, «watt versteht ihr denn von Autofahrn?» In der ganzen Aufregung war ihm das Toupet noch weiter verrutscht, wodurch er aussah, als würde ihm seitlich ein Hamster auf den Kopf krabbeln. Ich spähte ins Wageninnere und versuchte den Namen auf der Plastik-Visitenkarte zu entziffern, die ans Armaturenbrett geheftet war. Wenn ich richtig gelesen hatte, stand da: ALI BABAYAN.

«Und watt wird dit nu wieder?», explodierte der Fahrer.

«Ich merke mir deinen Namen», sagte ich. «Damit wir dich vor Gericht bringen können.»

«Scheiss Rassist!», schrie er. «Hau dir selber in die Fresse. Ick hab keene Zeit!» Er legte rasch den Rückwärtsgang ein, spuckte in beeindruckender Manier aus dem offenen Fahrerfenster und fuhr mit quietschenden Reifen davon.

Millionen Touristen fallen Jahr für Jahr in Berlin ein, nachdem man ihnen erzählt hat, wie unglaublich *hot* oder *cool* es hier ist, und wenn sie abreisen, denken sie, sie hätten Deutschland gesehen und einen Blick auf dessen wahren Charakter erhascht. Aber die meiste Zeit haben sie bloss knurrende Taxifahrer erlebt und feixende Kellner in irgendeinem überteuerten Restaurant auf dem Ku'damm. Berlin ist die übellaunigste Stadt Deutschlands und die untypischste. Gut möglich, dass sie auch, wie die Berliner

behaupten, die charmanteste ist. Aber es ist ein Charme, der tief im Unterirdischen schlummert, wie die nuklearen Brennstäbe in Gorleben. Ich wohnte schon eine Weile in Deutschland, und das auch durchaus gerne, doch mir war klar, dass ich mein Lebtag brauchen würde, um die Berliner lieben zu lernen.

«Besorg dir seine Nummer!», keuchte Harry. Aber es klang etwas halbherzig. Keiner von uns hatte einen Stift dabei – schliesslich waren wir mit allen Wassern gewaschene moderne Journalisten –, und bis Tony einen der gehörlosen Schüler mit Händen und Füßen davon überzeugt hatte, ihm seinen Kuli zu geben, war der Taxifahrer längst über alle Berge, auf der Suche nach neuen Opfern, vorzugsweise Fahrgästen, die sich gerne beleidigen liessen – weil das so ein tolles Beispiel für die Berliner Schnauze war.

Wir sahen uns an. Von Harry war alles Militärische abgefallen. Mit zerzausten Haaren stand er da und rieb sich das Hinterteil, als wäre er tatsächlich von einem triebgesteuerten Nilpferd überfallen worden. Tony fummelte an seinem Handy herum, unschlüssig, ob er Roberta anrufen soll – auf die Gefahr hin, ihren Unmut zu erregen. Meine Hände waren schweissnass und klamm.

«Zu blöd zum Autofahren, die Deutschen», brach es aus Harry hervor. Tony sah mich vielsagend an. Je mehr der erste dumpfe Schmerz nachliess, desto klarer wurde uns beiden, dass Harry wohl zumindest eine Teilschuld traf. Schliesslich hatten die Deutschen den Mangel an Fahrkunst nicht gepachtet.

Enttäuscht darüber, dass es kein Blut gegeben hatte,

hatten sich die tauben Engel vom Acker gemacht, und wir waren auf uns allein gestellt. Inmitten der hektischen Betriebsamkeit des Flughafenvorplatzes von Schönefeld. Unsanft auf dem deutschen Boden der Tatsachen gelandet. Über Harrys Schultern sah ich Spuren eines alten Plakats aus einer längst vergessenen Werbekampagne: *Deutschland – Die Welt zu Gast bei Freunden.*

«Shit», sagte Harry.

«Shit», sagte Tony.

Na, Gott sei Dank, dachte ich.

In diesem Moment klingelte mein Handy. Ich erkannte die Nummer nicht und ging ran.

«Hallo, mein Sohn», erklang eine entfernt vertraute Stimme. «Passt es gerade?»

## 2 Eine deutsche Biografie

Auf dem Tisch lag ein Huhn, und zwar genau so, wie ich es mag: ruhig darauf wartend, in den Ofen geschoben zu werden. Noch etwas benommen von unserem kleinen Unfall am Flughafen, hörte ich alles nur gedämpft, so als hielte ich in einem gechlorten Schwimmbecken unter Wasser die Luft an. Ich hatte einen trockenen Hals und hin und wieder zuckten kleine blaue Blitze vor meinen Augen. Das Einzige, was noch funktionierte, war mein Appetit. Beim Frühstück langte ich zweimal zu, beim Mittagessen gleich dreimal. Eine Schwangerschaft hielt Harry für ausgeschlossen, weshalb ich das Ganze unter posttraumatischem Schock verbuchte. Die Lust auf die Suche nach Hitler-Bildern war uns nach dem Zusammenstoß vergangen, was nicht weiter schlimm war, da sich ohnehin herausstellte, dass die Signatur auf dem mutmasslichen Führer-Gemälde nicht A.H., sondern A.R. lautete. Es ging für vierzig Euro weg, nachdem der Auktionator angedeutet hatte, dass sich hinter A.R. die höchstwahrscheinlich unglückliche, mit Sicherheit aber untalentierte Gouvernante eines Kurfürsten verbarg.

«Sieh es mal so», sagte Tony, während ich ihm half, seine Steak and Kidney Pies in der Golftasche zu verstecken, die er im Keller aufbewahrte. «Wir haben dadurch wenigstens keine Zeit verloren.»

«Wir hätten auch so lange an dem R rumkratzen kön-

nen, bis daraus ein H wird», grummelte Harry. Auf seiner Stirn hatte sich eine taubeneigrosse Beule gebildet. Der Wagen war für ein, zwei Tage ausser Gefecht gesetzt. «Wenn ich den Typen zwischen die Finger kriege, erwürge ich ihn eigenhändig!» Ich sah mir Harrys Finger an und konnte mir lebhaft vorstellen, wie er jemanden erwürgte.

Wir verabredeten uns für später in der Woche: Eine weitere Führer-Story dräute. Einstweilen konnte ich mich also auf die Zubereitung der kulinarischen Überraschung konzentrieren, die ich Frau Beckenbender – mein Guru in allen deutschen Angelegenheiten – bereiten wollte. Bestimmt würde sie mit meiner Geflügel-Wahl zufrieden sein.

Auf dem Hinterteil des Tiers klebte ein Aufkleber mit der wertvollen Information: «Alle Bereiche von Aufzucht bis zur Schlachtung befinden sich in deutscher Hand.» Das klang wie eine Frontmeldung.

Darunter eine Checkliste.

Eltern: deutsch

Geburt: deutsch

Futtermühlen: deutsch

Aufzucht: deutsch

Schlachtung: deutsch

So viel zum Traum von einer Multikulti-Esskultur. Hätte nicht wenigstens einer der beiden Elternteile griechisch oder schwedisch sein können? Das Leben eines Huhns hatte etwas angenehm Einfaches, es war von der Geburt bis zum Tod, vom ausgeschlüpften Ei bis zum Weihnachtsbraten ganz entschieden D. Um wie viel komplizierter war doch die Laufbahn eines Journalisten-Menschen. Der Anruf meines Vaters hatte mich verstört. Es



kam selten vor, dass er mich anrief. Lieber schrieb er mir dreimal im Jahr einen Brief und erging sich in weitschweifigen philosophischen Betrachtungen über eine Vergangenheit, in der doch alles viel gemächlicher und würdevoller zugegangen sei als in unserer auf den Hund gekommenen, vom Kommerz bestimmten Gegenwart. Für meinen Dad war Beschleunigung die Wurzel allen Übels; nicht Geld, Leidenschaft oder Reality-TV oder einer der anderen üblichen Verdächtigen – nein, es war die hirnlose Jagd nach Mitteln und Wegen, Zeit zu schinden. Der Anblick eines jungen Mannes, der beim Autofahren telefonierte, reichte schon, um bei meinem Vater einen Sturm der Entrüstung auszulösen. Wenn der Mann dann auch noch Goldkettchen und Sonnenbrille trug, wurde aus dem Sturm ein Unwetter von fast biblischen Ausmassen. Die allgegenwärtige Beschleunigung liess einen nicht zur Besinnung kommen, höhlt die Privatsphäre aus und war für falsche Entscheidungen, Konzentrationsschwächen und die ständige fieberhafte Suche nach neuen Sinneseindrücken verantwortlich. «Ich hätte mich 1945 einbalsamieren lassen sollen», pflegte er zu sagen. Worauf ich dann immer erwiderte: «Ach, 1945 war also besser als 1946?» Und dann ging das Gejammer los. Für Grossbritannien sei der Erfolg auf dem Schlachtfeld (oder Fussballfeld) immer nur der Anfang vom Ende gewesen: So habe der englische Triumph über Deutschland 1966 in Wembley den Niedergang des englischen Fussballs eingeleitet. In diesem Ton waren die Briefe gehalten, die er mir zum Geburtstag, zu Weihnachten und aus unerfindlichen Gründen auch zu seinem Hochzeitstag schrieb. (War meine Mutter

am Ende bereits schwanger gewesen, als sie vor den Altar trat? Rein rechnerisch kam das hin.) Sie erheiterten mich stets aufs Neue. Zwischen den Briefen schien Dad kein Bedürfnis nach Kommunikation zu verspüren, und wenn ich ihm sagte, er könne mich jederzeit auf dem Handy anrufen, höhnte er nur: «Du immer mit deinem Handy! Ein Werkzeug des Teufels ist das!» Insofern traf mich der Anruf am Flughafen völlig unvorbereitet, und das nicht nur, weil ich von tauben Engeln umgeben war. Irgendetwas Mysteriöses ging da vor sich, und ich war entschlossen, mit Frau Beckenbender darüber zu reden. Sie gehörte ungefähr derselben Generation an wie mein Vater und wir hatten in der Vergangenheit bereits das eine oder andere Mal über ihn geredet. Während meines Studiums in Deutschland war sie nicht nur meine Vermieterin gewesen, sondern auch Sprachlehrerin und Beraterin in Lebensfragen. Englische Kinder aus meiner Schicht schickte man aufs Internat, damit sie lernten, selbständig zu sein. Was allerdings nur dazu führte, dass sie ihren Eltern entfremdet wurden und ansonsten darauf angewiesen waren, dass ihnen jemand was zum Essen hinstellte und ihre Wäsche sortierte. Frau Beckenbender war als junges Mädchen aus dem Osten geflohen. Ihre Mutter hatte auf der Flucht einen Nervenzusammenbruch erlitten, und sie meisterte all die Dinge, zu denen ich unfähig war. Nun kam sie also zum Abendessen, und ich war wild entschlossen, sie trotz meiner zwei linken Hände mit meinen Kochkünsten zu beeindrucken.

Zwei Kochbücher, eins in Englisch und eins in Deutsch, standen aufgeschlagen auf meinem Fensterbrett. Nur mit Mühe konnte ich die winzige Schrift lesen. Die Rezepte liessen etwas an Schwung vermissen. Die Kohlroulade – oder wie wir Engländer sagen: der *stuffed cabbage* – sah durchaus lecker aus, war aber eben auch absolut vorhersehbar. Mein fettes blondes Huhn eröffnete hingegen ungeahnte kulinarische Möglichkeiten. Warum nicht das Huhn mit Kohl stopfen? Und dazu vielleicht ein paar Backpflaumen? Das war zumindest äusserst gesund. Frau Beckenbender, die jedes Jahr nach Bad Oeynhausen zur Kur fuhr, würde das sicher zu schätzen wissen. Ich bestrich das Huhn mit Fett, während im Radio jemand anscheinend mit den Fäusten Chopin spielte, und schob das gute Tier anschliessend sachte in den Ofen. Ich stellte den Timer – ding! – und setzte das Wasser für den Kohl auf. Im nächsten Moment klingelte das Telefon – dring, dring!

«Mein Sohn, stör ich dich gerade?»

Ich seufzte.

«Nein, Dad, ich bin nur gerade beim Kochen.» «Du bist ja ganz schön beschäftigt.»

«Was ist denn? Irgendwas nicht in Ordnung?» Mir war so, als habe sich die Klangfarbe seiner Stimme verändert, als habe sie ihre militärische Zackigkeit und forsche Bestimmtheit verloren.

«Äh, nein, nichts: Ich wollte nur hören, wie's dir geht.»

«Aber du rufst doch sonst nie an.»

Schweigen am anderen Ende der Leitung. Meinem Vater eine Information aus der Nase zu ziehen war in etwa

so schwer wie einem Schwaben einen Zehn-Euro-Schein zu entwenden.

«Dad? Dad? Bist du noch dran?»

«Ja. Was ist das denn für ein Krach im Hintergrund?»

«Chopin.» Ich schaltete das Radio aus. «Nein, die Dunstabzugshaube.» Der Kohl machte sich nun bemerkbar.

Ich verzog mich mit dem Telefon aufs Klo, wo es besser roch – nämlich nach synthetischem Lavendel, – und schloss die Tür.

«Jetzt kann ich dich viel besser hören.»

«Was brennt dir denn unter den Nägeln?»

«Ach, es ist bloss ... wegen meiner Putzfrau.»

Ich spürte ein dumpfes, beklemmendes Pochen hinter den Augen, eine Migräne war im Anmarsch. Mein Vater führte einen ständigen Kleinkrieg mit Meryl, seiner unerträglich gut gelaunten Haushaltshilfe, die regelmässig zum Bügeln kam und den Kaminsims abstaubte. Seit acht Jahren verdächtigte er sie, ihm drei Pfundmünzen entwendet zu haben, die er als Notgroschen in einer alten Nescafé-Dose aufbewahrt hatte. Es war sein Misstrauen Meryl gegenüber, das ihn am Leben hielt.

«Was ist mit ihr?»

«Sie kommt nicht mehr.»

«Mein Gott, Dad. Was immer du ihr an den Kopf geworfen hast, entschuldige dich sofort bei ihr!»

«Sie sagt, ich würde sie nicht bezahlen.»

«Und, stimmt das?»

«Ehrlich gesagt, ja.»

Seine Stimme brach, als hätte er die ganze Nacht über den Mund offen gehabt und nun keine Spucke mehr. Dad

war immer schon ein bisschen schwierig gewesen. Als Kriegsheld hatte er sich immer gewünscht, dass ich Soldat oder Flieger werde, und stets darauf bestanden, dass meine Bügelfalten so scharf waren, dass man damit zur Not Käse schneiden konnte. Wehe, ich brannte beim Versuch, meine Hosen zu bügeln, ein Loch hinein – dann bekam er einen Tobsuchtsanfall. Es war nicht ganz leicht, ihm etwas recht zu machen.

«Wann hast du sie zum letzten Mal bezahlt?»

«Weiss nicht.»

«Vor einer Woche? Vor zwei Wochen?»

Abermals Schweigen.

«Eher vor drei Monaten. Um ehrlich zu sein, ich bin so gut wie pleite.»

Ich unterdrückte ein Lachen. Seit ich klein war, behauptete mein Vater, am Bettelstab zu gehen.

«Nein, wirklich. Ich mein's ernst.» Die Worte sprudelten jetzt nur so aus ihm heraus. «Ich hab mit meinem Filialeiter gesprochen. Er sagt, es wär nichts mehr übrig, abgesehen von der Pension, und die reicht gerade mal fürs Katzenfutter.»

«Dad, keine Bank der Welt erzählt dir je, dass du pleite bist. Je weniger Geld du hast, desto interessanter wirst du doch für die.»

«Die sagen, ich hätte mein Konto ziemlich überzogen. Sämtliche Ersparnisse sind futsch. Vielleicht muss ich sogar meine Medaillen verkaufen.»

«Und was ist mit deinen Rentenfonds?»

«Hab ich letztes Jahr verkauft, um den neuen Fernseher bezahlen zu können.»

Langsam verlor ich die Geduld. Es war höchste Zeit, nach Huhn und Kohl zu sehen. Aus der Küche wehte mich

bereits ein leichter Hauch von flambiertem Kochtopf an.

«Wieso in aller Welt hast du dir einen Fernseher gekauft?»

«Weil mein alter Schwarz-Weiss-Fernseher explodiert ist, als der neue Vikar zu Besuch kam.»

«Hör mal, Dad, kann ich dich vielleicht ein andermal zurückrufen? Wart mal kurz.»

Wie befürchtet war das Wasser im Topf übergelaufen und der Kohl angebrannt. Jetzt verstand ich, warum Frauen Köche attraktiv finden, selbst die mit Glatze und Bauchansatz. Köche müssen mit den Händen überall gleichzeitig sein, und die Fähigkeit, sämtliche Speisen gleichzeitig zum Höhepunkt zu bringen, deutet auf Talente ausserhalb der Küche hin. Sein Essen anbrennen zu lassen, ist dagegen ein Hinweis auf mangelnde Männlichkeit – wer in der Küche eine Niete ist, taugt bestimmt auch nichts im Bett.

«Scheisse!», rief ich und machte rasch den Ofen aus. Ich fragte mich kurz, ob ich den Kohl gleich aus dem Fenster in den Hinterhof werfen sollte, zu den diversen Hundehaufen. Doch zum Glück hatte ich noch ein Päckchen Fertig-Kartoffelbrei von Maggi als eiserne Reserve im Schrank. Dann fiel mir mein Vater wieder ein und ich griff zum Hörer.

«Dad, bist du noch dran? Bisschen brenzlige Situation hier gerade.»

Ohne ein Wort legte er auf.

Ein bisschen Zeit blieb mir noch, um das Abendessen zu retten, aber nicht viel. Frau Beckenbender war eine Pendantin. Ihr war es am liebsten, wenn man sich praktisch gleich nach der Begrüssung hinsetzte und zu essen

begann. Small Talk war in ihren Augen vulgär. Das Essen sollte sofort serviert und mit höchster Konzentration verzehrt werden, als Zeichen des Respekts für den Koch. Ich betrachtete die Hühnerleiche und den verbrannten Kohl und schüttelte den Kopf. Aus unerklärlichen Gründen hatte ich eine Stinkwut auf meinen Vater. Kartoffelbrei aus der Tüte war definitiv keine Lösung.

Meine Beziehung zu Frau Beckenbender – besser gesagt, ihre Rolle als informelle Nachhilfelehrerin in spezifisch deutschen Angelegenheiten – gründete weitgehend auf Essen und kulinarischen Erinnerungen. Wir hatten regelmässig an ihrem Küchentisch in Hamburg gegessen, einer anglophilen Stadt, die von britischen Bomberpiloten wie meinem Vater dem Erdboden gleichgemacht worden war. Ich hatte meine Sprachbücher aufgeschlagen und vom Herd roch es nach Kartoffelsuppe. Egal welchen Text wir durchnahmen, Frau Beckenbender kam jedes Mal auf den Krieg zu sprechen. Das erschien mir normal: Die Generation meiner Eltern und Grosseltern begab sich auch ständig auf Zeitreise und pendelte in eine Vergangenheit, die für sie einfach realer und lebendiger war. Manchmal dachte ich: Der Krieg ist ihre Droge. Er hat sie körperlich und seelisch kaputtgemacht, aber sie wurden süchtig nach der Angst, der Intensität des Lebens, dem Sichdurchschlagen, der Wärme. Dem Provisorischen. Wenn Frau Beckenbender einem Engländer Deutsch beibrachte, ging es ihr dabei nicht so sehr um die Sprache – oder gar die Kultur –, es war mehr eine Art Therapie. Es ging darum, ohne Vater zu überleben, um ein Leben, das sich in der Küche abspielte statt im Wohnzimmer oder im

Schlafzimmer. All das wurde mir mitten in einer Unterrichtsstunde zum Thema Kochen klar. Ihre braunen Augen leuchteten richtig auf, als sie mir die sechzehn Gerichte aufzählte, die man aus Kartoffeln bereiten konnte. Auf einmal erinnerte ich mich daran, dass all diese Kartoffel- und Rübengerichte auch zum (realen oder überlieferten) Erinnerungsschatz meiner Familie gehörten: Kriegsgemüse, das zu essen als patriotische Pflicht galt. Als ich ein Kind war, sang mir meine Grosstante Mabel immer dieses Lied vor:

*Potatoes new, Potatoes old  
Potato (in a salad) cold  
Potatos baked or mashed or fried  
Potatos whole, potatoes pied  
Enjoy them all, including chips  
Remember spuds don't come in ships!*

Kartoffeln waren etwas, was im eigenen Land angebaut wurde. Weder England noch Deutschland brauchte sie zu importieren. Für die Engländer war das Kartoffelessen ein Akt des Widerstands, etwas, was uns weniger angreifbar machte gegenüber Hitler und seinen U-Booten, die die Nahrungstransporte über den Atlantik attackierten. Und für die Deutschen waren selbst angebaute Kartoffeln etwas, was sie von der Essensrationierung durch die Nazis und die Blockade durch die Russen unabhängig machte.

«Es sind siebzehn», verbesserte ich Frau Beckenbender. Mir war ein Rezept von Grosstante Mabel eingefallen. *Potato fingers* nannten wir das. «Man bereite etwas Kartoffelbrei zu, vermische ihn mit Mehl, forme aus der



Masse Finger und schiebe das Ganze in den Ofen.»

«Achtzehn», versetzte Frau Beckenbender und gab mir das Rezept für Kartoffelteigtaschen.

Unser Potato-Ping-Pong setzte sich über die Jahre hinweg fort. Gegen Ende meines Studiums waren wir bei 89 Rezepten angelangt. Nun, da ich wieder in Deutschland war – diesmal als Korrespondent –, hatte ich das Gefühl, es sei an der Zeit, unsere Beziehung auf eine neue Ebene zu heben: Kohl. Also nichts mit Kartoffelbrei aus der Tüte. Irgendwie musste es mir gelingen, den verbrannten Kohl als essbare Alternative neu zu erfinden. Doch allmählich lief mir die Zeit davon. Ich riss den Kühlschrank auf und fand: eine uralte Halbfett-Sahne, ein Glas Kapern, ein paar Streifen Speck und eine Flasche ChilisaUCE. Das musste reichen. Den Speck warf ich in eine Pfanne, wo er vor sich hin frittierte, während ich mittels einer alten Zahnbürste die schwarzen Kohl-Stellen mit Sahne über-tünchte. Darüber verteilte ich grosszügig Kapern; den knusprig gebratenen Speck schnitt ich klein und mischte ihn unter den Kohl, die restlichen Brandschäden wurden mit drei Tropfen ChilisaUCE überdeckt. Wie sagt dieser gnadenlos optimistische britische Spitzenkoch immer: Im Zweifel Farbtupfer setzen. Es klingelte an der Tür und ich betrachtete mein Werk ein letztes Mal. Farbenfroh war es, aber das waren Autounfälle auch.

Frau Beckenbender stand vor der Tür und strahlte. Neben dem riesigen geschwollenen Eierkürbis, den sie in der Hand hielt, sah sie richtig klein aus. «Ich fand, es ist höchste Zeit, unser Bratkartoffelverhältnis mal auf neue

Füsse zu stellen», sagte sie. «Und ich hab doch so viele Kürbisrezepte. Aber dann hab ich im Hof den Kohlduft gerochen und wusste, dass Sie dieselbe Idee hatten.»

Ich nahm den Eierkürbis entgegen. «Danke. Sieht lecker aus. Obwohl ich mich über Blumen ja auch gefreut hätte, Frau Beckenbender. Zu essen hab ich eigentlich genug. Ist ja schon eine Weile her, dass sie Lebensmittel rationiert haben, heute kriegt man wieder alles Mögliche in den Geschäften.»

«Sie machen sich über mich lustig.»

«Nein, wirklich, das mit der Rationierung ist vorbei.»

«Das mit der Rationierung hört nie auf», sagte sie mit einem plötzlichen Anflug von hanseatischer Schwermut. «Das ganze Leben ist Rationierung.»

«Na, heute können Sie jedenfalls so viel Kohl essen, wie Sie mögen», sagte ich – und bewunderte still meine eigene Chuzpe. «Ich hab Ihnen was ganz Besonderes gezaubert.»

Frau Beckenbenders knittriges Gesicht leuchtete auf. Sie drückte mir ihren Mantel in die Hand und nahm sogleich am Küchentisch Platz. «Kohl ess ich am liebsten.» Das glaubte ich ihr sogar, denn im Gegensatz zu den übrigen Bewohnern dieses Mietshauses liebte sie die Erinnerung an Armut und Entbehrung. Es war ein typisches Prenzlauer-Berg-Gebäude, Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts als Wohnhaus für Arbeiter gebaut und im Grunde immer noch ein Haus für Leute, die jeden Pfennig zweimal umdrehen mussten. Zu den Nachbarn zählten ein Autohändler, der viele Stunden in einem Solarium namens «Münz-Mallorca» verbrachte, und ein Serbe, der

sich immer, wenn er im Penny-Markt einkaufen ging, einen falschen Bart anklebte, aus Angst, dass ihn die Ermittler des Internationalen Strafgerichtshofs für das ehemalige Jugoslawien schnappen könnten. Was sie verband, war die Abneigung gegen Kohl: Es roch nach sozialem Abstieg. Kein anderes Ereignis im täglichen Rhythmus des Treppenhausgeschehens erregte dermassen viel kollektive Wut: weder der inkontinente Terrier noch der Säufer, der nach Mitternacht überall klingelte und «Du Hure!» in die Gegensprechanlage schrie – in der irrigen Hoffnung, dass seine Frau immer noch im Haus wohnte. Beim Kohl jedoch hörte der Spass auf. Dann kam es vor, dass der Hausmeister an die Tür klopfte, sich räusperte und einen förmlich aufforderte, die Fenster zu öffnen, den Flur zu desodorieren, mit dem Kochen aufzuhören oder gefälligst woanders essen zu gehen. Einmal brachte er mir sogar einen McDonald's-Gutschein für ein Maxi Meal, für den meine Nachbarn zusammengelegt hatten.

«Köstlich», sagte Frau Beckenbender, und ich wollte ihr glauben. «Oder sagen wir mal: interessant.» Mochten die Kartoffeln sie an ihre Kindheit erinnert haben – Kohl war das Aroma ihrer Teenagerzeit. Wenn sie von der Schule nach Hause kam, sich am Kinderwagen im Hausflur vorbeizwängte und ihre Magensäfte zu gurgeln begannen, hiess das so viel wie: Oma ist zu Hause. Frau Beckenbenders Mutter hatte auf der langen Flucht vor den Russen den Verstand verloren, doch ihre Grossmutter, eine Ostpreussin mit einer Vorliebe für Kohlrouladen und Klopse, hatte standgehalten.

«Was sind denn diese schwarzen Dinger?», fragte Frau Beckenbender ungewöhnlich redselig.

«Ist ein irisches Rezept», wich ich ihrer Frage aus.

«Das würde die Chilisauce erklären.»

Wir verfielen wieder in unser gewohnheitsmässiges Schweigen. Eine Welle der Übelkeit erfasste mich, während ich versuchte, meine eigenen Kochkünste zu verdauen. Selbst mein Hund Mac, ein schmutzig weisser West Highland Terrier, der einen sonst stets unterm Tisch anstupste und um Essensreste bettelte, hatte sich in die hinterste Ecke der Wohnung verkrümelt. Kein gutes Zeichen.

«Na, das war doch sehr gut», sagte Frau Beckenbender. Ihr Teller war blitzblank. «Flambierter irischer Kohl. Das Rezept hätte ich gern.»

Auf das Huhn ging sie gar nicht erst ein. Es war mit einer ungesund aussehenden braunen Kruste aus dem Ofen gekommen und roch irgendwie nach Paraffin und Neutralreiniger. Erstaunlicherweise lehnte Frau Beckenbender den angebotenen Nachtisch ab – flambierte Birne, meine Spezialität –, weshalb wir die Teller in die Küche trugen und das Fenster öffneten, damit der Geruch abzog. Sofort kam ein Spähtrupp Fliegen angesurrt, der aber binnen Kurzem wieder abschwirrte; offenkundig gab mein Essen nichts Verwertbares her. Vom Hof wehten Gesprächsfetzen herauf:

«Hey, Pizzaface, wo warst du die ganze Zeit?»

«Hab voll den Einlauf gekriegt von meinen Eltern.»

«Scheisse. Hast echt was verpasst. Krasse Party am Wochenende. Sind total versumpft.»

«Scheisse.»

«Krass.»

Ich verzog das Gesicht und schloss das Fenster. Das war nicht Frau Beckenbenders Welt und schon gar nicht ihre Sprache.

«Tut mir leid. Die Jugend von heute. Fremder Planet.»

«Wenigstens sprechen die noch irgendeine Art von Deutsch. Im Gegensatz zu diesen Managern, die ständig was von ‚Meeting‘ und ‚Teamplayer‘ in ihre Handys sprechen.»

«Sie hören sich ja schon an wie mein Vater», sagte ich und warf diskret ein Geschirrhandtuch über mein Mobiltelefon.

«Ich finde», sagte Frau Beckenbender langsam, «es gibt Schlimmeres, als wie Ihr Vater zu klingen.»

Frau Beckenbender hatte mich nur einmal in England besucht: Sie war mit der Fähre nach Harwich gekommen. Zur Feier des Tages hatte ich auch meinen Vater eingeladen. Die beiden hatten sich ganz gut verstanden, obwohl sich Dad in Gesellschaft einer Deutschen wie üblich ziemlich unwohl fühlte. Die Unterhaltung verlief etwas gestelzt – die klassische *Don't-mention-the-war*-Situation –, aber ich merkte, dass sich Frau Beckenbender schon ihr Bild von ihm machte. Sie war eine kluge Frau.

Und so kam es, dass ich bei Pfefferminztee mit einem Hauch von Chili (ich hatte vergessen, den Löffel abzuspülen) Frau Beckenbender mein Herz ausschüttete. Stand mein Vater vor einem Nervenzusammenbruch? Versuchte er, mir etwas durch die Blume zu sagen? Welche Pflichten hatte ich als Sohn? Frau Beckenbender hatte eine erwachsene Tochter und sehr präzise Vorstellungen von gegen-

seitiger Verantwortung. Leider stammten diese Vorstellungen noch aus der Vorkriegszeit auf einem heruntergewirtschafteten ostpreussischen Gut irgendwo an der Memel. Wie immer sprach sie mit der Autorität einer Oberlehrerin, weshalb ich nicht wagte, sie zu unterbrechen.

«Es kommt die Zeit, da Eltern wieder zu Kindern werden und die Kinder zu Eltern. Manchmal geschieht auch beides gleichzeitig. Für mich kam dieser Moment, als meine Mutter von russischen Soldaten vergewaltigt wurde. Obwohl ich lieber ein Kind geblieben wäre, musste ich Erwachsenenpflichten übernehmen. Und genauso ist es mit Ihrem Vater. Vielleicht ist es nur der Beginn einer Kette von Ereignissen, an deren Ende er Ihnen die elterliche Gewalt abtritt. Klingt, als wäre Ihr Vater einfach müde.»

Obwohl Frau Beckenbender meinen Vater erst ein Mal gesehen hatte, schien sie im Verlauf unserer Gespräche einen intimen Einblick in seine Persönlichkeit entwickelt zu haben.

«Das mag wohl sein. Aber was kommt als Nächstes? Soll ich mich um ihn kümmern? Es fällt mir schon schwer genug, mich um mich selber zu kümmern.» Der Hund fing an zu würgen. Ob er mir zugehört hatte? Ich ging zu ihm rüber, legte die Hand unter seinen Brustkorb und drückte nach oben. Das setzte seinen Panikattacken normalerweise ein Ende. Doch diesmal hustete, röchelte und würgte er weiter.

«Der hat sich bestimmt an dem Speck verschluckt», diagnostizierte Frau Beckenbender, «oder an einem Hühnerknochen.» Ich schritt zur Tat. Mit einer Hand hielt ich meinem Hund das Maul offen, mit der anderen griff ich in

den Rachen. Wer sagt's denn. Ein Hühnerknochen, vermischt mit Kohl. Vorsichtig manövrierte ich ihn heraus.

«Das irische Rezept?», fragte Frau Beckenbender.

«Da können Sie Gift drauf nehmen. Wie kommt es, dass sie sich so gut mit Hunden auskennen?»

«Bin mit Pferden gross geworden.»

«Und Vätern?»

«Wie gesagt, ich bin mit Tieren aufgewachsen.»

«Das versteh ich jetzt nicht.»

«Wir folgen dem Rhythmus der Tierwelt, wie sollte es anders sein? Die Eltern werden zu Kindern und die Kinder müssen eben einen Weg zwischen Schuldgefühl, Verantwortung und Eigeninteresse finden – das ist nur menschlich. Aber die grundlegende Wahrheit ist: Sie werden selbst Kinder haben, alt werden und sterben. Oder Sie kriegen keine Kinder, werden auch alt und sterben. Das sind die Gesetze des Bauernhofs.»

«Ach, Frau Beckenbender, Sie haben wirklich eine Art, mich aufzumuntern.»

Der Hund war unter arthritischem Gelenk-Geklappere neben ihr aufs Sofa gesprungen. Völlig zurecht hatte er sie als seine Lebensretterin identifiziert.

«Wissen Sie, ich bin keine Spielverderberin. Erwachsensein heisst, sich Oasen des Vergnügens und der Zufriedenheit zu schaffen – in einem Leben, das von Verantwortung geprägt ist. Andernfalls verdammt man sich selbst zu ewiger Kindheit. Und das wollen Sie doch nicht, oder?»

«Nein, eigentlich nicht», erwiderte ich kleinlaut. Obwohl ich mir da durchaus nicht sicher war.

«Sie kennen ja den alten Spruch: Nur auf zwei Dinge ist Verlass in dieser Welt – auf den Tod und die Steuern.»

«Auf den Tod und die Steuern!», sagte ich und hob die Teetasse mit dem merkwürdig schmeckenden Inhalt, so als spräche ich einen Toast auf meine betagte Besucherin aus. Der Hund rülpste zustimmend.



### 3 Arme Hunde vor dem Zwinger

«Oje, das sieht gar nicht gut aus!»

Dr. von Landauers leicht schrille Stimme wehte aus dem Büro ins Vorzimmer herein. Die Tür – mit Leder gepolstert, damit kein Finanzgeheimnis den Raum verliess – war nur leicht angelehnt. Die Sekretärin wirkte etwas verstört und kratzte sich mit einem Kugelschreiber im Ohr, was nicht gerade vorteilhaft aussah.

«Was hat das alles zu bedeuten?», fragte ich sie mit einem Kopfnicken in Richtung Tür. Wir kannten uns schon eine ganze Weile und so nervös hatte ich sie noch nie gesehen. Sie nahm ihre Gucci-Brille ab, rieb sich die Augen und setzte sie wieder auf. Dann nahm sie einen Zettel, zerknüllte ihn und warf ihn in hohem Bogen in den Papierkorb. Ich kam mir vor wie ein Freud-Schüler, der sich einer interessanten neurologischen Fallstudie gegenüber sieht.

«Er erwartet Sie», stiess sie schliesslich hervor.

«Ach, Landauer hat mit *mir* geredet?» Sie schluckte. Ich schluckte.

Dr. von Landauer war mein Steuerberater. Wir waren in England zusammen auf die Universität gegangen, wo er zweifellos zu meinen langweiligsten Bekanntschaften gezählt hatte. Er war nicht in der Lage, zwei Bier zu trinken, ohne zwischendurch Ovid zu rezitieren. Erst nachdem wir alle Examen gemacht hatten, fiel uns auf, dass er in vier Jahren nicht *ein Mal* sein Bier selbst bezahlt, ge-

schweige denn einen ausgegeben hatte. Die Folge war, dass unsere gesamte Clique – sogar Steve, der sich gerade anschickte, mit einer Website namens kill-your-neighbours.com die ersten Millionen zu scheffeln – Dr. von Landauer ihr Geld anvertraute. Er war vielleicht ein bisschen seltsam, aber auf seine Weise auch ein Genie. Und auf ein solches Finanzgenie war ich nun unbedingt angewiesen. Denn ein weiterer Anruf meines Vaters hatte mich endgültig davon überzeugt, dass er auf dem Zahnfleisch ging. Da ich ein geschwisterloses Dasein fristete und meine Mutter schon lange nicht mehr lebte, war mein Vater nun zu meinem Problem geworden. Ich würde ihn schlichtweg den Rest meines Lebens unterstützen müssen, denn der Arbeitsmarkt für alternde Bomberpiloten boomte nicht gerade. Während der Zug von Berlin nach Dresden rattete, versuchte ich mir über die neue Situation klar zu werden. Die Option, vor der ich den grössten Horror hatte, war, dass mein Vater bei mir einzog. Das musste ich um jeden Preis verhindern. Ich konnte mir den täglichen Kleinkrieg schon lebhaft ausmalen: sein Rasierzeug, das aufgereiht dastand wie Panzergrenadiere vor der Inspektion; das Modellflugzeug auf dem Kaminsims; wie er um fünf Uhr morgens unter der Dusche fröhlich-falsch *Rule Britannia* pfiff. Und das tagein, tagaus: der sichere Weg in den Wahnsinn.

Selbst die etwas glimpflicheren Alternativen jagten mir Schauer über den Rücken. Dad war nämlich auch stolzer Besitzer eines Tuareg-Safari-Wohnwagens, der – falls er ihn nicht schon verkauft hatte – hinter dem Haus im Garten stand und auf sein grosses Abenteuer wartete. Dad

fuhr damit nie irgendwohin, stattdessen trottete er die paar Schritte von der Küche an den Dahlien vorbei bis zu dem blau-weissen Anhänger, wo er dann einfach da sass, versunken in seiner Traumwelt und berauscht von der Möglichkeit unabhängigen Reisens, und mit beduinischen Kamelhändlern feilschte oder Zuflucht vor den Giftpfeilen suchte, die kongolesische Pygmäen aus ihren Blasrohren abgefeuert hatten. Doch nun sah ich eine andere Zukunft für den kleinen Tuareg Safari voraus, mit seiner Chemie-toilette und den Stockbetten, an denen man sich ständig den Schädel anhaute. Er würde vor meinem Berliner Mehrfamilienhaus parken und meinem Vater die Illusion von Unabhängigkeit erlauben. Ich schloss angestrengt die Augen und versuchte mir vorzustellen, was als Nächstes passieren würde. Erst würde er an der Tür klingeln und um Zucker bitten, dann um die Toilette zu benutzen – das Abwasser-System des Wohnwagens war nämlich in einer Tour verstopft – und schliesslich um zu telefonieren oder sich über Nachbars Katze zu beschweren oder weil seine Heizung nicht mehr funktionierte. Meine Wohnung, meine Arbeit, mein Leben – alles würde sich nur noch um den Wohnwagen meines Vaters drehen.

Eine schnelle Lösung musste her. Ich baute auf Dr. von Landauer. Was kostete ein Zimmer im Seniorenheim? Liess sich das von der Steuer absetzen? Und selbst wenn ich es mir leisten konnte, wie überzeugte ich Dad, dort einzuziehen? Ein Engländer allein unter Hunnen – nicht auszudenken! Durchs Fenster von Dr. Landauers Vorzimmer sah ich einen menschlichen Tausendfüssler aus japanischen Touristen mit gezückter Digitalkamera in Rich-

tung Zwinger schlurfen. Sie hatten fünfundzwanzig Minuten für August den Starken und dann hiess es zurück in den Bus und weiter nach Prag. Ich beneidete sie. Bestimmt war es leichter, ein Asiate in Europa zu sein als ein Engländer in Deutschland. Eine Art Unschuld schützte sie, eine besondere Immunität gegen den europäischen Virus.

«Das Leben ist eben kein Zuckerschlecken», sagte die Sekretärin, als könnte sie meine Gedanken lesen. Vielleicht hatte ich sie auch laut ausgesprochen, ein weiteres Symptom meines geistigen Niedergangs als Journalist. Ich sah, dass sie den Tränen nah war. Ihre geröteten Augen – die ich zunächst auf eine Allergie zurückgeführt hatte – wurden ganz wässrig.

«Alles in Ordnung bei Ihnen?» Mir fiel ihr Name nicht ein. Frauen waren ja so kompliziert.

«Da drinnen ...», sie brach ab und deutete stumm auf Dr. von Landauers Büro.

Ich nahm das als Einladung, ins Allerheiligste meines Steuerberaters einzutreten. Aus dem Zimmer kam ein merkwürdiges Flüstergeräusch, das ich zunächst einer defekten Klimaanlage zugeschrieben hatte. Und ein merkwürdiger Duft – nach einem obskuren Eau de Toilette oder irgendeiner sächsischen Delikatesse.

Der Anblick, der sich meinen Augen darbot, kann nur als infernalisch beschrieben werden. Als Auslandskorrespondent hatte ich weiss Gott schon viele brenzlige Situationen erlebt, im Balkan oder in Grosny. In Dantes Hölle wateten die Schmeichler durch menschliche Exkremete, falschen Propheten setzte man die Köpfe falsch herum auf und Heuchler trugen Gewänder aus Blei. Was für eine

schreckliche Sünde hatte von Landauer in seinem früheren Leben begangen? Als ich eintrat, steckte die Hand des hochgewachsenen Finanzberaters, eines distinguierten Mannes, dem deutsche Prominente ihre tausend kleinen Geheimnisse anvertrauten, gerade im Hintern eines schwarzen Labradors.

«Das sieht aber gar nicht gut aus», rief er abermals in Richtung seiner Sekretärin. Langsam dämmerte mir, dass sich seine Bemerkung nicht auf meine derzeitige finanzielle Situation bezog.

«Halt mal still, meine Schöne, mir tut das doch mehr weh als dir.» Der Schreibtisch war komplett freigeräumt; die schweren Wälzer mit EU-Verordnungen und Sonderabschreibungen stapelten sich auf dem Boden, und selbst der beleuchtbare Plastikglobus, der sämtliche westlichen Mitgliedsländer des Steuerberater-Verbands zeigte, hatte seinen angestammten Platz räumen müssen. Der schwarze Labrador stand mit gespreizten Beinen über dem Löschpapier und wand sich vor Schmerzen, während Dr. von Landauer allem Anschein nach im Inneren des Tieres herumwühlte. Doch es sah nur so aus – Landauer hatte die Hand gar nicht im Hund, sondern bediente sich eines Spekulums. Wie ein Bergungsteam, das mit Scheinwerfern nach verschütteten Kohlekumpeln sucht. Behutsam, äusserst behutsam, zog Ingo das Instrument aus dem Hundeafter. Die Linke meines Steuerberaters steckte in einem Plastikhandschuh. Eine wahrhaft göttliche Strafe für Buchhalter: Gemahnte es doch daran, dass Geld und Exkremente auf einer tiefen symbolischen Ebene zusammenhängen.

«Aaah», sagte Dr. von Landauer.

«Aaah?», sagte ich, ein wenig zaghaft, da ich die intime Operation ungern stören wollte.

«Ach, du bist's.»

«Jawohl, Ingo» – denn so hiess er, sehr zur Freude unserer englischen Mitstudenten, die ihm den Spitznamen «Go in» verpassten –, «ich hab einen Termin bei dir, wegen meiner Finanzen. Ich kann auch später noch mal vorbeikommen, wenn du das Problem mit den ...» Ich suchte nach Worten.

«Analdrüsen», sagte Dr. von Landauer.

«Ah ja.»

«Mit ist blöd, ohne ist auch blöd.»

Dr. von Landauer kicherte in sich hinein. Er streifte den Handschuh ab und liess ihn in den Papierkorb fallen, in dem bereits eine verblichene Ausgabe des Steuerberater-Bulletins lag (mit dem Titel *Tausend ganz legale Tipps für clevere Investoren*). Der Steuerberater gab dem Hund einen Klaps auf den wunden Hintern: «Ab, Rasputin!» Als der Hund sich – noch etwas steif – zur Tür trollte, sagte Landauer etwas lauter, damit seine Sekretärin es hören konnte: «Es sind die Drüsen, Hildegard, die müssen wohl oder übel raus. Aber keine Sorge, das tut nicht weh.»

«Sie macht sich schon den ganzen Tag Sorgen», erklärte mir Landauer und wischte sich die Hände an einem feuchten Tuch ab. «In nächster Zeit sollte er möglichst nicht auf nasskaltem Untergrund sitzen.»

Durch die offene Tür konnte ich sehen, wie Hildegard, die Sekretärin, ihren Hund lieb kostete. Beide schienen dringend therapiebedürftig. Mit derselben Hand, die noch kurz zuvor auf Hundesafari gewesen war, rieb sich mein

Steuerberater nun die Nase und ging dazu über, seine Akten wieder auf den Schreibtisch zu legen.

«Und wie geht es Mac?»

«Gut», sagte ich und hoffte, das Gespräch würde sich jetzt nicht Macs Anus zuwenden.

«Zahlst du eigentlich Hundesteuer?»

«Nein, er ist ein Illegaler.»

«Na, dann sieh dich vor. Das Land Berlin bildet gerade Arbeitslose zu Hunde-Inspektoren aus. Da sind ein paar ziemlich harte Burschen dabei. Ex-Bundeswehr-Soldaten, die im Kosovo waren, diese Schiene. Die haben in Tempelhof so ein richtiges Hundefänger-Lager eingerichtet. Heutzutage zählt jeder Euro.»

Schon zu Unizeiten war immer klar gewesen, dass Ingo eigentlich Tierarzt werden wollte. Doch sein Vater – der ihm das Studium zahlte (und Oxford war nicht gerade billig) – hatte darauf bestanden, dass es Frauensache sei, sich berufsmässig mit Tieren zu beschäftigen. Das war Ingos persönliche Tragödie. Tiere waren seine Leidenschaft, doch die Regeln seiner Kaste besagten nun mal, dass man für seinen Beruf keine Leidenschaft aufzubringen hatte. Das galt als vulgär. «Ich bin ein Veterinär, eingesperrt im Körper eines Steuerberaters», verkündete er bei jeder unpassenden Gelegenheit. Doch nun war es zu spät für ihn, sein Leben zu ändern, auch wenn sein Vater schon eine Weile tot war. Gleichwohl erwartete er von Klienten wie Angestellten, dass sie sich Tiere hielten. Der grösste Erfolg seiner hybriden Karriere war bis dato die Behandlung eines zahmen, aber arthritisgeplagten Windhundes gewe-

sen, dessen Frauchen, eine italienische Sopranistin, er nebenbei von der Umsatzsteuerpflicht befreite.

Ich erläuterte ihm die prekäre Situation meines Vaters und meinen Widerwillen, seine Betreuung zu übernehmen. Dr. von Landauer nickte verständnisvoll und spielte dabei an seinem Computer herum, der inzwischen wieder auf dem Schreibtisch stand. Er piffte durch die Zähne.

«Ich kann mich da nur wiederholen: Es sieht nicht gut aus.»

«Nein, Ingo, du meinst Rasputin. Mit meinen Analdrüsen ist Gott sei Dank soweit alles in Ordnung.»

«Ich habe schon auch von dir geredet. Also: Dein Vater ist abgebrannt und alt. In der angelsächsischen Kultur heisst das, er muss mit einer staatlichen Pension auskommen, von der man nicht mal einen Chihuahua ernähren kann. Und das, *old chum*» – er dehnte den englischen Ausdruck für «Kumpel» auf eine Weise, die er für aristokratisch hielt –, «bedeutet, dass du dafür bluten musst. Wie lange hat er noch?»

Mir fiel die Kinnlade herunter.

«Das ist eine ziemlich herzlose Frage.»

«Du meinst: realistisch. West Highland Terrier werden vierzehn bis sechzehn Jahre alt, Dobermänner acht bis elf Jahre, beim Menschen liegt die Lebenserwartung männlicherseits bei dreiundsiebzig bis siebenundsiebzig Jahren, in Grossbritannien bei achtundsechzig bis dreiundsiebzig Jahren. In meinem Beruf muss man so was wissen.»

«Er war Pilot und ist einigermaßen gut durch den Krieg gekommen.»

«Aha – das Überlebens-Gen! Dann bleibt er dir bis



fünfundachtzig erhalten.» Landauer nahm einen Taschenrechner zur Hand. «Das sind, Moment, allein schon mal an die 180'000 Euro Pflegekosten. Isst er viel?»

«Ingo, wir reden hier über meinen Vater – und nicht über einen von deinen blöden Dobermännern!»

«Reg dich doch nicht auf. Ich will ja nur herausfinden, wie viel zusätzliches Einkommen du dafür brauchst. Denn – offen gesagt lebst du jetzt schon ziemlich über deine Verhältnisse. Ich wollte dir diesbezüglich ohnehin schon einen Brief schreiben. Du gehst ständig essen und fährst mit dem Taxi. Wir leben in mageren Zeiten, da muss man sich ein wenig anpassen.»

«Ich will nur meinen Teil dazu beitragen, die Berliner Wirtschaft anzukurbeln.»

«Berlin geht so oder so pleite. Es ist die letzte proletarische Bastion, nur leider ohne Fabriken. Weisst du, wie viele Berliner regelmässig ins Restaurant gehen? Dreissigtausend! Und das bei einer Bevölkerungszahl von drei Millionen. Wie kommst du auf die Idee, dass du zu dieser winzigen Minderheit gehören solltest? Wieso lernst du nicht einfach kochen und bleibst öfter mal zu Hause?»

Ich nahm den guten Ratschlag mit einem heftigen Kopfnicken zur Kenntnis. «Und was soll ich deiner Meinung nach tun? Ich meine, abgesehen von Verhungern und mit der S-Bahn fahren?»

«Sparen, sparen, sparen.»

«Und zwar wie?»

«Zum Beispiel, indem du aus diesem lächerlich angesagten Prenzlauer Berg wegziehst.»

«Ich wollte tatsächlich gerade umziehen. Und zwar in

eine etwas vornehmere Wohngegend. Die Redaktion findet, dass ich da wohnen sollte, wo die Reichen und Schönen leben.»

«Und das wäre wo?»

«Grunewald. In einer grossen alten Villa.»

Von Landauer seufzte. «Das wird bestimmt nicht billiger, wenn ich das richtig sehe.»

«Nein, das siehst du richtig.» Die Miete war ungefähr doppelt so hoch wie das, was ich momentan bezahlte. «Ich dachte, ich könnte vielleicht das Arbeitszimmer von der Steuer absetzen. Und das Sofa, auf dem ich immer Zeitung lese. Und mein Esszimmer, wo ich immer die Politiker bekoche.»

«Und vielleicht auch noch die Toilette, in der du deine Bild-Zeitung herunterspülst? Und das Schlafzimmer, in dem du aufstrebende Filmsternchen verwöhnst? Die Zeiten sind vorbei, mein Lieber! Das Klima ist rauer geworden.»

Etwas Kaltes und Feuchtes presste gegen meinen Schritt. Es war Rasputins Nase. Ich schob ihn weg und hatte gleich darauf ein schlechtes Gewissen. Schliesslich hatte der Hund einen wunden Hintern und würde bald seiner Analdrüsen verlustig gehen.

«Dein Hauptproblem ist die Trennung von Becky. Anscheinend ist dir nicht klar, dass ein veränderter Lebensstil auch finanzielle Konsequenzen nach sich zieht.»

«Ich zahle ihr doch praktisch nichts mehr. Becky wird demnächst Nachrichtenmoderatorin. Jedenfalls hat sie sich für den Job beworben. Aber die haben doch glatt verlangt, dass sie acht Kilo abnimmt.»

«Hat sie mir erzählt.» Meine Exfrau Becky war mit uns auf der Uni gewesen.

Ich glaube, dass sie mal mit Ingo geschlafen hat, kann es aber nicht beweisen. Sie war ganz sicher sein Typ: wohlerzogen, pferdenärrisch und übergewichtig. Es gibt einen englischen Ausdruck für diese Art Männerfreundschaften, die auf gemeinsamen Erfahrungen mit einer Frau beruhen: «One-away-Friendships». Doch ich wollte dieser Frage lieber nicht auf den Grund gehen. Ingo war so schon unorthodox genug, mit seiner seltsamen Mischung aus finanziellen und hundespezifischen Qualifikationen.

«Gewichtsprobleme hatte Becky doch schon immer. Die ist mit einem Silberlöffel im Mund zur Welt gekommen und hat dann einfach immer weitergegessen.»

«Na, jetzt scheint es ihr ja ganz gut zu gehen.»

«Ja.» Becky lebte inzwischen mit einer drahtigen Archäologin zusammen, die eine Frisur wie ein US-Marine hatte. *Ich möchte ein Kind von ihr*, hatte sie mir kürzlich erzählt.

Wie nicht anders zu erwarten, hatte ich sie gefragt, wie sie das bitte anstellen wolle, und sie hatte mich wütend angestarrt, so als stellte ich mich absichtlich doof. *Ich bin katholisch*, sagte sie (was zutraf), *ich glaube an die unbefleckte Empfängnis*.

«Der springende Punkt bei deiner Scheidung», sagte Dr. von Landauer in seiner gewohnt trantütigen Art – als würde er nach Minuten bezahlt –, «ist doch wohl der, dass dich das Finanzamt jetzt als unverheiratet führt. Dadurch ist deine Steuerschuld astronomisch angestiegen.»

«Ich dachte, deine Aufgabe wäre, dass das nicht passiert.»

«Nein, *du* musst zusehen, dass das nicht passiert. Im

neuen Deutschland muss der Einzelne mehr Verantwortung für sein individuelles Schicksal übernehmen. Das kollektivistische Deutschland ist tot. So gut wie.»

«Und was ist dann deine Rolle, Ingo?»

«Dir dabei zu helfen, die Gesetze zu verstehen. Apropos: Hat dir Becky die Gobelins überlassen? Wenn ich mich recht erinnere, hattet ihr ein paar ziemlich schöne Exemplare.»

«Nein, die zieren jetzt ihr archäologisches Liebesnest.»

«Schade, die hätte man gut verkaufen können, damit du für deinen Vater aufkommen kannst.»

«Immerhin hat sie mir Mac dagelassen.»

«Na, das ist ja auch schon was. Frauen machen dich arm, Hunde sind eine Bereicherung.»

«Ich glaube, das lässt sich nicht verallgemeinern, Ingo.»

«Nein, da hast du recht. Mir schwebt ohnehin ein Ausweg aus deiner misslichen Lage vor, der auf den angeborenen Reichtum der Weiblichkeit abzielt.» Ingo redete immer so daher, wenn er verlegen war: in grossen runden Sätzen, die klangen, als wären sie direkt aus dem Lateinischen übersetzt worden.

«Du meinst, ich soll mir eine reiche Geliebte zulegen?» Ich betrachtete meine zerfransten Ärmel und die schmutzige Cordhose, die nun nach Rasputin roch. «Ehrlich gesagt glaube ich nicht, dass aus mir noch mal ein Gigolo wird.»

«Du meine Güte, nein – nein, nein, nein ... Kein Mensch will, dass du deinen Körper verkaufst. Nicht mal Körperteile. Selbst wenn du eine Niere verkaufst» – Ingo sah bei Google nach –, «würde dir das bestenfalls fünftau-

send Euro einbringen. Und gelöst wäre damit noch gar nichts. Mal abgesehen davon, dass das Ganze natürlich illegal ist. Nein, ich dachte eher daran, dass du deine Seele verkaufen könntest.»

Entgeistert starrte ich meinen faustischen Steuerberater an.

«Na ja, vielleicht übertreibe ich jetzt ein bisschen. Die Sache ist einfach nur die: Wer heiratet, halbiert nach deutschem Recht seine Steuerschuld. Ehegattensplitting. Es wäre also reichlich absurd, eine reiche Frau zu heiraten – es sei denn, sie wäre dermassen reich, dass Steuern keine Rolle spielen. Du weisst ja, Deutschland wird heimlich von reichen Witwen regiert, aber meiner Ansicht nach» – er liess seine Fischaugen über mein Jackett und die eiverklebte Krawatte gleiten – «bist du nicht gerade der Typ, auf den Witwen fliegen.»

Das wurde mir jetzt doch ein bisschen zu übergriffig.

«Mal ganz langsam zum Mitschreiben: Ich soll heiraten, um Steuern zu sparen?»

«Drücken wir es mal so aus: Ich würde es dir dringend empfehlen. Ich sage ja gar nicht, dass du des Geldes wegen heiraten sollst. Im Gegenteil – je ärmer deine Gattin, desto niedriger die Steuern, die ihr gemeinsam zahlt. Mach nicht so ein albernes Gesicht. Die Ehe ist ein Vertrag, wen kümmert schon die Motivation dahinter? Ein Drittel aller Ehen in Deutschland wird geschieden – und weisst du, welches Drittel das ist? Die 33,33 Prozent der Paare, die dumm genug waren, aus Liebe zu heiraten.»

«Ingo, das ist widerlich.»

«Nein, die Ehe ist eine moderne Annehmlichkeit, nicht mehr und nicht weniger. Denk an Jane Austen: «In der ganzen Welt gilt es als ausgemachte Wahrheit, dass ein begüterter Junggeselle unbedingt nach einer Frau Ausschau halten muss ...»

«Das ist unmoralisch», sagte ich und rückte mit dem Stuhl nach hinten. Es war Zeit zu gehen. Ich war mit der Erwartung in die Dresdener Kanzlei gekommen, dort abgezockte Investment-Tipps zu Fonds und Derivaten zu erhalten, und musste mir stattdessen anhören, mein einziges Marktkapital bestände darin, dass ich meinen Single-Status ablegte.

«Ich war schon mal verheiratet. Es hat mir was bedeutet, es ist vorbei und es hat wehgetan. Wenn ich je noch mal heiraten sollte, dann nur aus freien Stücken und nicht, um es dem Finanzamt recht zu machen.»

«Mit der Ehe ist es wie mit der Armee – alle beschwerten sich immer, aber am Ende verpflichten sie sich doch wieder. Mach dir keine Sorgen, ich setz dann schon die Verträge auf.»

«Verträge, die unter Nötigung zustande kommen, sind nichtig.»

«Es setzt dir ja niemand die Pistole auf die Brust.»

«Aber es verstößt gegen grundlegende Prinzipien der Moral.»

«Und das aus dem Munde eines Journalisten», konterte mein Steuerberater. Ich zuckte zusammen.

«Was, bitte, ist daran denn unmoralisch? Such dir eine Frau, die dir gefällt, mit der du es aushältst und die in einer Situation ist wie du. Eine, die dich glücklich machen

kann. Am besten eine, die Hunde mag. Schenk ihr reinen Wein ein und besiegle den Vertrag. Unmoralisch wird es nur dann, wenn Kinder im Spiel sind. Die haben ein Recht darauf, zu wissen, auf welcher Grundlage die Beziehung ihrer Eltern besteht – sie haben das Recht auf eine Kindheit, die auf Wahrhaftigkeit beruht. Aber das ist ein Problem, für das sich mit der Zeit immer eine Lösung findet, wenn man mit Umsicht und Sorgfalt an die Sache herangeht. Du siehst also: Wir beide können uns über die Ehe unterhalten, ohne auch nur einmal das Wort ‚Liebe‘ zu benutzen. Liebe ist optional, Steuern sind es nicht.»

Keine Ahnung, woher Ingo seine Vorstellungen von Ehe, Liebe und Elternschaft hatte. Sein Vater liebte seine Golden Retriever mehr als seine Frau, mehr als Ingo, ja sogar mehr als seinen Landrover, mit dem er am Wochenende auf die Pirsch fuhr. Er schickte seinen Sohn im Alter von acht Jahren auf ein englisches Internat und redete mit seiner Frau vielleicht sechs Sätze pro Woche, mochte sich aber keine Sekunde von seinen beiden Jagdhunden trennen. Sie lagen meist furchend und schnarchend vor dem Kamin des von Landauer'schen Schlosses. Und dieser Ingo wollte mir etwas von glücklichen Familien erzählen?

Ich stand auf und reckte ihm recht förmlich die Hand entgegen. Dann fiel mir ein, wo seine noch vor Kurzem gesteckt hatte, und ich liess sie wieder fallen.

«Danke für alles, Ingo. Aber das sind mir dann doch ein bisschen zu viele Vorschläge auf einmal. Mir geht es im Moment eigentlich ganz gut. Ich brauche keinen Ratgeber

in Gefühlsdingen. Ich brauche Geld.»

Ingo klappte sein schlaksiges Gestell auseinander. «Ich glaube, du verstehst mich nicht. Du trägst jetzt auch Verantwortung. Du hast ein Kind, um das du dich kümmern musst – deinen Vater. Ich frage dich: Was ist unmoralischer – zuzusehen, wie er in Armut stirbt, oder einen steuerbegünstigten Bund einzugehen, der eines Tages auch die Möglichkeit der Liebe eröffnen könnte?»



## 4 Frühstück mit dem Führer

«Du willst heiraten?», empörte sich Harry und starrte auf das Zwiebeltürmchen der kleinen bayerischen Kirche. Ein wohlgenährter Priester watschelte wie eine Ente über den Friedhof, eine holprige Wiese voller bedauernswerter Bergsteiger, einheimischer Joghurtesser, die hundertdreißig Jahre alt geworden waren, und Soldaten, deren Leichname man aus irgendeinem weit entfernten Soldatenfriedhof gerettet hatte.

«Ich fass es nicht – dass du ernsthaft vor den Altar treten willst, nur um es dem Finanzamt recht zu machen.» Auf der Fahrt nach Bayern hatte ich Harry mein Dilemma geschildert und ihm anschliessend meinen Plan offenbart. Die Reaktion war ein verächtliches Schnauben.

«Mein lieber Harry», sagte ich streng, «es geht hier nicht um Brautjungfern und Konfetti, sondern darum, Geld aufzutreiben, um meinen armen alten Dad zu retten.»

«Du meinst, so wie man Wale rettet?» Harry konnte seine Enttäuschung nicht verhehlen. «Dann schalt doch gleich Greenpeace ein!»

Ehe wir noch Gelegenheit hatten, diese deprimierende Unterhaltung zu vertiefen, war der Pfarrer in Rufweite gekommen. Er hob die Hand, was ihn erkennbar Mühe kostete, und rief uns ein «Grüss Gott!» zu.

Wir waren in das Dörfchen Oberkrumpet gefahren, um einen alten Mann aufzuspüren, der früher als Kellner in der Münchner Osteria Bavaria gearbeitet hatte und dort Adolf Hitler bedient hatte. Unsere Zeitungen hatten davon Wind bekommen, dass Hitler möglicherweise gar kein Vegetarier war. Sollte der Führer tatsächlich Fleischfresser gewesen sein, würde man die Geschichte umschreiben müssen. Und der Schlüssel dazu war dieser Kellner.

Bestimmt kannte der Pfarrer die genaue Adresse des Kellner-Veteranen. Nicht dass es da so wahnsinnig viele Möglichkeiten gegeben hätte. Oberkrumpet war eines dieser Alpendörfer, die das Pech hatten, auf der falschen Seite des Berges zu liegen. Das Schwestedorf Unterkrumpet hingegen lag auf der Sonnenseite, in ebenso bequemer wie ertragreicher Nähe zu den Pisten. Sogar im Spätsommer, zwischen Wander- und Skisaison, war Unterkrumpet voller Leben. Auf dem Dorfplatz turtelten die Teenager, und Skilehrer mit perfekten Zähnen wachsten in Vorbereitung auf die ersten Schüler ihre Ski-Beläge.

In Oberkrumpet herrschte eine düstere Stimmung. Gerade mal zwanzig Minuten am Tag zwängte sich die Sonne zwischen zwei Berggipfeln hindurch. In der übrigen Zeit schien das Dorf wie in Spülwasser getaucht. Am lebhaftesten ging es noch auf dem Friedhof zu. Der jüngste Dorfbewohner war, wie wir später erfuhren, ein dreizehnjähriger Junge – der uneheliche Sohn der Pfarrhaushälterin.

Kurz gesagt: eine typisch oberbayerische Gemeinde, die eher von der dräuenden Dunkelheit des Krumpetspitz – so hiess der nahe gelegene Berg – beherrscht wurde als

von dessen freundlichen Eigenschaften.

«Bestimmt sucht's ihr den Hanselmeier-Sepp», sagte der Pfarrer am Ende unserer weitschweifigen Erklärungen. Wir hatten versucht, unsere Mission darzulegen, ohne auch nur einmal den Namen Hitler zu erwähnen. Wozu ein Dorf in Schrecken versetzen, das sich schon vor dem eigenen Schatten fürchtete. Wir wussten recht wenig von Hanselmeier: nur dass er während des Kriegs als Schiffskoch gearbeitet und nach dem Krieg für die Amis Fritten gebraten hatte.

Die Anweisungen des Pfarrers waren äusserst präzise: die Hauptstrasse runter, am Rossmann vorbei, dann kamen der Bäcker und die Wirtschaft und dahinter ging's scharf rechts rein in die Berggasse. Das gesuchte Haus würden wir an den geschlossenen Fensterläden erkennen. Was der Herr Pfarrer nicht erwähnt hatte, war, dass dort auch ein silbergraues Mercedes-Cabrio parkte: mit heruntergerolltem Verdeck, damit man die cappuccino-farbenen Ledersitze bewundern konnte.

«Der Führer muss ja ordentlich Trinkgeld gegeben haben», grummelte Harry beim Anblick des Wagens.

«Mein Gott, ist das deprimierend hier», sagte ich, während ich all die ramponierten, schnitzereiverzierten Holzbalustraden, dieses allgegenwärtige Braun, auf mich einwirken liess.

«Wie gut, dass wir Tony nicht mitgenommen haben», sagte Harry. «Sonst hätten wir uns am Ende noch alle drei die Pulsadern aufgeschlitzt.»

Tony steckte mitten in einem zermürbenden, seit Wo-

chen andauernden Streit mit seiner Frau und hatte in letzter Minute abgesagt. Seine Ibsen-mässige Melancholie hätte mir jetzt gerade noch gefehlt: Landauers Interpretation meiner Sohnespflichten und seine Analyse meiner finanziellen Lage hatten mich ohnehin schon in ein schwarzes Loch gestürzt. Nur Harrys gnadenlose Cheerleader-Qualitäten hielten mich noch über Wasser. Und selbst das war mir ein wenig suspekt.

«Ich meine, jetzt mal ehrlich, schau doch mal in den Spiegel», sagte er und drückte bei Hanselmeier auf den Klingelknopf, «glaubst du, dich guckt überhaupt eine an?»

Wie aufs Stichwort ging die Tür auf und vor uns stand eine streng frisierte Frau mit geschwungenen Augenbrauen, Hakennase und schmalen Lippen. Ihre Locken waren derart fest gewickelt, dass man damit eine Weinflasche hätte öffnen können. Sie war in ein ausgesucht teures Designer-Dirndl und eine Wolke Chloé gehüllt. Das war Beckys Lieblingsparfüm gewesen, weshalb ich wie eine konditionierte Laborrate reagierte: Mit einem Schlag war ich sexuell hellwach. Doch sie beachtete mich gar nicht.

«Hanselmeier», sagte sie. «Grüss Gott, was kann ich für Sie tun?»

«Wir sind mit Ihrem Vater verabredet», flötete ich. «Die Journalisten aus Berlin. Wir hatten telefoniert.»

«Grossvater», verbesserte Harry. «Mit Ihrem Grossvater. Ist das Ihr Wagen da draussen? Schönes Modell.» Er betrachtete die Frau von oben bis unten.

Frau Hanselmeier streckte ihm eine Hand mit roten

Krallen entgegen. Dabei rutschte ein Glücksarmreif aus Platin nach vorn über ihren Handgelenksknochen. Harry hielt ihre Hand einen Tick zu lange und schaute ihr tief in die Augen. Frau Hanselmeier sah mich nicht ein einziges Mal an. «Kommen S' doch rein, da können wir uns besser unterhalten.»

Ihr Dirndl schaukelte vor uns her, während wir ihr ins giebelige und ziemlich niedrige Wohnzimmer folgten, das den üblichen bayerischen Mix hatte aus Hirschgeweihen, ausgestopften Frettchen, Meissener Porzellan und Bücherregalen voll mit Brehms Tierleben und dem Grossen Brockhaus.

«Nicht schlecht, die Kleine», flüsterte Harry mir zu, als wäre er Souffleur am Berliner Ensemble. «Vierzig Jahre und immer noch so knusprig wie Schweinebratenkruste. «

«Achtunddreissig, um genau zu sein», sagte Frau Hanselmeier in geschliffenem Englisch und richtete ihre eiskalten Augen auf Harry.

«Setzen Sie sich doch», sagte sie und deutete auf den Esstisch, auf dem eine Vase mit getrockneten Sommerblumen stand. «Haben Sie eine Visitenkarte für mich?» Sie kniff die Augen zusammen, um Harrys Karte zu lesen. Dort stand in grossen Lettern der Name seines Revolverblattes, darunter etwas kleiner: HARRY BALL, und darunter, mikroskopisch klein: «Korrespondent für besondere Aufgaben».

«Soso», sagte sie, «mein Grossvater» – sie warf einen vernichtenden Dominablick in meine Richtung – «ist also eine besondere Aufgaben Nur damit Sie's gleich wissen, ich bin Anwältin.» Sie überreichte uns ihre Visitenkarte. Darauf in Prägedruck der Name einer Münchner Kanzlei. «Und ich bin entschlossen, die Privatsphäre meines

Grossvaters zu schützen. Mit allen verfügbaren Mitteln.»

«Aber meine Liebe», sagte Harry, der offenbar fand, dass er inzwischen ausreichend Vertraulichkeit hergestellt hatte, «wir wollen hier doch keinen Kriegsverbrecher ausfindig machen. Uns interessiert nur, wie es so war, Hitler das Essen zu bringen.»

«Und wieso sollte das für irgendjemanden von Belang sein?»

Ich stürzte mich in einen aufgeregten Diskurs über die allerneuesten Forschungen britischer Historiker, das Verhältnis zwischen Nationalsozialismus und Ernährung betreffend. Stärkte Kohl den Kampfeswillen der Deutschen? Oder sorgte er nur für einen etwas anderen Geruch? Wieso assen die Braunhemden Schweinshaxen, die SS hingegen Schweinebraten?

«Ihr Vater, äh, Grossvater, könnte uns dabei helfen, eines der letzten Rätsel des Dritten Reichs zu lösen», erklärte ich, auf einmal ganz mitgerissen von unserer Mission. «Wie hat sich Hitler wirklich ernährt?»

Frau Hanselmeier sass eine Weile still da. Von irgendwoher war das ungeduldige Summen der letzten Sommerwespen zu hören. Harry und ich warfen uns Blicke zu. Wo war unser Kellner?

«Sie wollen also meinen Grossvater, meinen alten, verkrüppelten Grossvater, zu einer Ikone für Rechtsradikale machen? Um ihnen zu zeigen, dass Hitler bis in die Eingeweide ein echter Deutscher war?» Sie redete sich langsam in Rage und verfiel dabei immer stärker in ihr bayrisches Idiom. «Vielleicht haben sich die Alliierten des ja nur aus'dacht, dass er Vegetarier war, damit er dasteht wi ara Weichei? Wollen S' vielleicht a neue Dolchstosslegende schaffen?»

Frau Hanselmeier brauste jetzt richtig auf. Ihre Augen funkelten bei dem Gedanken an ein solches Unrecht, und ihre Brüste wogten in der leichten, weissen Bluse – aber gerade noch so in.

«Tag und Nacht wer'n bei uns die Neonazis vor der Tür stehen! Die machen eam zum neuen Rudolf Hess! Wo soll 'n des hinführen? Am End macht der Guido Knopp noch an Dreiteiler über *Hitlers Wurschtel!* A so a Schand!»

Mit offenem Mund liessen wir diese opernreife Darbietung über uns ergehen. Bayerische Rechtsanwältinnen waren offenbar leidenschaftliche Geschöpfe!

«Nein, nein», sagte Harry und sah Frau Hanselmeier mit seinen braunen Augen an. «Wir werden ihren Grossvater natürlich nicht an die Nazi-Souvenirjäger verkaufen. Wir glauben einfach nur: Der Mensch ist, was er isst!»

«Oder anders gesagt, dass das, was man isst, immer etwas über die eigene Lebensphilosophie aussagt», warf ich ein.

«Und was man nicht isst, sagt auch eine ganze Menge. Historisch gesehen.»

Allmählich wurde die Sache ziemlich konfus.

«Mein Grossvater ist ein alter Mann, er ist schutzbedürftig. Vielleicht» – Frau Hanselmeier unterdrückte einen gespielten Schluchzer – «hat er nicht mehr lange zu leben.»

Harry nickte weise. «Noch ein Grund mehr, seine Eindrücke jetzt zu Papier zu bringen, für die Geschichtsbücher sozusagen.»

«Ein Grund mehr, ihn zu bezahlen», sagte Frau Hanselmeier. Sie zog eine braune Ledermappe unter dem Tisch

hervor und entnahm ihr zwei Blatt Papier. «Mir wäre wohler, wenn wir das schriftlich festhalten könnten.»

Sie schob die Papiere über die lackierte Tischplatte. Das eine garantierte Sepp Hanselmeier die Wahrung seiner Privatsphäre, das andere enthielt eine Vereinbarung, nach der wir uns verpflichteten, zweitausend Euro für das Interview zu bezahlen.

«Tut mir leid, Frau Hanselmeier, das können wir nicht machen», sagte ich, nachdem ich den Text gelesen hatte. «Das verstösst gegen unsere ethischen Richtlinien.»

«Ethische Richtlinien?», beehrte die bayerische Anwältin auf. «Wir haben hier ein Produkt und wir leben in einer freien Marktwirtschaft.»

«Ethische Richtlinien?», fragte Harry verwundert.

«Ethische Richtlinien», sagte ich, etwas weniger selbstbewusst. Meine Zeitung fand nichts dabei, Riesensummen für die dubiosen Memoiren von Fussballern auszugeben. Die ethischen Grenzen waren in der Tat recht fließend. Aber Hitlers Kellner Geld zu zahlen, kam für sie nicht in Frage, da war ich mir so gut wie sicher.

«Vielleicht könnten wir in einem anderen Raum darüber sprechen», sagte Harry. Frau Hanselmeier stand auf, Harry ebenfalls. «Du nicht!», zischte er, als ich meinen Stuhl nach hinten rückte. Ich hörte die Holztreppe knarzen, als sie nach oben gingen, um dort weiter zu verhandeln.

Auf mich allein gestellt, ging ich im Wohnzimmer umher und nahm allerlei Gegenstände in die Hand: verstaubte Porzellanteller, einen alten Humpen aus dem Münchner



Hofbräuhaus und eine abgegriffene Ausgabe der Maritimen Weltgeschichte.

Das Buch klappte an einer Stelle über Seeschlachten auf. Ganz offensichtlich war unser Sepp immer noch ein Mann der See.

Die Schilderung der Schlacht von Trafalgar – in der Admiral Nelson 1805 die französische Flotte schlug – lieferte mir unerwartete Inspiration. Ehe er seine Schiffe in die Schlacht schickte, gab Nelson – mittels Hissen der entsprechenden Signalflaggen – den Befehl, folgende Botschaft an seine Kriegsflotte zu senden: «England erwartet von jedem Einzelnen, dass er seine Pflicht erfüllt.»

Wir hatten die Zeile zwar mal in der Schule gelernt, aber ich hatte sie inzwischen längst vergessen. Das Einzige, woran sich britische Schulkinder heute erinnerten, war, dass der im Sterben liegende Admiral einen Offizier bat, ihn zu küssen, und damit eine moderne Form der Bisexualität andeutete. Doch die Briten meiner Generation besaßen ein ebenso ausgeprägtes und strenges Pflichtbewusstsein wie die Preussen. Dass man für sein Land starb, Befehlen gehorchte und sich redlich mühte, das Rechte zu tun, hatte nichts spezifisch Preussisches an sich. Und das war des Pudels Kern: Ich besaß eine Verantwortung, eine altmodische Pflicht meinem Vater gegenüber, die von mir ein Opfer verlangte. *England erwartet...*

Ich las weiter. Nachdem Nelson von einem französischen Heckenschützen getötet worden war, legten seine Männer seinen Körper in ein Rumfass ein, um ihn während der langen Heimreise zu konservieren. Als das Schiff losfuhr, war das Fass noch voll, bei der Ankunft in England war es halb leer. Die Matrosen hatten sich heimlich

den einen oder anderen Becher Rum angezapft – trotz des eingelegten Inhalts. Für einen Engländer gab es anscheinend viele Arten, seine Pflicht zu tun. Eine davon war Harrys Art.

Frau Hanselmeier und er platzten ins Zimmer, beide mit einem seligen Lächeln im Gesicht, so als hätten sie gerade in geschmolzener Schokolade gebadet oder Serotonin-Verstärker eingeworfen.

«So, das hätten wir dann ja geklärt», sagte Harry und rückte sich den Gürtel zurecht, bevor er sich in die Polster sinken liess.

«Ja, das denk ich auch», strahlte Frau Hanselmeier. «Und die hier brauchen wir, glaube ich, auch nicht mehr.» Sie zerriss die Verträge.

«Sag mal, was habt ihr denn da gemacht?», flüsterte ich Harry zu.

«Berufsgeheimnis», erwiderte er. «Je weniger man darüber redet, desto besser.» Zur Verdeutlichung tippte er sich an den Nasenflügel.

«Dann hol ich mal meinen Grossvater», sagte Frau Hanselmeier, bei der jeglicher Anflug von Bitterkeit verschwunden schien. Mit einem Mal war die knallharte Anwältin so weich wie frisches Weissbrot. Sie roch sogar anders. Der Chloé-Duft hatte etwas Salzigerem Platz gemacht.

«Das schönste Blümlein auf der Alm», ertönte eine kräftige, aber krächzende Stimme, die klang wie Rod Stewart auf Amphetamin. Oder auf Amphetamin-Entzug.

«Das ist das Edelweiss.» Es war Sepp Hanselmeier, der von seiner merkwürdig befreit wirkenden Enkelin in den Raum geschoben wurde. Sepp war ganz offenkundig ent-

schlossen, das Lied zu Ende zu bringen. Ebenso offenkundig war er sturzbetrunken.

«Es blüht versteckt auf steiler Höh.» Sepp wedelte mit den Armen. Sein Gesicht war gelb wie Pergament. Vielleicht sah er sich gerade im Hofbräuhaus sitzen und seine Tischnachbarn ein bisschen aufmischen, bevor der Leberkäs kam.

«So zwischen Schnee und Eis.»

«So, des reicht jetzt, Opa», sagte Frau Hanselmeier. «Jetzt antwortest mal auf die Fragen von dene netten Herren da.» Sie zwinkerte Harry zu. «Ich überlass Ihnen jetzt das Feld, meine Herren. Wenn's Ihnen zu viel wird, schreien S' einfach, dann komm ich wieder.»

«A guads Madel», hickste Sepp. «Früher war des a ganz a Wuide.» Ich sah kurz zu Harry hinüber, doch der zeigte keine Gesichtsregung. «Is' fort?» Er warf einen Blick über die Schulter. «Guat.»

Behände stieg Sepp aus seinem Rollstuhl. Zwar schwankte er leicht, aber es war eher der Gang eines alten Seefahrers als eines Mannes mit einer Gehbehinderung. Er schlurfte hinüber zum Buchregal, griff hinter den Band zur Seefahrtsgeschichte und zog eine Flasche Jägermeister hervor.

«Tuat ma leid zwengs dem Rollstuhl.» Er zuckte mit den Achseln und stellte drei Gläser vor uns hin. «Wissen S', de Regeln zu dera Scheiss-Invalidenrente wer'n oiwei strenger. Andauernd werd ma kontrolliert. I war mir net sicher, ob's ihr net aa so Staatsschnüffler seids. Oiso, was wollt's wissen?»

Langsam, Schluck für Schluck, wurden wir über die Beiseln und Restaurants des Vorkriegs-München ins Bild gesetzt. Es war die Zeit, in der man im grossen Stil tafelte

und ebenso grosszügig Trinkgeld gab. Sepp war bloss ein kleiner Lehrkellner gewesen, die unterste Stufe der Hierarchieleiter. «Wenn i net schnell g'nug war oder wenn er denkt hat, dass 's Essen kalt werd, hab i erst oane vom Oberkellner g'fangt und dann von de andere Kellner. Manchmal ham mi sogar de Gäst g'schlagen. Mei Liaber, da war i fei guat vorbereitet, als da Kriag kemma is!»

Hitler war Stammgast und nahm es mit dem Essen sehr genau. Es gab keine eindeutigen Hinweise darauf, dass er Vegetarier war, denn so was wie eine Kartoffelsuppe ohne Schinken oder eine Bohnensuppe ohne Speck gab es einfach nicht. Vielleicht ass Hitler ja nur das Gemüse und liess den Speck liegen.

«Den Ausdruck ‚Hundekurve‘ wern S'net kennen, oder? Wahrscheinlich ham Sie no nia nasse Fiass g'habt.»

Dafür stellte Sepp sicher, dass unsere Kehlen nie trocken wurden. Als wir bei Hitlers Essensgewohnheiten angelangt waren, hatten wir schon einen Gutteil der zweiten Flasche Jägermeister gekippt.

«Wenn S'a Wurscht am Bindfaden aufhängen, müssen S'a lange Kurve beschreiben, damit der Hund danach jagt. Im Kriag bin i Schiffskoch in'am Torpedoboot g'wesen, und ‚Hundekurve‘ – so ham mir zu unserer Taktik g'sagt, wia ma neben dene Linienschiffe herg'fegt san.»

Wir nickten, gleichermassen ermattet vom Geschwafel des Alten wie vom Alkohol.

«Ja, so war des, als mir den Hitler bedient ham. Der hat des ja gar net leiden können, wenn oana von hinten ankommen is – und a Kellner von vorn, des hat er aa net mö-

gen. Und deswegen ham mir jedsmoi so a Hundekurve machen müssen, wenn mir mit unserem Mineralwasser oder mit'm Kräutertee oder Käsekuchen ankommen sind...

... und was des Fleisch angeht ...» Sepps Stimme verlor sich. Wir warteten geduldig, dass er den Erzählfaden wieder aufnahm. Harry machte sich schon bereit, das Aufnahmegerät einzuschalten. Gleich würden wir kriegen, weshalb wir hergekommen waren.

Doch stattdessen: Stille.

«Sepp?»

«Herr Hanselmeier?»

«O Scheisse!» Dem Alten war der Kopf auf die Brust gesunken.

«Ist er tot?»

«Der kann doch nicht einfach sterben, ohne uns sein letztes Geheimnis zu verraten!»

«Sein *einziges* Geheimnis.»

«Herr Hanselmeier!» Harry schüttelte den alten Mann.

«Vielleicht sollten wir jetzt lieber seine Enkelin rufen.»

«Spinnst du? Am Ende wirft sie uns noch vor, dass wir ihn umgebracht haben!»

«Versuch's mal mit Mund-zu-Mund-Beatmung!» Wie immer hatte Harry die Situation an sich gerissen, indem er Befehle erteilte.

«Hast du mal an ihm gerochen?»

«Könnte eine Frage von Leben und Tod sein.»

«Dann versuch's du doch.»

Ich beugte mich über ihn, drückte ihm das behaarte Nasenloch zu und fing an, ihm Luft in den Mund zu blasen.

Eine unangenehm intime Geste, die mir aus dem Erste-Hilfe-Unterricht in der Schule vage in Erinnerung geblieben war.

«Du Trottel, du musst ihn erst mal hinlegen.»

Wir hievten Sepp aus dem Rollstuhl und legten ihn auf den Fussboden.

«Wie ist das noch mal: Muss man ihm jetzt ein Kissen unter die Füsse legen oder nicht?»

«Weiss ich nicht mehr.»

Harry war keine grosse Hilfe. Trotzdem unternahm ich einen weiteren Wiederbelebungsversuch. Nasenloch zu. Einatmen. Ausatmen.

«Ich höre keinen Herzschlag», sagte Harry.

«Du stehst ja auch zwei Meter weg von ihm», sagte ich und schnappte dann erst einmal nach Luft.

«Wahrscheinlich ist es das Herz. Vielleicht sollten wir da mal pumpen!»

Erneut machte ich mich daran, den Alten zu beatmen.

Plötzlich richtete er sich auf, wie ein Liegestuhl, den man aufklappt. Er sah mich einmal kurz an und verpasste mir eine heftige Ohrfeige. Und zwar eine derart heftige, wie er sie vermutlich auch damals in der Osteria Bavaria erhalten hatte.

«Fass mi net an, du Perversling!», schrie er. «Ihr Scheiss-Engländer seid's doch alle gleich! Euch Brüder kenn i no von der Marine her!»

Dann sank er wieder zurück und fing sofort an, laut zu schnarchen.

«Na, wenigstens scheint er noch am Leben zu sein», sagte Harry mit deutlich weniger Erleichterung, als man erwarten durfte.

«Ja», sagte ich und rieb mir das Gesicht.

«Was ist mit der Geschichte?», fragte Harry.

«Harry, lassen wir's, mir reicht's.»

«Du machst wohl Witze. Hast du eine Vorstellung davon, was ich alles dafür getan habe, damit dieses Interview zustande kommt?»

«Was soll das heissen?»

«Egal. Komm, wir sehen uns hier rasch mal ein bisschen um.»

Er fing an, einzelne Schubladen aufzumachen.

«Was machst du da?»

«Was wohl? Sepp war Seemann und Seeleute haben immer ihre Geheimverstecke. So ist das nämlich, wenn man beengt zusammenlebt.»

«Wonach suchen wir eigentlich?»

«Keine Ahnung. Irgendwas, das mit Hitlers Magen in Zusammenhang steht. So was hätte er bestimmt nicht weggeworfen.»

Ich ging dazu über, im Bücherregal zu suchen, wo er auch den Jägermeister versteckt hatte.

«Ausser Rechnungen ist hier nichts», sagte Harry, der weiter in den Schubladen kramte. «Und einem Geheimvorrat an Tabak. Ich wette, Gertrud lässt ihn nicht rauchen.»

«Wer ist denn Gertrud?»

«Na, seine Enkelin natürlich!»

Endlich kapierte ich, was sich während der Verhandlungen über das Interview abgespielt hatte. Harry hatte mal eben ein Schäferstündchen mit Frau Hanselmeier abgehalten.

«Harry», sagte ich. «Hast du wirklich ...?» Dann entsann ich mich des Buchzeichens in dem Band über die grossen Seeschlachten und zog das Buch aus dem Regal.

«Ich schätze, hier haben wir etwas.»

Es war eine Speisekarte aus der Osteria Bavaria. «Petite Poussin» – Junges Hähnchen. In die Ecke hatte jemand gekritzelt: «Danke für die vorzügliche Bewirtung, A.H.»

«typisch Hitler», sagte Harry. «Wahrscheinlich hat er lieber die Speisekarte signiert, als ein Trinkgeld zu geben. Fieser Schweinehund.»

«Tja ... Geiz ist Heil.»

Harry fotografierte die Speisekarte ab, dann legten wir sie vorsichtig wieder in das Buch. Sepps letztes Geheimnis kehrte wieder an seinen angestammten Platz zurück, zwischen den Einträgen zur Schlacht am Skagerrak und zur Schlacht bei Kap Teulada.

Harry blickte auf die betrunken daliegende Gestalt des Seemanns hinab und schüttelte den Kopf: «Wenn das der Führer wüsste ...»



## 5 Mir kommen gleich die Tränen

Das Preussen-Eck hatte nichts besonders Preussisches an sich. Die verblichenen Tischtücher waren punktiert von Brandlöchern – vielleicht waren es aber auch Einschusslöcher. Es gab Plastikblumen, Papierservietten, in den Vorhängen hielt sich der schwere Duft billigen Tabaks, und wenn die Klotüren auf- oder zungen, wehte den Gast eine geballte Ladung Urindufths an. Es war wie in einem Besuchsraum im Gefängnis – nur ohne die kugelsicheren Scheiben.

An jedem ersten Montag eines Monats veranstaltete die Kneipe für all jene Berliner, deren höchstes Glück es war, Duke Ellington zu hören, einen Jazzabend. Und samstags schauten die Hertha-Fans auf ein Bier vorbei, oder drei, wenn ihre Mannschaft wieder einmal ein Spiel verloren hatte.

Mit anderen Worten: Das Preussen-Eck war nicht gerade eine Goldgrube, und so überraschte es nicht weiter, dass der Kneipenbesitzer seinen Festsaal für Speed-Dating-Veranstaltungen vermietete, jene merkwürdige moderne Spielart menschlicher Balz für die Artgenossen, die sich nicht damit aufhalten wollten, charmant zu sein.

Ich konnte nicht glauben, dass ich wirklich hier an der Bar stand und ein Formular ausfüllte, das mir angeblich – in Verbindung mit den zwanzig Euro Eintrittsgeld – den Weg zu einer finanziell vorteilhaften Ehe eröffnen würde.

Auf der Fahrt zurück von Oberkrumpet hatte ich Harry über seine Begegnung mit Frau Hanselmeier ausgefragt.

Sie hatte sich in leisen philosophischen Andeutungen zu Sepps komatösem Zustand ergangen. Und es hatte ja auch eine gewisse Tradition – siehe Admiral Nelson –, Leute in Alkohol zu konservieren. Wenn Sepps Leber mitmachte, würde er uns aufgrund der permanenten Marinierung noch auf Jahre hinaus als gastronomischer Zeitzeuge der Hitler-Ära erhalten bleiben.

Man konnte nur hoffen, dass er nicht von Guido Knopp für einen seiner TV-Mehrteiler entdeckt wurde und auf den jüngsten grossen Erfolg mit «Hitlers Kugelschreiber» nun nicht auch noch «Hitlers Verdauungsorgane» folgen würde.

Frau Hanselmeier hatte ihrem Grossvater ein paar Ohrfeigen verpasst und ihn dann mit Harrys Hilfe nach oben ins Bett verfrachtet. Harry war noch eine Weile bei ihr geblieben, offenbar gab es noch weiteren Verhandlungsbedarf.

Ich wollte nicht an die verschlossene Tür klopfen, doch auf der Fahrt zurück nach Berlin fragte ich ihn, was er dort getrieben habe. Harry erzählte es mir.

«Ihr habt was?», fragte ich. Jetzt, da ich Gewissheit hatte, war ich doch verblüfft. Meiner bescheidenen Erfahrung nach hatten Liebesspiel und Liebeswerbung bestimmten Regeln zu folgen, die sorgfältiges Timing erforderten.

«Manchmal passiert so was eben ratzfatz, wie wenn der Blitz einschlägt.»

«Das nennt man dann wohl Chemie.»

«Nein, eigentlich eher Physik und Biologie.»

«Und was ist mit Geschichte? Mit Geografie?» Ich war baff. Bei mir war noch nie etwas so fix gegangen.

«Geschwindigkeit ist das moderne Vergnügen schlechthin», sagte Harry, und wie um seinen Punkt zu verdeutlichen, trat er mit seinem schicken braunen Budapesters aufs Gaspedal und überholte den nächsten BMW, der mit 160 km/h vor sich hin trödelte.

Eine Zeit lang fuhren wir schweigend weiter. Bis Harry mit der flachen Hand aufs Lenkrad schlug.

«Natürlich, das ist es! Speed Dating! Das ist genau das Richtige für dich! Du musst dein Geld nicht mehr in teuren Restaurants verprassen und keinen nervtötenden Small Talk über dich ergehen lassen.»

«Schwachsinnsidee. Das ist ja wie Kerzenlichtromantik bei McDonald's.»

«Wann verstehst du das endlich? Es geht hier nicht um Romantik. Du musst deine Finanzen in Ordnung bringen. Denk einfach an deinen armen alten Dad und greif nach jedem legalen Strohalm! Inklusiv Heirat. Basta! Erst mal musst du deinen Marktwert herausfinden. Womöglich gibt es ja irgendwo Frauen, die tatsächlich nach einem wie dir lechzen. Schon ein komisches Pflaster, dieses Berlin!»

Welche Art Markt mag das sein?, fragte ich mich, als ich grübelnd im Preussen-Eck sass und das Feld sondierte. Vielleicht ein Viehmarkt.

Wir waren sieben Männer, vereint nur durch unsere Verzweiflung und die Entschlossenheit, so viele Frauen so schnell und billig wie möglich kennen zu lernen: ein behaarter Trampel, dessen Muskeln sich in Fett verwandelt hatten und der ein zu enges C-&-A-Hemd trug, zwei

Maschinenbaustudenten Ende zwanzig (Zwillingsbrüder), ein Lehrer mit Wuschelbart und Ohrring, ein Bundesbahnbeamter mit gepiercter Nase sowie ein Major der Bundeswehr.

Auf dem Tisch ausgebreitet lag ein Stapel Formulare. Mochte Speed Dating auch eine angelsächsische Erfindung sein, so hatte es sich doch dem deutschen Ordnungssinn zu fügen.

Das Ganze sollte folgendermassen ablaufen: An sieben Tischen sassen sieben Frauen. Die Männer versuchten reihum, ihre Aufmerksamkeit zu wecken, wofür sie jeweils sieben Minuten hatten. Danach ging es weiter zum nächsten Tisch.

Zunächst jedoch mussten Männer wie Frauen Fragebogen ausfüllen, die so ausführlich und unbeantwortbar waren wie die Fragen beim deutschen Einbürgerungstest. Statt drei deutsche Mittelgebirge oder den Komponisten der neunten Symphonie zu nennen, sollten wir Fragen beantworten wie: «Glauben Sie an Gott?» und «Wann ging ihre letzte Beziehung zu Ende?»

«Und – glauben wir an Gott?», fragte der eine Zwilling.

«Nicht seit sie Mutti auf offener Strasse ausgeraubt haben», sagte sein Bruder.

«Also kreuzen wir Nein an?» Der dominante Zwilling runzelte die Stirn.

«Pass auf, ich hab eine Idee: Du kreuzt Ja an und ich Nein. Wenn einer von uns beiden eine Katholische erwischt, können wir ja tauschen ...»

Einigermassen verwirrt betrachteten wir Übrigen das Schauspiel.

«Also diese Frage ist ja wohl eine Frechheit!», sagte der

Dicke: «,Wie viel verdienen Sie?’ Ist doch klar, dass sich die Frauen den mit dem meisten Geld rauspicken werden!» Er taxierte seine Mitbewerber, um einschätzen zu können, wer wohl reicher war als er. Ich sah, wie der Lehrer «Audi Quattro – rot» neben die Frage «Was für ein Auto haben Sie?» schrieb.

«Anscheinend verdient man als Lehrer heutzutage ganz gut.»

Der Lehrer hörte die Skepsis aus meiner Stimme heraus.

«Ich bin finanziell unabhängig.»

«Ach», sagte ich. «Nachhilfe. Das Pisa-Geschäft blüht, wie?»

Der Bundeswehroffizier, körperlich fit, aber schon etwas grau an den Schläfen, hatte als Erster seinen Fragebogen ausgefüllt. «Jetzt hab ich nur noch eine Frage», dröhnte er, während er den Stift aus der Hand legte. «Wo sind die Weiber?»

Eine berechtigte Frage.

Gisela, die Zeremonienmeisterin, gesellte sich zu uns. Sie trug einen schicken blauen Blazer und einen weissen Faltenrock. Vom Gesichtsausdruck her wäre sie als englischer Police Sergeant durchgegangen. Mit der war bestimmt nicht gut Kirschen essen.

«Die Damen», sagte sie – und betonte dabei das Wort *Damen* –, «füllen ihre Formulare gleich um die Ecke aus. Das Ganze läuft folgendermassen ab: Wenn die Damen ihre Plätze eingenommen haben – und keine Sekunde vorher! –, gehen Sie zu einem der Tische hin und tauschen die Fragebogen aus. Anschliessend unterhalten Sie sich dann ungezwungen, bis ich den Gong läute.»

Sie deutete auf einen Metallteller – die Sorte Teller, de-

nen man in China-Restaurants dabei zusehen kann, wie sie Staub ansetzen.

«Anschliessend kreuzen Sie die entsprechenden Kästchen an. *Ja* bedeutet, Sie wollen, dass ich ihre E-Mail-Adresse weitergebe, *Nein* bedeutet, Sie wollen diese Frau nicht wiedersehen, und *Freundschaft* bedeutet, Sie sind bereit, eine freundschaftliche Beziehung ohne Sex einzugehen. Haben Sie das alles verstanden?»

Selbst der testosterongesteuerte Major schien von dieser Domina eingeschüchtert zu sein.

Die Frauen marschierten eine nach der anderen zu ihren Tischen. Als da waren: eine blasse rothaarige Schönheit mit Sommersprossen und hohen Wangenknochen; eine Riesin, die aussah wie eine Basketballspielerin; eine pummelige, aber schlau aussehende Frau in Jeans. Die anderen vier betraten den Raum derart schnell, dass es unmöglich war, ein Urteil über ihre Erscheinung oder ihr Benehmen abzugeben. Eine von ihnen trug seltsamerweise eine Sonnenbrille. Selbst an Jazzabenden trug im Preussen-Eck kein Mensch eine Sonnenbrille.

«Meine Herren, Sie können nun Ihre Plätze einnehmen», sagte Gisela bestimmt. Ihr Tonfall war der eines Ringrichters, der die Boxer aus ihren jeweiligen Ecken beordert.

Vor diesem Augenblick hatte mir gegraut, und ich verfluchte Harry, weil er mich in diese Situation gebracht hatte. Das Ganze erinnerte mich an die Tanzabende in meinem englischen Internat.

Alle drei Monate waren die Mädchen der örtlichen Klosterschule in unsere Schule gekarrt worden. Dort mussten

sie sich am entfernteren Ende der Turnhalle in einer Reihe aufstellen, gehüllt in eine riesige Wolke billigen Parfüms. Als besonderes Privileg erlaubte man uns, statt der Schuluniformen gewöhnliche Kleidung zu tragen.

Wochenlang hatten wir Tanzunterricht genommen, stundenlang in der Badewanne gelegen und darüber spekuliert, bei wem wir schliesslich landen könnten. Wir reinigten unseren Atem mit Odol, sprühten uns Deo unter die Achseln, drückten Pickel und Mitesser aus, säuberten die Ohren vom Schmalz und rüsteten uns zum Kampf.

Aber wir hatten keinen Schimmer, was wir sagen sollten.

Die älteren Schüler Überboten sich mit handwerklichen Tipps, wie man Frauen eroberte. Ohrenschmalz, hiess es, beseitige man am besten, indem man ein Tuch in Paraffin tauche und es dann anzünde. So mancher Rat war mangelhaft oder es fehlte ein entscheidendes Detail, doch verkündet wurde er stets mit der gleichen männlichen Selbstgewissheit, als Ausdruck einer Volksweisheit, die von Grossonkeln oder längst verstorbenen, über jeden Zweifel erhabenen Vorfahren an sie weitergegeben worden war.

Aber niemand brachte uns bei, wie man mit Frauen spricht – oder schlimmer noch, mit pubertierenden Mädchen, deren soziale Kompetenz genauso verkümmert war wie die unsrige. Also standen wir herum und starrten vor uns hin, bis der Lehrer uns anwies, ein Mädchen zum Tanzen aufzufordern. Die meisten von uns waren froh, als wir es endlich hinter uns hatten.

Dasselbe Gefühl von Hilflosigkeit befiel mich, als ich am Tisch Nummer eins Platz nahm. Damit sich unsere Zungen lockerten, hatten wir alle ein Glas Prosecco bekommen. Ich stellte meins neben den Fragebogen der Frau und überflog rasch die wichtigsten Angaben – sechsundzwanzig, Rheinländerin, katholisch, im Besitz einer Katze, möchte unbedingt Dieter Bohlen kennen lernen –, bevor ich den Blick hob und ihr ins Gesicht sah. Eine angenehme Erscheinung: braun gebrannt, Zähne wie ein Streifenhörnchen, ehrliches Lächeln.

«Janine», sagte sie und streckte mir die Hand entgegen. Dabei fiel ihr Proseccoglas um und ergoss sich über meinen Fragebogen.

«Ach Gott, das tut mir so leid, jetzt erfahre ich gar nicht, wer du bist.»

«Macht nichts», biss ich die Zähne zusammen. «Es gibt ja noch Fotokopien davon. Reden wir doch einfach über dich.»

«Ich bin eigentlich ziemlich langweilig», sagte sie. Ich hatte eine leise Vorahnung, dass das nicht nur falsche Bescheidenheit war.

«Ach was, das ist bestimmt nicht wahr. Ich hab gesehen, du liest gerne Rosamunde Pilcher?»

«Na ja, ich schau sie mir immer sonntags im Fernsehen an. Und du?»

«Ich bin eher der Tatort-Typ.»

«Bist du aus Cornwall? Im Fernsehen sieht das immer so romantisch aus.»

«Ich war bloss ein Mal da. Ziemlich kalt. Und es gab keine Zentralheizung.»

«Stimmt es, dass die Engländer immer bei offenem Fenster schlafen?»



«Die Deutschen etwa nicht?»

«Nein.»

«Und was machst du so, äh, Janine?»

«Ich bin Geschäftsfrau.»

«Ach, echt? In welcher Branche?»

«Einzelhandel.»

«Du arbeitest also in einem Geschäft?»

«Ja. In einem Feinkostladen.»

«In der Fleischwarenabteilung?»

«Ja – woher wusstest du das?»

«Du hast lauter kleine Kratzer an den Händen.»

Sie sah auf ihre Hände und fing an zu weinen.

«Das war doch nicht persönlich gemeint. Mir fällt so was einfach auf.»

Janine war untröstlich. Sie hörte gar nicht mehr auf zu schluchzen. Von den übrigen Tischen starrten alle zu mir her. Ich war als Frauenhasser abgestempelt, der es schaffte, eine Frau binnen – wie viel? – sechs Minuten und zwölf Sekunden zum Heulen zu bringen.

«Hör mal, Janine, das tut mir leid. Du hast sehr schöne Hände. Wirklich.»

«Fass mich nicht an!», schrie sie. «Du bist genauso schlimm wie mein Vater, dieser Scheisskerl. Immer hatte er was auszusetzen an mir! Kein Wunder, dass meine Mutter sich umgebracht hat. Die Arme!»

Janine verbarg den Kopf in den Händen. Ihr Körper erzitterte vor aufgestautem Leid, als hätten sich plötzlich sämtliche Schleusen geöffnet.

Sechs Minuten und vierzig Sekunden.

«Ich will dich nicht mehr sehen. Geh einfach weg!»

Der Gong ertönte. B-o-n-g.

Unsere Moderatorin Gisela stand bereits wieder in der

Mitte des Raumes. «Also, jeder füllt seinen Fragebogen aus – Ja, Nein oder Freundschaft – und geht dann einen Tisch weiter.»

Ich wandte mich von Janine ab, damit sie nicht sehen konnte, dass ich Nein ankreuzte. Oder besser gesagt: NEIN!!!

«Hat mich gefreut, Janine.»

Speed Dating war wohl doch nicht die Traumlösung für Pragmatiker wie mich. Als Harry mir zum ersten Mal davon erzählte, hatte ich mir so eine Art postmodernen virtuellen Harem vorgestellt. Stattdessen entpuppte sich das Ganze als darwinistischer Alptraum: Die Männer konkurrieren, die Frauen wählen aus.

Die Männer schwitzten allesamt; seit den Tagen des Wirtschaftswunders war es im Preussen-Eck nicht mehr so heiss hergegangen. Damals hatten die Kneipenwirte absichtlich die Heizung aufgedreht, damit die Leute mehr Bier tranken.

Wir hatten zwar unseren Aldi-Prosecco hinuntergestürzt, aber das war noch keine Erklärung für den vielen Schweiß, der selbst von der Stirn des Bundeswehrmannes perlte. Obwohl die anderen sich nicht so schwertaten wie ich, waren sie fix und fertig von der Anstrengung, sieben konzentrierte Minuten lang attraktiv sein zu müssen.

«Sie haben auf die Frau ja ziemlichen Eindruck gemacht», sagte der Lehrer. «Wollen Sie allen sieben das Herz brechen?» Er hatte eine höhnische Miene aufgesetzt, jene Art von amüsiert wirkenden, heruntergezogenen Mundwinkeln, die George Bush Junior berühmt gemacht hatte. Bestimmt ein Mathe-Lehrer.

«Ich habe eben auch eine grausame Seite», sagte ich – in einem seltenen Anflug von englischer Ironie. Naturgemäss nahm der Lehrer das für bare Münze und schüttelte den Kopf, als wollte er sagen: Dieses Ungeheuer wird es weder mit den Frauen noch sonst im Leben zu etwas bringen.

«Ich geb Ihnen einen Rat», sagte er. «Frauen stehen auf Männer, die ihnen zuhören. Also tun Sie einfach so, als würden Sie zuhören, bis Sie die Frau im Sack haben – zack!» Er hob die Hand und liess sie zuschnappen, als hätte er gerade ein Exemplar der *aedes vexans* gefangen, jener Mückenart, die Deutschlands Hauptstadt schon einen ganzen dunstig schwülen Sommer lang geplagt hatte.

Ich bedankte mich und nahm am nächsten Tisch Platz.

Es war die Frau mit der Sonnenbrille.

«Blind?», fragte ich. Ich hatte beschlossen, mich als Mann von einzigartigem Mitgefühl zu präsentieren. «Ich fand schon immer, dass ihr in gewisser Weise privilegiert seid.»

«Soll ich meine Brille abnehmen?»

«Bitte.»

Sie hatte arktisch blaue Augen. Das Interessanteste an einem ansonsten traurigen, schmalen Gesicht.

«Ach, du kannst mich sehen.» Ich war keineswegs überrascht, sondern hatte mich nur über ihre prätentöse Art lustig machen wollen. Das Preussen-Eck war ganz sicher nicht der Ort, um auf Audrey Hepburn zu machen.

«Stauballergie.»

«Schon klar, Sahara-Sand aus Brandenburg.»

«Du bist Journalist?» Ich nickte und suchte auf dem

Fragebogen nach ihrem Beruf. Sie hatte eine enge, verkrampfte Handschrift, so dass ich das meiste davon ohne Brille nicht lesen konnte.

«Macht dir die Arbeit Spass?»

«Ja. Nein. Weiss nicht.»

«Aber in deinem fortgeschrittenen Alter müsstest du's doch langsam wissen, oder?»

Da hatte sie nicht ganz unrecht.

«Das Leben ist eben kompliziert. Und was machst du so?»

«Sachbearbeiterin.»

«Ach, auch nicht schlecht.»

«Beim Finanzamt Wilmersdorf.»

«Oh.» Mein Umzug vom Prenzlauer Berg in den Grunewald würde mich geradewegs in die Klauen dieser Frau führen. Denn der beschauliche Grunewald war finanzamtstechnisch tiefstes Wilmersdorf.

«Hast du damit ein Problem? Hast du was gegen arbeitende Frauen?»

«Nein, wirklich nicht. Find ich toll. Frauen sollten viel mehr arbeiten. Äh» – ich suchte fieberhaft nach ihrem Namen –, «Bettina, was liest du denn so?»

«Rosamunde Pilcher.»

Meine Hoffnung schwand.

«Hast du damit etwa auch ein Problem?»

«Nein, nein.»

Wir verfielen in Schweigen. Sieben Minuten können verdammt lang sein. Um mich herum schlugen sich meine Konkurrenten recht wacker. Die Zwillinge an den Nebentischen beendeten telepathisch die Sätze des jeweils anderen. Der Major arbeitete sich Zentimeter für Zentimeter vor, als wäre er nicht Offizier in Celle, sondern an der Somme anno 1916.

«Glaubst du an Gott?», las er von seinem Fragebogen ab.

«Nö», sagte sein Gegenüber, das clevere Pummelchen in Pepe Jeans, «an Geld.»

«Das ist gut», sagte er. «Geld kann etwas sehr Spirituelles sein.»

Der Erfolgreichste im Männerteam war der dicke behaarte Trampel mit dem C-&-A-Hemd. Ich sah, wie seine Füße unter dem Tisch die Waden der Basketballspielerin berührten. Das musste der King-Kong-Effekt sein: Mädchen fahren immer auf Gorillas ab.

Mein Blick wanderte zurück zu Bettina. Unser Gespräch war zum Erliegen gekommen. Plötzlich sah ich eine Träne ihre Wange hinunterlaufen und dabei Fahrt aufnehmen wie ein Skifahrer beim Abfahrtslauf.

«Scheiss Allergie», sagte Bettina, wischte die Träne weg und setzte ihre dunkle Brille wieder auf.

«Ja, überall staubt's. So sind sie, die Preussen.»

Der Gong ertönte. B-o-n-g.

Ohne ein Wort stand ich auf und gab ihr die Hand.

«Freunde?»

«Wenn ich wieder sehen kann. Wo wohnst du eigentlich?»

Ich sagte es ihr.

«Das ist ja mein Bezirk.» Es klang wie eine Warnung.

Die Zwillinge, der Gorilla, der Major und der Lehrer waren in ausgelassener Stimmung und tranken schnell etwas an der Bar, bevor es an den nächsten Tisch ging. Der Lehrer brüstete sich gerade mit seinen Heldentaten.

«Und ich zu ihr: Kann ich dir einen ausgeben? – Sagt sie mir doch glatt ins Gesicht: Okay, aber ich geh nicht mit dir ins Bett! In welcher Welt leben wir eigentlich? Was ist aus dem Ding dazwischen geworden, der Lücke zwischen Bar und Bett?»

«Ick sag et ja», antwortete King Kong. «Berliner Mädels, det sind richtige Tiere.»

Ich sah auf die Uhr. Inzwischen kam mir Speed Dating eher vor wie langsame Folter.

Unsere Moderatorin Gisela zog mich sanft beiseite.

«Wenn Sie noch eine Frau zum Weinen bringen», sagte sie mit kaum verhohlenem Drohen in der Stimme, «muss ich Sie leider bitten zu gehen. Ich weiss nicht, was Sie da sagen in ihren sieben Minuten, aber ich kann es nicht dulden, dass jemand bei meinen Klientinnen systematisch emotionale Krisen auslöst.»

«Die Letzte hatte eine Stauballergie», protestierte ich.

«Wenn Sie vorzeitig gehen, erstatten wir Ihnen das Eintrittsgeld zurück. Ich hätte einfach keinen Journalisten zulassen sollen. Noch dazu einen *englischen* Journalisten. Speed Dating ist eine äusserst sensible Angelegenheit.»

Zeit für Tisch drei. Die Frau, die dort sass – mit kerzengeradem Rücken, als befände sie sich auf einer viktorianischen Abendgesellschaft –, strahlte eine enorme Präsenz aus. Sie beherrschte ihre Ecke des Raumes wie ein General, der seine Schlachtreihen inspizierte.

«Hallo», sagte ich und schaute auf ihren Fragebogen.

«Du musst Renata sein –, aber du erinnerst mich mehr an Napoleon. Nur hübscher, viel hübscher natürlich.»

«Und auch grösser», sagte sie und stand auf.

Es war die rothaarige Schönheit, die mir gleich am Anfang des Abends aufgefallen war. Sie hatte markante Wangenknochen – eher normannisch als slawisch. Man konnte sie sich gut in einem Dorfladen vorstellen, wo sie Camembert und Calvados verkaufte. Oder als Herrin über ein prachtvolles, wenn auch baufälliges Chateau. Nach Ingos Logik – oder besser gesagt, nach den verqueren Berechnungen des deutschen Steuerrechts – war es freilich besser, wenn sie Ladenbesitzerin statt Schlossherrin war. Doch zum ersten Mal hatte ich das Gefühl, es könnte irgendwie klappen. Harrys kerniger Analyse zum Trotz war das Ganze nicht bloss Physik und Biologie: Es fühlte sich einfach richtig an.

«Renata, bevor wir anfangen, uns zu unterhalten, musst du mir eins versprechen: Bitte fang nicht an zu weinen! Wenn du unbedingt eine Träne verdrücken musst, mach das in zehn Minuten. Sonst schmeissen die mich hier raus. Dabei bin ich vollkommen unschuldig.»

«Ich versprech's. Ich werd höchstens gähnen, wenn du mich langweilst.»

Wie sich herausstellte, war Renata eine beschäftigungslose (oder zumindest unterbeschäftigte) Bildhauerin. Ihr Traum war es, das perfekte Kriegsdenkmal zu schaffen.

«Was soll das heissen?»

«Ein Mahnmal, das herausarbeitet, dass Krieg mehr ist als nur viele Opfer. Ich will den Krieg als Prozess darstel-

len, nicht bloss als Laune der Geschichte. Erinnerung ist so wichtig, findest du nicht?»

Ich war nicht darauf eingestellt gewesen, auf dieser Sieben-Minuten-Kurzstrecke in einen intellektuellen Disput verwickelt zu werden. Doch es hatte immer wieder etwas Erfrischendes, sich mit einer attraktiven Frau auf intellektuell hohem Niveau zu unterhalten; es verlieh den Gedanken eine ganz besondere Intensität, so eine Art künstliche Klarheit, wie nach dem Genuss von Absinth.

«Ich glaube, es geht eher darum, die Dummheit zu bekämpfen, als die Erinnerung zu bewahren», sagte ich. «Denk an Kästner: ‚Wer das, was schlimm war, vergisst, wird dumm.‘»

«Und wer das, was schön war, vergisst, wird blöd.»

Bevor Renata mich noch mehr durcheinanderbringen konnte, klingelte mein Handy.

«Hast du kurz Zeit zu telefonieren?»

«Ehrlich gesagt, nein. Kannst du mich in genau drei Minuten und zwanzig Sekunden noch mal anrufen, Dad?»

«Nein, mein Sohn, dafür ist die Sache zu wichtig. Ich hab hier gerade den Gerichtsvollzieher im Haus. Die wollen mir mein Klavier wegnehmen! Unser Klavier!»

«O mein Gott!» Ich signalisierte Renata, dass ich einen Notfall am Apparat hatte.

Das Klavier war der Mittelpunkt unseres Familienlebens gewesen. Es hatte im Grunde nichts Besonderes an sich und sah schon etwas mitgenommen aus, die Art von Instrument eben, die man aus Saloons oder Bordellen in



Western kennt. Doch es war ständig in Benutzung: an Samstagen, wenn Dad aus dem Pub zurückkam, an Geburtstagen, an Weihnachten. Grossbritannien war mal ein Land, in dem Klavier gespielt wurde. Songs wie «Hearts of Oak» oder «Boney was a warrior» folgten dem patriotischen Puls der Zeit – Songs, die von Tapferkeit und Entscheidungskraft erzählten, vom Hass auf die Franzosen und von der Trauer über das verlorene Empire. Das Klavier war gleichsam das Bindeglied zwischen dem Chauvinismus der 1890er Jahre, dem Zweiten Weltkrieg und der problembeladenen Identität der Nachkriegszeit.

Für Dad war es sogar noch mehr. Während des Krieges pflegten die Piloten zwischen den Einsätzen Dampf abzulassen, indem sie in die Tasten hämmerten. Es war wohl eine Zeit, in der man ausgiebig tanzte und kurze, aber heftige Romanzen hatte. Tanzen war damals noch Sex und nicht wie heute pure Selbstdarstellung. Mit der Klavierspielerei wollte Dad einfach einen Teil seiner Vergangenheit als Single ins traute Heim bringen. Abgesehen von ein paar Büchern war das auch alles, was er in die Ehe einbrachte. Alles Übrige, Möbel, Vorhänge, Porzellan und Besteck, kam von meiner Mutter. So versammelten wir uns eben ums Klavier und sangen – freilich nur, wenn mein Vater spielte. Das hatte immer etwas Besonderes, Geheimnisvolles – wenn auch zugegebenermassen nicht sehr Gekonntes. Und dieses Klavier wollte man nun aus dem Haus schaffen. Ich konnte mir die Szene bildlich vorstellen: zwei schwitzende Schwerlast-Möbelpacker, die sich mit ihren Schlingen fluchend die schmale Treppe hinunterquälten.

«Das ist ja furchtbar, Dad. Wie geht's dir?»

«Wie soll's mir schon gehen.» Er sagte es mehr wütend als selbstmitleidig. Das Leben meines Vaters wurde gerade ausgeräumt wie die Wohnung eines verstorbenen Rentners.

«Ich muss mit dir reden, Dad.»

«Wir reden doch gerade, oder?»

«Nein, ich meine unter vier Augen.»

«Ich will im Moment niemanden sehen. Ich kann keine Menschen um mich haben.»

«Wart mal einen Moment.»

Soeben hatte der Gong geläutet, diesmal mit einem Angst einflössend lautem Widerhall, wie in einem buddhistischen Tempel.

«Das wird die Essensglocke sein», sagte mein Vater. «Dann mach dich mal auf die Socken.»

«Nein, warte...» Ich drehte mich zu Renata um und zischte: «KANNST DU ABHAKEN?» Sie lächelte enigmatisch – und fing dann unerklärlicherweise an zu weinen.

«Das war's!», sagte Gisela und stürmte auf mich zu wie ein Gendarm auf einen unverbesserlichen Exhibitionisten. «Ich hab Sie gewarnt – verschwinden Sie! Auf der Stelle!»

«Renata?», stammelte ich verwirrt ob meiner unerhörten Pechsträhne. Doch Renata hatte das Gesicht in den Händen vergraben. Was war hier eigentlich los? Was hatte ich denn gesagt? Dann fiel mir das Telefon wieder ein.

«Dad?» Mein Vater hatte aufgelegt.

Draussen hatte es zu regnen begonnen. Eine Mücke setzte sich auf meinen nassen Arm. Sie sass da, als würde sie überlegen, ob sie jetzt gleich dinieren sollte oder erst

später. Ich schlug nach ihr, verfehlte das Insekt und traf stattdessen meine Uhr. Dabei ging das Armband kaputt.

Auch das noch.

## 6 Besser als die Nervenanstalt

Der Brief kam für mich völlig überraschend. Es war nicht nur die erste Postsendung, die mich in meiner neuen Wohnung erreichte, sondern auch der erste Brief meines Vaters, der nicht an einen formalen Anlass wie einen Geburts- oder Jahrestag geknüpft war. Die Handschrift auf dem Umschlag war sehr sauber, ja geradezu elegant, so als hätte der Schreiber grosse Konzentration darauf verwandt.

Ich erinnerte mich daran, wie ich auf den Entschuldigungszetteln seine Unterschrift gefälscht hatte: *Aufgrund eines schweren Anfalls von akutem Rheumatismus während der Schulferien kann mein Sohn leider nicht am Turnunterricht teilnehmen. Auf ärztlichen Rat soll er während der ersten drei Wochen des Trimesters keinen Sport treiben.*

Mit dieser einen Fälschung hatte ich mich drei Herbsttrimester in Folge um den Sportunterricht herumgemogelt – ich änderte lediglich das Datum – und mir so jeweils die ersten Querfeldeinrennen der Saison erspart, dieses gleichermassen atem- und witzlose Gestapfe durch den englischen Matsch.

Folglich kannte ich jeden Schlenker und jeden Kringel bei seinen Vokalen und Konsonanten, kannte das zackige Y genauso wie das gequetschte O, das immer aussah wie ein Kürbis. Im Lauf der Jahre war seine Schrift immer krakeliger geworden, doch es war unzweifelhaft die Handschrift eines Mannes, der zwar selten, aber wenn, dann

nicht bloss zum Zeitvertreib, sondern mit festem Vorsatz zur Feder griff.

Es war der Tag meines Umzugs. Am Vorabend hatten wir uns bei Robben & Wientjes einen Lieferwagen geliehen und alles eingeladen. Harry war gekommen und auch Tony sowie ein Zeitungspraktikant namens Jonathan, der im Gegenzug für ein wohlwollendes Zeugnis alle möglichen Formen unbezahlter Erniedrigung hinzunehmen bereit war.

Die Vorstellung, dass man einem Praktikanten tatsächlich etwas beibringen sollte, war hoffnungslos veraltet. In England diente ein Praktikum immer noch einem sinnvollen Zweck: Es zeigte, dass ein Uni-Absolvent Kaffee kochen und gehorchen konnte. Aber in Deutschland war das Praktikum zum Lebenszweck geworden. Ein Aachener Geschäftsmann war gerade dabei, das erste Altersheim für Praktikanten einzurichten. Mein Praktikant studierte Architektur. Die Aussichten, dass er jemals ein Haus bauen würde, waren äusserst gering. Aber ich war zuversichtlich, dass ich ihn schon für irgendwas würde gebrauchen können, schliesslich musste es für jeden Sklaven eine Bestimmung geben.

Die IKEA-Garderobe und die Billy-Regale hatten wir auseinanderggebaut und die Bücher in Bananenkisten verpackt, eine Spende der Obst-und-Gemüse-Abteilung des Supermarkts meines Vertrauens.

Ich hatte die Nacht auf dem Fussboden verbracht, war mit meinem Team nach Grunewald gefahren, hatte ihnen die Tür aufgemacht, meine Anweisungen erteilt, den Briefkasten geleert und war mit der S-Bahn zurück in den Prenzlauer Berg gefahren, zwecks Wohnungsübergabe.

Wie oft hatte ich dieses Prozedere schon durchexerziert? Sechs-, siebenmal? Man sollte meinen, dass mich das Ereignis aufwühlte, aber im Lauf der Zeit war Umziehen für mich zur Routineangelegenheit geworden wie die Leistenbruch-OP für den Chirurgen. Für einen Engländer war Umziehen fast etwas Reflexhaftes. Deutsche, hatte ich das Gefühl, empfanden Umzüge viel eher als traumatisch.

Wenn ein Engländer zu etwas Wohlstand kommen – oder einfach ein wenig Altersvorsorge betreiben – wollte, kaufte er sich ein Haus und verkaufte es ein paar Jahre später wieder. Das war die einzige Methode, um von der Inflation zu profitieren. Die Deutschen in meinem Bekanntenkreis, die sich ein Haus gekauft hatten, klammerten sich daran, als wäre es ein Atombunker, der letzte Zufluchtsort vor der Apokalypse. Die meisten wohnten lieber zur Miete und tauschten, während sie so durchs Leben gingen, einen Satz IKEA-Möbel gegen den anderen aus. Es war, als hätte eine ganze Nation Angst davor, sich zu verändern – und sich auf etwas einzulassen. Nichts war so leidenschaftlich wie die Beziehung zwischen einem Vermieter und seinem Mieter. Kein Wunder, dass Deutschland nicht genügend Babys produzierte.

Die S-Bahn war voller Leute, die mit ausgelaugten Gesichtern am Fenster lehnten und sich an Styroporbechern mit überteuertem Kaffee festhielten. Ein erkennbar ungewaschener Obdachloser versuchte mir eine Zeitung zu verkaufen. Da auch ich mich nicht gewaschen hatte und zwischen zwei Obdächern pendelte, hätte ich mich vielleicht ein wenig solidarisch fühlen sollen, doch ich war zu sehr in Gedanken, um nach einem Euro zu kramen.

Ich rieb Dads Brief zwischen den Fingern und fragte mich, ob ich ihn öffnen sollte. Mir gegenüber sass ein Mann, der für Berliner Verhältnisse verdächtig akkurat gekleidet war. Aus einem Flanellsakko blitzten Manschettenknöpfe und ein Wollschlips hervor. Nur sein knittriger, abgewetzter Hemdkragen deutete darauf hin, dass irgendetwas nicht stimmte. Er lächelte die neben ihm sitzende Frau an. Sofort suchte sie sich einen anderen Platz. Dann wandte er sich mit seinem breiten, strahlenden, charmanten Grinsen an mich: «Bessa als die Nervenanstalt, wa?»

«Ja», erwiderte ich zweifelnd, «bisschen besser schon.» Ich nahm all meinen Mut zusammen und öffnete den Briefumschlag.

*Lieber Sohn, las ich, ich hätte nie gedacht, dass ich Dir mal so einen Brief schreibe. Du hast Dein Leben, ich habe meins. Wie Du weisst, habe ich Deinen Lebenswandel nicht immer gebilligt. Was ein wahrer Engländer ist, der findet immer einen Weg, seinem Land zu dienen. Egal wo er gerade ist – denn was bleibt einem sonst? Was hilft es, fern der Heimat die Tyrannei zu bekämpfen, wenn man nicht bereit ist, zu Hause für das zu kämpfen, woran man glaubt?*

Ich seufzte. Ging jetzt wieder das Gezetere gegen die Immigranten los? Es stimmte mich traurig, dass mein Vater, den ich als einen anständigen und vergleichsweise weit offenen Mann kannte, immer auf Stammtischniveau abrutschte, sobald das Leben etwas schwieriger wurde.

Ich hob den Blick. Der glückliche Irre starrte mich immer noch an. Ich senkte den Blick wieder.

*Hättest Du bloss einen anständigen Bürojob in einer*

*anständigen britischen Firma angenommen, dann würdest Du jetzt besser verstehen, was wir hier in Grossbritannien alle durchmachen.*

Dad hatte zwar akzeptiert, dass ich nie ein Soldat oder Pilot werden würde, gab aber die Hoffnung nicht auf, dass ich irgendwann einmal ein reicher und einflussreicher Industrieller werden würde. Sein Onkel Allen in Yorkshire war im Wollgeschäft tätig und ich hatte einen entsetzlich langweiligen Feriensommer in dessen Fabrik verbracht und erste Einblicke ins Büroleben gewonnen.

Später, bei der Zeitung, war die Atmosphäre ähnlich lasch.

Den ganzen Tag über wurden Meetings abgehalten, damit die Leute wach blieben. Die Gespräche drehten sich um den vierzehntägigen Urlaub in Spanien oder die allerneueste Seifenoper im Fernsehen.

Einmal pro Woche betranken sich die Sekretärinnen gemeinsam in einer überfüllten Weinbar und schrien sich quer durch den Raum Indiskretionen über ihre jeweiligen Chefs zu.

Am darauffolgenden Tag zogen sie mit den Mädels oder ihrem neuen Freund durch die Clubs. Da es ausserhalb der Arbeitszeit keine Gelegenheit gab, Freundschaften zu schliessen, begannen und endeten sämtliche Romanzen auf den Fluren des Raucherghettos. Wer nicht rauchte, bekam den neuesten Klatsch nicht mit und war vom gesellschaftlichen Leben ausgeschlossen.

In der Wollfabrik lernte ich auch die Methode «Italienisches Sakko»: Man hatte immer ein Reservesakko im Büro. Wenn man dann mal ein bisschen Zeit für sich woll-



te, hängte man einfach dieses Sakko über die Lehne seines Bürostuhls, um den Eindruck zu erwecken, man hätte nur kurz seinen Arbeitsplatz verlassen, für eine wichtige Besprechung oder dergleichen.

Tatsächlich aber schlüpfte man in sein eigentliches Jackett und entfloh für ein paar Stunden dem Geklappere und Geplappere der klimatisierten Büroräume, hinaus in die wirkliche Welt. Oft genügte es schon, in den nahegelegenen Park zu gehen und bei Sonnenschein die Enten zu füttern, um wieder ein Gefühl von Individualität zu erlangen.

Als ich später meinen Zeitungskollegen die Sakko-Methode beibrachte, sprangen sie darauf an wie befreite Sklaven. Einer von ihnen nutzte sein Sakko als Alibi für eine Out-of-Office-Romanze und tauchte jeden Tag drei Stunden ab. Ein anderer gönnte sich in den selbst geschaffenen Pausen eine Thai-Massage. Es hatte etwas zutiefst Befriedigendes, seinen Boss zu hintergehen und damit sich und seinen Kollegen zu beweisen, dass man seinen Job auch hervorragend erledigen konnte, ohne ständig anwesend zu sein.

Durch Spione oder die Gerissenheit der Führungsetage wurde mein Chefredakteur leider darauf aufmerksam gemacht, dass ich die treibende Kraft hinter irgendetwas Subversivem war. Damit sah er die Zeit gekommen, mich aus der Bürowelt zu verbannen – und am besten gleich noch aus England.

So kam es, dass ich Auslandskorrespondent wurde. Ein berufsmässiger Exilant. Es war das Ende meines Lebens als Büromensch gewesen, doch mein Vater sah mich vor allem immer noch als jemanden, der England und der ehr-

lichen Arbeit den Rücken gekehrt hatte.

*Hier geht alles den Bach runter, ging die Epistel meines Vaters weiter. Der Premierminister ist ein Trottel, in der Opposition sind nur Hohlköpfe, und das Land wird von Verrätern regiert, die sich verschworen haben, es vor die Hunde gehen zu lassen.*

Der Freigänger aus der Nervenheilanstalt lächelte mich immer noch an. Ich lächelte zurück. Prompt setzten sich die Leute auch von mir weg.

*Sie sind entschlossen, unsere Geschichte zu verleugnen, sie zu ‚europäisieren‘, und uns in einen grossen Brüsseler Einheitsbrei zu verrühren, in dem es keine Schlachten, keine Niederlagen und keine Ressentiments mehr gibt.*

*Das ist doch alles ein einziger Versöhnungskitsch! Ich habe die Schnauze voll davon. Und jetzt wollen sie auch noch mir persönlich an den Kragen! Ich habe dem Premierminister geschrieben, um ihm mitzuteilen, dass er Verrat an Grossbritannien begeht, wenn er den Beitritt zum Euro erwägt. Natürlich hat er mir nicht geantwortet.*

*Aber was soll man auch von einem Mann erwarten, der die Hände in die Hosentaschen steckt, wenn er eine Rede hält. Und der jeglichen Respekt vermissen lässt.*

Ich seufzte. In meinem Vater hatte sich jede Menge Wut angestaut. War Wut erblich? Besass ich ein Wut-Gen?

*Aber das ist noch nicht alles: Neulich hat jemand versucht, ins Haus einzudringen. Als wären die finanziellen Probleme nicht genug! Irgendwer hat sich am Schloss der Hintertür zu schaffen gemacht.*

*Ich war mit Tom in der Kneipe, und als ich zurückkam, standen zwei Fenster sperrangelweit offen. Du weißt, dass ich nie das Fenster aufmache – Frischluft ist tödlich: Wenn wir uns je über eine Sache einig waren, dann darüber.*

*Tom ist überzeugt, dass sie den Geheimdienst auf mich angesetzt haben, weil ich dem Premierminister geschrieben habe. Die denken, ich weiss irgendwas.*

Tom war ein alter Freund meines Vaters aus Kriegszeit und in jeder Hinsicht ein schlechter Einfluss. Meine langjährige Erfahrung als Journalist hatte mich gelehrt, Verfolgungswahn immer ernst zu nehmen: Paranoid ist einer, der alle Fakten kennt. Aber Tom war eben auch ein notorischer Unruhestifter und Aufwiegler. Er war durch und durch verbittert und es gibt nichts Schlimmeres als einen verbitterten Freund. Mein Vater, das wusste ich seit Jahren, war ein bisschen verrückt. Aber gutartig verrückt, im Sinne von dezent verwirrt. Toms giftige Bemerkungen brachten eine bösartige Schärfe in das harmlose Geschwafel meines Vaters.

*Die haben es auf uns abgesehen, mein Sohn, auf uns alte Kriegshelden, weil wir diejenigen sind, die sich noch erinnern können. Deswegen wollen sie mir jetzt meine Existenz ruinieren.*

Der Brief mäanderte noch eine Weile so weiter. Der glückliche Irre war am Hauptbahnhof ausgestiegen, vermutlich in Richtung Kanzleramt. Keiner lächelte mehr.

*Tom und ich haben beschlossen, dass es an der Zeit ist, uns mal wieder in Deutschland sehen zu lassen. Du weißt, ich habe immer den Standpunkt vertreten: East is east, west is west, and never the twain shall meet. Ich hab den*

*Hunnen eigentlich nichts zu sagen und das beruht ja auch auf Gegenseitigkeit. Aber Tom hat mich irgendwie überredet: Wir sind Helden, weil die Deutschen sich an das erinnern, was wir getan haben, selbst wenn sie uns deshalb nicht mögen. Sie wissen tausendmal mehr als unsere junge Generation. Tom sagt, sie haben eben einen Erinnerungsmuskel, den sie ihr Leben lang trainieren.*

Draussen rauschte Berlin vorbei. Wir fuhren durchs Niemandsland. Gleich musste ich umsteigen. Wo war mein Vater? Auch im Niemandsland? Jedenfalls stand er kurz davor, lebenslang gehegte Ansichten zu ändern.

Die wichtigste Neuigkeit freilich hatte er sich für den Schluss des Briefes aufgespart:

*Es soll da so ein Wiedersehenstreffen an irgendeiner Airbase im Rheinland geben. Die Deutschen zahlen für alles, also musst du dir, was das angeht, keine Sorgen machen. Ich spare sogar ein bisschen dabei, weil ich mir ein paar Tage lang nichts zu essen kaufen muss!*

Ich erschrak – mein Vater würde mich besuchen kommen! Aber woher kam die plötzliche Absicht, nach Deutschland zu fahren, das auf diffuse Weise immer noch als Feind galt? Vielleicht war es tatsächlich ein Zeichen der Verzweiflung: Die Deutschlandreise war kein halbgarer Versöhnungsversuch, sondern ein Mittel, an eine warme Mahlzeit zu kommen und keine kalten Füsse zu kriegen. Der nächste Satz liess darauf schliessen, dass die ganze Reise Teil eines Spiels war, bei dem man sich gegenseitig ein schlechtes Gewissen machte, ein freudianscher *pas de deux*, der schon seit meiner Kindheit ablief.

*Klingt seltsam, aber ich freue mich schon auf das deutsche Essen. Da hat man zumindest eine solide Grundlage, mit Schnitzel und was weiss ich. Jedenfalls besser als dieses Kitekat.*

Einer während meiner Kindheit verbreiteten Legende nach waren die Pakistani in Grossbritannien so arm, dass sie Katzenfutter assen. Später wurde mir klar, dass das völliger Unsinn war, ein Auswuchs von Rassenvorurteilen: Denn Katzenfutter war natürlich viel teurer als das, was Menschen assen. Nichtsdestotrotz war die Gleichung Armut = Katzenfutter fest in der Vorstellung von Generationen von Engländern verankert. Und nun versuchte mein Vater, bei mir auf die Tränendrüse zu drücken.

Seit der Zeit, als mein Vater mich ins Internat geschickt hatte, war unsere emotionale Beziehung von komplizierten Wechselwirkungen bestimmt. Er dachte, ich werfe ihm vor, mich in eine Einrichtung geschickt zu haben, die in schlimmster Weise viktorianische Traditionen pflegte. Ein Ritual bestand darin, Neuankömmlinge einem «bog-washing» zu unterziehen: Ein Junge schiss ins Klo, dann wurde der Kopf des Neuen in die Schüssel gedrückt und die Spülung betätigt. Den Geruch und das Ekelgefühl wurde man nie mehr ganz los.

Aus den Knaben, die derlei Folter ausübten, wurden später Bischöfe und Generäle.

Vielleicht war das die Absicht meines Vaters, als er mich aufs Internat schickte: mich auf eine Offizierslaufbahn vorzubereiten. Und vielleicht hatte er ja auch recht mit seiner Einschätzung, dass mich der Verlust meiner Kindheit auf eine Weise gegen ihn aufgebracht hatte, die sich nicht in Worten ausdrücken liess, ja die durch Worte

eher nur verschleiert wurde.

In den Ferien ermahnte er mich immer, nicht so hastig zu essen. Ich legte dann meinen Arm um den Teller Suppe oder Huhn, um ihm auf diese – hinterlistig melodramatische – Weise zu zeigen, was ich in der Schule gelernt hatte: dass einem jederzeit jemand das Essen wegschnappen konnte. Das traf zwar nicht zu, doch es verhalf mir zu einem Oliver-Twist-Image, einer Art Opferrolle, die mir erlaubte, meinen Vater auf subtile Weise zu erpressen.

Nun versuchte er offensichtlich das gleiche Spiel mit mir. Der Unterschied war nur, dass wir inzwischen beide erwachsen waren. Das Spiel mit dem schlechten Gewissen, als eine Methode, ein Ressentiment auszudrücken, funktionierte aber nur von Kind zu Erwachsenen. Es war eine der wenigen Waffen, die den Schwachen und Unterdrückten zur Verfügung standen. Insofern verwandelte sich mein Vater tatsächlich wieder in ein Kind und drehte damit unser Verhältnis um. Der Brief schrie geradezu: Kümmer dich um mich! Beschütze mich! Es war *too much*. Noch ehe ich den Brief zu Ende gelesen hatte, zerknüllte ich ihn zu einem Ball, den ich in meiner hohlen Hand hielt, als würde ich einen Teig formen.

Mir gegenüber sass ein Mann mit stacheligen, ungewaschenen Haaren – Typ Drogendealer. Auf dem linken Arm trug er eine Tätowierung. *Fuck the system* stand da, auf Englisch. Ich warf den zusammengeknüllten Brief nach dem ruhig dasitzenden Hund des Dealers und machte mich bereit auszusteigen. Der Hund reagierte nicht. Dafür bück-

te sich der Dealer, hob das Schreiben meines Vaters auf und trug es zum nächsten Müllbehälter.

«Sorry», murmelte ich und stieg in die nächste S-Bahn um.

«Glaubst du, er ist verrückt? Ich meine im klinischen Sinne?», fragte ich Harry zwei Stunden später. Wir saßen auf der Treppe meines neuen Hauses im Grunewald und tranken ein Beck's. Ich war gerade noch rechtzeitig gekommen, um Schreibtisch und Bett hineinzutragen. Den Rest hatten meine Kollegen schon erledigt, weshalb ich schuldbewusst in den Supermarkt verduftet war, um einen Kasten Bier zu kaufen. Tony und der Praktikant verscheuchten Mücken, Harry schien dagegen immun.

«Ach was, das ist bestimmt bloss so 'n Altersding. Nach 'ner Weile kann man einfach nicht mehr loslassen – ich meine, sieh dir doch nur mal an, was für Schrottbücher wir vorhin in deine Wohnung geschleppt haben; die hättest du schon vor Jahren wegschmeissen sollen. Aber so läuft das eben: Du klammerst dich so lange an deinen Kram, bis er dir irgendwann über den Kopf wächst und du keinen Platz mehr zum Atmen hast. Du gerätst in Panik, und je mehr du in Panik gerätst, desto weniger Luft kriegst du. Das passiert bei alten Leuten. Und das passiert wohl auch gerade mit deinem Vater. Das ist ganz normal.»

«Hört sich aber nicht gut an», sagte Tony.

«Ich möchte nicht alt werden», sagte der Praktikant.

«Wenn du weiter solchen Mist verzapfst, wird dieser Wunsch auch in Erfüllung gehen», grummelte Tony. Ob-

wohl er von uns allen der Fitteste war, machte ihn körperliche Anstrengung immer etwas übellaunig. Die Mücken taten ein Übriges.

Meine neue Wohnung war die Beletage eines Hauses, das früher einmal von Isadora Duncan und ihrer Schwester als Tanzschule benutzt worden war. Ihr Ziel war es damals gewesen, Berliner Mädchen aus ärmlichen Verhältnissen eine Ausbildung angedeihen zu lassen und vermöge des Tanzens ihren Geist zu veredeln. Dafür hatte sie sich den perfekten Ort ausgesucht. Mit seinen hohen Stuckdecken und dem Parkettboden schien der Raum gleichsam einen menschlichen Puls zu entwickeln, wenn Musik erklang.

Tony hatte die Stereoanlage aufgebaut und spielte gerade in voller Lautstärke seine Lieblingsplatte, «The Dark Side of the Moon». Wir identifizierten die Wohnung – die vom ehemaligen Musikzimmer und dem Tanzsaal dominiert wurde – mit Isadora Duncan, dabei hatte das Haus im Laufe der letzten hundertfünfzig Jahre ein Dutzend Menschen kommen und gehen sehen: kurze Leben, lange Leben; glückliche Menschen und solche, die in Tragödien versanken. Häuser saugten menschliche Tränen auf wie Schwämme.

Ausnahmsweise wurde nicht nur Tony von Melancholie erfasst. Schweigend sassen wir da; die Stille wurde nur vom Geplapper des Praktikanten unterbrochen – und von gelegentlichem lautem Klatschen einer blossen Hand auf malträtierte Haut.

«Hallo? Haaaaloo?» Die Stimme kam vom Tor.

«Wollen Sie noch lange da stehen bleiben mit Ihrem Laster?»



«Mein Gott», sagte Harry. «Macht die globale Erwärmung die Leute jetzt auch noch farbenblind?»

Er bezog sich auf eine merkwürdige Erscheinung, die trotz der aufdringlichen Farbzusammenstellung als ein Exemplar der Gattung neue deutsche Grossstadthelden erkennbar war: ein Fahrrad-Fascho. Grüner Helm, orange-farbene Jacke, enge glänzende Hose und rasierte Beine. Ganz offenkundig war er mit seinem Mountainbike gerade vierzig Kilometer durch den Grunewald gebraust – das erkannte man allein schon am Geruch. Und bestimmt würde er sich bald auf den Weg ins Büro machen, wo er, in der Hoffnung, ein paar anerkennende Bemerkungen von den Sekretärinnen einzuheimsen, bis Mittag seine Uniform tragen würde. Sein Fahrrad hatte er auf der anderen Strassenseite abgestellt, gegenüber von unserem Umzugswagen. Es schien also kein grösseres verkehrstechnisches Dilemma zu geben. Der Fahrrad-Fascho hüpfte behände über den schmiedeeisernen Zaun und sprang die Treppen zur Eingangstür hinauf. Wir waren freilich zu erschöpft, um aufzustehen, als er uns seine behandschuhte Rechte entgegenstreckte.

«Braun!», sagte er, «Hartmut. Ich wohne nebenan.» Er zeigte auf die grosse Stadtvilla, von der aus man auf meine Küche und mein Schlafzimmer blickte.

«Willkommen in unserer Strasse», sagte er.

«Danke», sagte ich und versuchte die angemessene Begeisterung aufzubringen.

«Sie sind also der Bürgermeister?», fragte Harry.

«Haha! Sie sind bestimmt Briten!»

«Nein, Engländer», sagte Harry.

«Beziehungsweise Waliser», sagte Tony.

«Haha! Ich weiss schon, was Sie sagen wollen. Ich bin ja auch Bayer: ein Ausländer in Berlin.»

Mir war klar, dass ich mir ein wenig Mühe geben sollte, nett zu sein. Nachbarn waren wichtig. Der Kiez war der Dreh- und Angelpunkt des Berliner Universums. Und der Mann gab sich Mühe, auch wenn er lächerlich angezogen war. Da ich mir keine Vorhänge leisten konnte, würde er von seinem Balkon aus bald freie Sicht auf mein Bett haben. Doch das emotionale Gepäck, das ich an diesem Tag mit mir herumschleppte – angefangen mit dem Brief meines völlig aufgelösten Vaters –, hatte mich ein wenig bisig gemacht.

Ich wollte Herrn Braun gerade bitten zu gehen, als ich sah, wie der orangefarbene Laster der Berliner Stadtreinigung sich an unserem Möbelwagen vorbeisob. Der Laster mit seinem albernen Slogan –Wir machen Staub aus Laub! – war bereits ein vertrauter Anblick geworden. In der kurzen Zeit, die wir hier auf der Treppe sassen, war er bereits zweimal vorbeigekommen. Tony hatte mir den Grund dafür erklärt: «Eure Strasse ist genau zwei Kilometer lang. Am anderen Ende der Strasse ist ein Bäcker. Wenn die viermal am Tag hin- und herfahren, haben sie ihre obligatorischen sechzehn Kilometer auf dem Tacho. Und können bei jeder Etappe eine Kaffeepause mit Puddingbrezel einlegen. Das ist wesentlich angenehmer, als sich durch irgendwelche engen zugeparkten Strassen zu zwängen. Eure Strasse wird am Ende so sauber sein, dass du dein Spiegelei vom Bürgersteig essen kannst.»

Mit wagnerianischem Brio – die Schreie der Männer in Orange, das Klappern der Schaltung, das Brausen der ro-

tierenden Bürsten – schrammte der Laster an unserem Umzugswagen vorbei, erwischte Herrn Brauns Fahrrad und schleifte es ein, zwei Meter mit sich mit. Ein fieses Knirschen – und ich wusste, seine Trekkingtage waren vorbei.

Ein leichtes Lächeln huschte über mein Gesicht.

Herr Braun redete immer noch wie ein Wasserfall. Er hatte von alledem nichts bemerkt.

«Sie müssen unbedingt meine Frau kennen lernen.»

«Ja», sagte ich und dachte: Wenn er sich jetzt umdreht, wird er sein geliebtes Fahrrad sehen, in lauter Einzelteile zerlegt. «Das wäre schön.»

«Und da kommt sie auch schon.» Eine grosse Frau gesellte sich zu uns. Sie hatte den leicht o-beinigen Gang eines Cowboys und schlug ihrem Gatten zur Begrüssung kräftig auf die Schulter.

«Sorry, I'm late», sagte sie auf Englisch. «Musste noch die Katze füttern.»

Mac spitzte die Ohren wie ein Schiesshund. Er konnte ein Dutzend deutsche Worte erkennen, doch sein Lieblingswort war KATZE.

«Darf ich vorstellen: Hera», sagte Hartmut, und es schien kein Zufall zu sein, dass ihre Namen mit demselben Buchstaben begannen. Sie trugen auch beide dieselben Neonfarben, hatten beide eine Hakennase – und ganz offensichtlich auch dasselbe Hobby. Es war, wie man auf Anhieb sehen konnte, eine symbiotische Beziehung. Bestimmt litt Hartmut unter Bauchschmerzen, wenn Hera ihre Tage hatte, und wenn Hartmut ein Stechen im Knie verspürte, zwickte es Hera in der Schulter.

Seit ich nach Deutschland gekommen war, hatte ich

schon viele solcher Paare getroffen. Sie waren das Resultat eines eigentümlichen, scheinbar kühlen Paarungsverhaltens. Beim Lesen der Kontaktanzeigen in der *Zeit* – auf meiner Suche nach dem geeigneten steuergünstigen Ehepartner für mich inzwischen Pflichtlektüre – konnte man den Eindruck gewinnen, als müsste die sexuelle Kompatibilität zunächst erst einmal auf dem Tennis- oder Golfplatz ausgetestet werden.

*Treffen zwecks gemeinsamer Freizeitgestaltung erwünscht – bin leidenschaftlicher Segler, Fahrradabenteurer, Trekker, Surfer*, schrieb ein einundvierzigjähriger Jungunternehmer.

«Deutsche Freizeitgestaltung klingt in meinen Ohren nicht besonders frei», sagte ich zu Tony. «Eher so, als meinte man eigentlich: Wenn du mit mir zum Wildwasser-Rafting kommst, passen wir bestimmt auch im Bett gut zusammen. Was soll ich da sagen? Die grösste körperliche Anstrengung, der ich mich unterziehe, ist Pokern.»

Tony wusste es besser. «Deutsche sehen Beziehungen als Investitionen. Über Sport reden sie nur deshalb, weil sie wissen wollen, ob es noch eine körperliche Basis gibt, *nachdem* es mit dem Sex vorbei ist.»

Ich betrachtete Hera und Hartmut näher. Vermutlich hatte Tony recht. Gemeinsam Rad fahren und in denselben Farben herumlaufen war wohl Teil einer komplexen, unausgesprochenen Abmachung.

Die Brauns verwickelten mich in ein Gespräch, in dessen Verlauf sie mir insgeheim einen Platz in ihrer Welt zuordnen wollten. War ich verheiratet? Hatte ich Kinder? War ich reich und gesund? Und wie eng würde unsere Beziehung sein?

Keine dieser Fragen wurde offen gestellt, doch sie waren Teil einer subtilen Aufklärungsarbeit. Sie arbeiteten im Team und spielten sich konversationstechnisch höchst geschickt die Bälle zu: Offenbar waren die Brauns nicht nur Meister der zweirädrigen Fortbewegung (und der dazugehörigen Kleiderordnung), sondern auch im Ausspionieren der Nachbarn. In zwanzig Minuten fanden sie mehr über mich heraus, als ein Londoner Nachbar nach zwanzig Monaten gewusst hätte.

«So, das reicht!», sagte Hartmut nach einer Weile. «Wir wollen Sie ja nicht vom Umziehen abhalten!»

«Wenn Sie einen Bohrer brauchen oder so was – geben Sie einfach Bescheid», sagte Hera.

Trotzdem ging das Gequassel munter weiter, bis Harry – nicht gerade sensibel, wie ich fand – einschob: «Also dann, fahren Sie vorsichtig!»

Nachdem sie versprochen hatten, mich zum Abendessen einzuladen, verabschiedete sich das Paar unter fröhlichem Winken, immer noch in seliger Unkenntnis der Tatsache, dass Hartmuts Fahrrad zwischenzeitlich auf die Grösse eines Schweizer Messers reduziert worden war.

Wir verliessen die Vortreppe und gingen mitten hinein ins Chaos halb ausgepackter Umzugskisten. Ich kramte eine Pfanne hervor und briet uns ein paar Eier. Es war höchste Zeit, den Cholesterinspiegel anzuheben.

«Nettes Paar», sagte ich.

«Ich traue denen nicht so ganz», sagte Tony und suchte nach der Black-Sabbath-CD. «Die sind mir zu fröhlich. Irgendwas verstecken die hinter ihren albernen Klamotten.»

«Ach Quatsch», sagte Harry. «Bei dieser Sorte Deutschen gilt das Prinzip: *What you see is what you get*. Die möchten einfach nur, dass sich alles in ihre komische Vorstadtordnung fügt.»

Er legte sich die Kochschürze mit dem Harrods-Logo um und begann in bester Liza-Minelli-Manier zu krächzen: «Ordnung makes the world go round, world go round!»

Er warf erst sein linkes Bein, dann sein rechtes nach aussen – ein rotgesichtiges Revuegirl mittleren Alters mit behaarten Beinen.

Der Hund blickte verängstigt drein.

«Du bist betrunken», sagte Tony und nahm mir das Wort aus dem Mund.

«Bin ich nicht, ich sing nur die Wahrheit. Die Leute wollen einfach nur das Gefühl haben, dass alles seine Ordnung hat und an seinem richtigen Platz ist. Ich meine, mehr will dein Vater letztlich auch nicht, mit dem ganzen Geschwafel von wegen Bürojob. Das Leben braucht Ordnung. Deswegen haben die Brauns dir die ganzen Fragen gestellt – die glauben eben, dass eine Frau Ordnung und einen gewissen Rhythmus ins Leben eines Mannes bringt.»

«Sehr weise. Dein wieviertes Bier war das, Harry?»

«Na ja», sagte Tony. «Das ist doch ein Fortschritt, wenn die Deutschen nicht mehr mit preussischen Grenadieren der Welt ihre Ordnung aufzwingen wollen, sondern ihr Testosteron darauf konzentrieren, die kompatibelste Frau zu finden.»

Harry und ich waren sprachlos. Das war der längste Satz gewesen, den wir Tony je hatten sagen hören.

«Ach, halt's Maul, Tony.»

«Ja genau, halt's Maul.»

Von draussen erklang ein spitzer Schrei des Entsetzens. Hartmut hatte sein Fahrrad entdeckt. Wir schüttelten reihum die Köpfe, wie weise alte Männer, deren düstere Pro-  
phezeiungen sich erfüllt hatten.

«Vielleicht solltest du dir auch ein Mountainbike besorgen», sagte Harry.

«Sei nicht albern! In Berlin gibt's doch gar keine Berge.»

«Du musst fit werden. Wenn du eine Deutsche heiraten willst, musst du was für deine Figur tun. Oder willst du am Ende aussehen wie Helmut Kohl? Mit dem im Bett muss für eine Frau sein, wie wenn ein Kleiderschrank auf sie drauffällt.»

«Bei dem der Schlüssel noch steckt», fügte Tony hilfreich hinzu.

«Mein Gott, sieh dich doch bloss mal an.»

Widerwillig stand ich auf und ging zu den Ganzkörper-Spiegeln, die sich in Isadora Duncans altem Tanzsaal befanden. So schlimm sah mein Körper auch wieder nicht aus. Gut, ein bisschen schwabbelig vielleicht. Und an manchen Stellen etwas schlaff. Unappetitlich blass, konnte man auch sagen. Alles eine Frage des Geschmacks. Ich wirbelte herum wie eine von Isadoras Ballettschülerinnen.

Nein, es war kein schöner Anblick.

## 7 Made(n) in Germany

In Berlin kann man seine Figur auf drei verschiedene Weisen in Form bringen. Die erste Methode: Man ändert seinen Lebensstil – steht früh auf, isst Kohl, trinkt Wasser aus Plastikflaschen und eignet sich eine positive Lebens-einstellung an. Das kam für mich definitiv nicht in Frage.

Zweite Methode: Man legt sich unters Messer. Aber konnte ich mir das leisten? Nein. Würde ich die Schmerzen aushalten? Nein.

Blieb also nur noch die dritte Methode übrig: den Körper auf eine Weise zu trainieren, bei der man seinen Lebensstil nicht ändern, sondern nur auf neue Gebiete ausdehnen musste.

In Berlin gab es zwei angesagte Fitnessstudios. Das eine lag im Westen, das andere in einem der schicken Ostviertel.

Wie Strassengangs kloppten sie sich um ihre Kunden und versuchten, ihren Kiez zu kontrollieren.

Gelang es dem einen Studio, unter Gewährung riesiger Rabatte einen Tagesschau-Sprecher unter Vertrag zu nehmen, dauerte es bestimmt keine Woche, bis der rivalisierende Club durchsickern liess, dass in seinem Dampfbad eine gewisse platinblonde Talk-Show-Moderatorin gesichtet worden sei. Da die meisten Leute neugierig waren, wie die Fernseh-Promis nackt aussahen und die Umkleidekabinen zum Nacktsein geradezu einluden, galten die



bei den Studios als die heissesten «Muckibuden» in der Stadt. Auch so ein lustiges deutsches Wort.

Harry ging ins West-Studio, um sein Bier auszuschwitzen, oder calvinistisch ausgedrückt: um sich dafür zu bestrafen, dass er seine Leber bestrafte. «Genau das Richtige für Masochisten wie dich», sagte Harry und starrte dabei unverhohlen auf meinen Bauch.

Es war ein früher Samstagmorgen. Der Regierende Bürgermeister von Berlin quälte sich schweren Schrittes auf seinem Laufband ab und bereitete sich innerlich auf die Eröffnung eines Gummifetischisten-Kongresses vor. Seine beiden Leibwächter sahen ziemlich erschöpft aus. Ich versuchte herauszufinden, wo sie ihre Pistolen trugen. Den Regierenden Bürgermeister trieb offenbar dieselbe Neugier, weshalb er unentwegt auf ihre Shorts starrte. Auf den Spinning-Rädern neben mir saßen zwei Starlets. Die eine hatte der Bild-Zeitung Ultraschallbilder ihres ungeborenen Babys verkauft, die andere vor laufender Kamera Maden vertilgt. Lautstark beklagten sie sich über die Männer.

Madenesserin: «Eine schauderhafte Körperhygiene haben die.»

Ultraschall: «Die waschen sich nicht mal die Hosen.»

Madenesserin: «Wem sagst du das. Ich hatte gestern mein Gesicht im Schoss von ... na, du weißt schon ... und...»

Ultraschall: «Im Borchardt's?»

Madenesserin: «Nee, im Bocca di Bacco.» Ultraschall: «Und das hat keiner gemerkt?»

Madnesserin: «Bloss Luigi.»

Ultraschall: «Ach, der ist sooo süss. Mein absoluter Lieblingskellner. «

Madnesserin: «Jedenfalls, also die Hosen, die haben vielleicht gerochen. Nach Fisch und Schweiß und Ohrenschmalz ...»

Ultraschall: «Ohrenschmalz?»

Beinahe auf Kommando drehten sich die Starlets um, wie Rehe nach einem Knistern im Walde. Eine Frau marschierte auf sie zu, wunderschön in ihrer wilden Entschlossenheit. Sie trug eine ärmellose Weste und Shorts, was ihre durchtrainierten Arme und Beine zur Geltung brachte. Sie sah aus wie ein Kickboxer. Ihre Augen funkelten und die Nasenflügel blähten sich kampflustig auf.

«Könntet ihr vielleicht etwas leiser reden», sagte sie. Es war mehr eine Feststellung als eine Frage.

«Hast du 'n Problem, Schätzchen?», fragte die Madnesserin und liess ihre Fitnessstudioklunker klirren. «Zu wenig Sex?»

Schlagartig wurde es still in der Arena. Alle blickten auf einmal angestrengt auf die stummen ntv- und CNN-Bildschirme. Der Regierende tat so, als stünde er ganz im Bann der Hurrikan-Meldung des Atlanta Weather Centre, verlangsamte aber seinen Pferdekutschentrab zu einem gemächlichen Trott. Er wollte auf keinen Fall etwas verpassen, nicht zuletzt deshalb, weil er gern mit der Madnesserin – und auch sonst mit jedem, der im Reality-TV auftrat – Partys feierte.

«Kein Problem, das sich nicht lösen liesse, indem man euch aus dem Fenster schmeisst», rief ihnen die aufgeweckte junge Frau zu. «Wir nehmen unseren Körper hier

ernst – wir sind hier nicht im Kit-Kat-Club.»

«Bist du von der Sitte?», fauchte die Madenesserin. Sie stieg vom Rad, strich sich die enganliegenden Leopard-Leggings glatt und sagte zu Ultraschall gewandt: «Komm, Süsse, lass uns aus diesem Kloster abhauen.»

«Versucht's doch mal im Zoo», gab ihnen die schöne Kritikerin noch mit auf den Weg.

Während die Starlets in Richtung Umkleide stolzierten, faltete ich meine Zeitung zusammen und ging hinüber zu der Frau, die die beiden so erfolgreich aus dem Fettverbrennungs-Paradies vertrieben hatte.

«Alle Achtung. Das war das erste Mal, dass jemand bei der Madenesserin das letzte Wort behält.»

Ohne ein Lächeln drehte sie sich zu mir um, immer noch hochrot vor Empörung.

«Ich finde das einfach unerträglich, diese Dekadenz und diesen Exhibitionismus.»

«Ich auch», beeilte ich mich ihr zuzustimmen. «Ist aber mitunter ganz unterhaltsam, finden Sie nicht?»

Erneut blitzte Zorn in ihren Augen auf, verglomm dann aber sofort wieder.

«Sie sind Engländer, nicht wahr? Das war jetzt ironisch, oder?»

«Äh, ja, vermutlich.»

Wie schon so oft in Not Situationen kam Harry angeschlendert und rettete die Situation.

«Na, das war ja mal ein Zickenstreit. Gehen wir eine rauchen?»

In meinem Studio wurde man fürs Rauchen normalerweise gesteinigt. Doch auf der Dachterrasse gab es eine

kleine Ecke, wo man, abgeschirmt von Topf-Koniferen, unbehelligt rauchen konnte. Vorausgesetzt man wölbt die Hand über die Glut wie ein Partisan, der sich im Wald versteckt.

«Ja, warum eigentlich nicht?», sagte die Frau zu unserer Verblüffung. Sogleich stieg sie in meiner Achtung – eine deutsche Frau, die bereit war, für ihre Prinzipien einzutreten und trotzdem Regeln zu brechen.

«Wie heisst du?»

«Claudia.»

«Freut mich», sagte Harry. «Und jetzt lass uns eine qualmen. Ich hatte genug Aufregung für heute.»

Wir nahmen den Weg durch die Umkleideräume, vorbei an lauter Männern, die nackt durch die Gegend liefen und den Blick abwandten. Im Angebot die ganze Bandbreite deutscher Wurstwaren: von der stummeiigen Tee-wurst bis zur runzeligen Kabanossi, vom Wiener bis zur Weisswurst. Wie auf einer Geburtstagsfeier von Kannibalen. Oben wartete bereits Claudia auf uns. Sie nippte an einem Sieben-Euro-Vollwert-Fitness-Elixir mit Haferflocken. Vorbei an noch mehr nacktem Fleisch – Frauen mit Orangenhaut-Hintern, die versuchten, etwas von der anämischen Sonne Berlins abzubekommen – begaben wir uns zu unserem Raucherversteck.

«Mann, die hab ich jetzt aber gebraucht!», sagte Claudia und stiess eine blaue Wolke aus. Gleiches galt offenkundig auch für die Gelegenheit, ihren Ärger loszuwerden. «Diese Frauen haben einfach kein Selbstwertgefühl. Was ist bloss mit dieser Gesellschaft los? Die Leute verkaufen sich nur noch ans Fernsehen. Am liebsten hätten sie, dass ihnen das Fernsehen das Leben abnimmt.» Clau-

dia atmete inzwischen so hastig, dass ich mir Sorgen machte, sie könnte sich am Rauch verschlucken und mit einem Hustenanfall unser kleines Versteck auffliegen lassen. Ihre Augen waren gross und rund geworden, wie Spiegeleier. In ihr schlummerte der Wahnsinn. Aber auch eine gefesselte Sexualität. Ihr gebräuntes Bein ruhte angewinkelt auf einem riesigen Pflanzentopf, während sie wie ein Soldat heftig an der Zigarette zog. Ich fand sie ausgesprochen attraktiv.

«Die Frauen heutzutage, was die ihren Körpern antun: Sie einfach an die Boulevardpresse verkaufen – das ist doch nichts anderes als Prostitution! Wir müssen unsere Körper wieder unter Kontrolle bringen. Sie zu so was wie, weiss nicht, Tempeln machen. Wir sollten unsere Körper verehren.»

Ich sah zu Harry hinüber, der demonstrativ mit den Augen rollte. Es gab keinen Zweifel: Die Frau war verrückt. Und verdammt sexy.

«Ist das nicht ein bisschen faschistoid?», heizte ich die Diskussion an. «Ich meine dieses: ,Forme deinen Körper, dann kannst du die perfekte Gesellschaft erschaffen. Ich hab bestimmt nicht viel übrig für die Madenesserin und ihre Freundin, aber für mich klangst du gerade so, als ob du die beiden am liebsten ins Arbeitslager schicken würdest.»

«Zwecklos», sagte Harry. «Daraus würden die unter Garantie noch eine Fernsehshow machen.»

«Letzten Endes ist es doch so», sagte ich, überzeugt, ein schlagendes Argument aufzufahren, «selbst wenn du den perfekten Körper hättest – und deiner ist schon ziemlich nah dran, Claudia, wenn ich das so sagen darf – wird dein

ethischer Apparat höchstwahrscheinlich unvollkommen sein. Schau dir Arnie Schwarzenegger an.»

«Oder Marilyn Monroe», warf Harry ein. «Oder Raquel Welsh.»

«Oder Senta Berger. Oder Ursula Andress.»

«Wer?», fragte Claudia, aufrichtig verblüfft ob dieses kleinen Exkurses in die siebziger Jahre.

«Ich sag ja nicht, dass das Problem darin besteht, dass die Leute hässlich sind – sie benehmen sich einfach nur hässlich. Sie haben keine Selbstachtung und das stört mich als Frau.»

«Also, die Miss Ultraschall, die ist nun wirklich nicht hässlich», sagte Harry. «In Netzstrümpfen sähe sie bestimmt noch toller aus.»

«Wollen wir uns nicht lieber bei einem gesunden Abendessen darüber unterhalten?», fragte ich. Claudia hielt inne, sah mich prüfend an und nickte langsam. Anschliessend stach sie mit dem Rest ihrer Marlboro Light auf den Wurzelansatz der Konifere ein, bis die Glut besiegt war.

«Mein lieber Mann, die möchte ich aber nicht auf dem falschen Fuss erwischen», flüsterte mir Harry zu, bevor wir uns erhoben.

Unterwegs kam er uns dann irgendwie abhanden. Sein Handy klingelte – «Scotland the Brave» –, worauf er sich langsam zurückfallen liess. Er winkte noch kurz vage in unsere Richtung, während wir weiter in Richtung Benito liefen.

Das Benito war ein angesagtes italienisches Restaurant mit rot-weiss karierten Tischdecken, einer verchromten Pasta-Maschine in der Saalmitte und Schwarzweissfotos von Marcello Mastroianni an der Wand. Die Kellner tru-

gen schwarze Hemden und Pferdeschwanz.

Bei einem Teller Muscheln wurde schnell klar, dass Claudia all das war, was ich nicht war: Sie kannte sich gut mit Computern aus, machte sich grosse Sorgen wegen der globalen Erwärmung und glaubte an einen Kodex moderner Ethik. Das Übel unserer Zeit, sagte sie, sei die Inkonsistenz. Wenn George W. Bush den Irak im Namen eines Gerechtigkeitsideals bombardierte, dann müsse er auch den Iran und Syrien und alle anderen Diktaturen bombardieren. Und vorher klar und deutlich seine Absichten kundtun.

«Schriftlich», ergänzte ich und nickte eifrig. «Mit dreifachem Durchschlag.»

«Prinzipien sind enorm wichtig», sagte sie und knackte eine widerspenstige Muschel. Es klang wie ein brechender Knochen. «Selbst destruktive.»

Sie starrte mich finster an.

«Und was Beziehungen angeht, da bin ich für absolute Ehrlichkeit.»

«Absolut.»

«Nehmen wir zum Beispiel dich – du bist übergewichtig, hast eine krumme Haltung und Pickel auf der Nase.»

Ich nickte unsicher und sah ihren Fingern dabei zu, wie sie in der Schüssel nach einer Muschel krallten.

«Und doch finde ich dich auf seltsame Weise attraktiv.»

«Tja, danke für deine Offenheit», sagte ich, die Augen immer noch auf ihre langen Finger geheftet. Sogar die schienen Muskeln zu haben, so als gäbe es für sie ein eige-

nes Trainingsprogramm. «Schon eine tolle Sache, Ehrlichkeit.»

«Ich könnte mir vorstellen, neben dir aufzuwachen.»

«Du meine Güte.»

«Aber vorher müsste ich wissen, dass du Achtung vor dir selbst hast. Dass du deinen Körper ernst nimmst. Nur dann wirst du auch mich achten. Und meinen Körper ernst nehmen.»

«Hmm», schluckte ich. Mir war nicht ganz klar, worauf sie hinauswollte. Vielleicht hatte es mit der Sprache zu tun. Ich betrachtete eingehend den leichten Flaum auf ihren Unterarm.

«Claudia», sagte ich und blickte ihr endlich in die Augen. «Ich finde dich ziemlich nett. Und auch sehr attraktiv, ja. Aber, ich meine, wir haben uns gerade erst kennen gelernt. Ist es nicht ein bisschen früh, über Pickel zu reden? Und über Sex? Ich fürchte, ich bin da einfach ein klitzekleines bisschen konservativ. Ein Engländer halt. Sorry.»

Zuhören war nicht Claudias Stärke.

«Was dir fehlt, ist eine Herausforderung», erklärte sie mir. «So was wie bei König Artus und seinen Rittern. Oder den alten Griechen. Ich werde dir einfach eine Aufgabe stellen, um zu sehen, ob du meiner würdig bist.»

Mein Handy klingelte. Es war Harry.

«Ich dachte, es ist das Beste, ich lass euch zwei alleine.»

Ich entschuldigte mich bei Claudia. «Tut mir leid. Die Redaktion.» Dann stand ich auf und ging, vorbei an der schwarzen Tafel mit den Tagesgerichten und an Franz Josef Wagner, der gerade lautstark mit einer jugendlichen



Verehrerin dinierte. Ich setzte mich neben einen Stapel zerfledderter italienischer Zeitschriften. «Gente» spekulierte gerade über eine Schwangerschaft im englischen Königshaus.

«Harry, die Frau ist bekloppt.»

«Welche Frau ist das nicht, mein Lieber?»

«Aber die ist so richtig reif-für-die-Klapse-bekloppt. Wahrscheinlich ist sie aus irgendeiner Klinik entflohen.»

«Muss ich dich daran erinnern, dass du nicht der begehrteste Junggeselle Deutschlands bist, nicht mal von Wilmersdorf? Und es war deine Idee, sie zum Essen einzuladen.»

«So was in der Art hat sie mir auch gerade gesagt. Sie hat so einen Ehrlichkeitsfimmel.»

«Pech! Aber wählerisch zu sein, kannst du dir nicht erlauben. Das Steuerjahr ist in sechs Monaten vorbei. Am besten, du tust einfach, was sie sagt.»

Derart zur Schnecke gemacht, kehrte ich reumütig zu Claudia zurück. Sie knipste ihr strahlendstes Lächeln an und entblösste dabei eine Reihe scharfer Reisszähne.

«Ich hab mir eine Aufgabe für dich ausgedacht – du läufst beim Berlin-Marathon mit!»

Mein Magen fühlte sich auf einmal an, als wäre er gerade von meinem Körper abgetrennt, an einen Anker gekettet und auf den Meeresgrund geworfen worden.

«Das ist ja eine tolle Idee», log ich. «Aber ich glaube nicht, dass König Artus damit einverstanden wäre.»

Claudia beugte sich zu mir.

«Aber *ich* bin damit einverstanden.»

Harry und ich beredeten die Sache bei einem Eisbein im Café Floh. Er war wie immer der Grosswesir von Lug und Trug, der Premierminister von Lügenland.

«Tu's einfach», sagte er.

«Hast du eine ungefähre Vorstellung, wie lang so ein Marathon ist?»

«Ja, hab ich gerade gegoogelt. Zweiundvierzig Kilometer. Benannt nach der Schlacht von Marathon, 490 vor Christus. Die Athener haben die Perser geschlagen, und irgend so ein Grieche ist zwei Tage gerannt, um Hilfe zu holen.»

«Siehst du, sie schmeisst ihre klassischen Bezüge völlig durcheinander. Wieso soll ich so eine Schlacht nachspielen, nur um mir ihre Liebe zu verdienen? Soll sie mir meinetwegen irgendeine Aufgabe stellen – aber doch nicht mein Leben in Gefahr bringen! Meinst du, ich sollte mit ihr verhandeln? Ich meine, ich könnte ja auch mit dem Billigflieger nach Mailand jetten und ihr die neuesten Prada-Stiefel besorgen. Oder Robbie-Williams-Karten. Oder ihr ein Gedicht schreiben. Was ist das für eine Frau, die von mir verlangt, dass ich mich selbst zerstöre, damit ich für eine Beziehung in Frage komme?»

«Das ist schon pervers», stimmte mir Harry zu und wischte mit einem Stück Brot den letzten Rest Sosse vom Teller. «Was macht sie denn im richtigen Leben? Ist sie so eine Art Domina?»

«Sprecherin eines Grünen-Arbeitskreises.»

«Dacht ich's mir doch.» Er schnipste mit den Fingern, um ein weiteres Bier zu bestellen. Die Kellnerin sah etwas genervt aus.

«Da geht's eindeutig um Macht und Kontrolle.»

Sie möchte, dass du über jedes Stöckchen springst, das sie dir hinhält. Also musst du die Sache schlau angehen. Du musst sie in dem Glauben lassen, dass du brav tust, was sie sagt, und ihr diesen imaginären Sieg gönnen, gleichzeitig aber selbst das Heft in der Hand behalten. Das ist Politik. Machiavelli. Merkel.»

«Für mich klingt das eher wie lügen.»

«Mein Gott, jetzt krieg dich mal wieder ein, Kumpel. Du bist schliesslich Journalist. Unsere ganze Branche ist doch nichts anderes als Hokuspokus und Blendwerk.»

Harry hatte wie immer recht. Ich versuchte, ebenfalls nach der Kellnerin zu schnipsen, hatte aber keinen Erfolg.

«Du musst nur die Illusion erzeugen, dass du den Marathon läufst. Das ist alles.» Er zog einen teuren Montblanc-Füller hervor und begann etwas auf eine Papierserviette zu kritzeln.

Der Plan war simpel: Ich sollte mich zum Berlin-Marathon anmelden. Kostenpunkt: siebzig Euro. Ich sollte so tun, als würde ich trainieren. Und während des Rennens würden wir, versprach Harry, in einem gross angelegten Täuschungs- und Ablenkungsmanöver die Strecke ein wenig verkürzen.

«Und wie machen wir das?»

«Da arbeiten wir noch dran.»

Am nächsten Tag stattete ich Niketown einen Besuch ab, dem vielleicht nervtötendsten Laden in ganz Berlin, und kaufte ein Paar Silver Road Runner Specials. Die Schuhe sahen aus wie Miniaturraumschiffe und kosteten zweihundertzweölf Euro, genug, um eine äthiopische Fa-

milie einen Monat davon zu ernähren. Die Quittung hob ich fürs Finanzamt auf.

«Ich habe angefangen zu trainieren», erzählte ich Claudia am Telefon.

«Das glaub ich erst, wenn ich's sehe», erwiderte sie mit einem Hauch von Skepsis in der Stimme. Im Berliner Pressekorps nahm mir niemand so recht ab, dass ich plötzlich meine Churchill'sche Überzeugung – Sport ist Mord – abgelegt hatte, um etwas derart Lachhaftes zu tun, wie durch die Strassen von Berlin zu rennen. «Nirgendwo in Europa ist das Taxifahren so billig wie in Berlin», war der nicht besonders hilfreiche Kommentar eines Kollegen. «Wozu der Stress?»

Die Skeptiker waren natürlich nicht in Harrys Masterplan eingeweiht. An den Abenden, an denen Claudia nicht an irgendwelchen Gesprächskreisen zu Themen wie Mädchenbeschneidung oder Tierhandel teilnahm, schaute ich in voller Läufermontur in ihrer Kreuzberger Wohnung vorbei. Wir tauschten ein paar Nettigkeiten aus, ehe ich wie ein blasenschwacher Labrador die vier Stockwerke ihres Wohnhauses herunterhüpfte und im zügigen Tempo Richtung Hasenheide joggte. Zweimal um die Ecke gebogen und ab in die Kneipe.

«Wir geben ihr zwei Stunden», sagte Harry, der bereits am Ecktisch mit zwei Köpi auf mich wartete. Wie ein waschechter Trainer legte er seine Stoppuhr auf den Tisch, neben eine Packung Fisherman's Friends. Nach ein paar streng getakteten Bieren reichte mir Harry die kräftigen Pfefferminzbonbons. «Gut, dass sie dich nicht küsst – die sind so scharf, dass es sie glatt durch die Wand pusten würde.» Zurück zu Claudia, immer zwei Stufen auf ein-

mal, damit ich ins Schwitzen kam. Dann noch rasch eine halbe Miniflasche Evian über meinen Kopf geschüttet, für den letzten authentischen Schliff. Und dann klingeln.

«Um Gottes willen, wie fertig siehst du denn aus?»

«Gute Zeit», keuchte ich. «Zwei Stunden und zwölf Minuten. Ich werd immer besser.»

«Sei vorsichtig, übertreib's nicht!»

«Nein, nein, (keuch, keuch) die Wette gilt.»

«Möchtest du kurz reinkommen?»

«Nein, ich muss noch arbeiten», sagte ich. «Tut mir leid.» Und dachte: Ja, eigentlich würde ich schon gern sehen, wie du so lebst. Frauen haben ihre geheimen Gärten; verschaffe dir Einlass und du fühlst ihren Puls. Ausserdem musste ich aufs Klo. Harrys Trainingsbiere drückten mir auf die Blase.

«Bist du sicher?» Ihr Tonfall war auf einmal ganz weich.

Vielleicht wollte sie mich belohnen, für die ausserordentlichen Anstrengungen, die ich unternahm, um ihr zu gefallen. Tatsächlich hatte ich mir noch nie so viel Mühe gegeben, die Anerkennung einer Frau zu erringen. Selbst als ich um Becky, meine Exfrau, geworben hatte, hatte ich nach der dritten Woche keine Blumen mehr mitgebracht. Becky hatte mir gesagt, in ihrer Wohnung würde es schon riechen wie in einem Bestattungsunternehmen. Danach schien mir jede weitere romantische Geste überflüssig.

Doch bei Claudia war das anders. Ich wollte ihr wirklich gefallen, wollte, dass sie mir übers Haar strich und meine Ausdauer würdigte. Vielleicht war es doch mehr als nur ein Steuerschlupfloch.

«Na gut, aber wirklich nur kurz. Die Arbeit ruft.»

Claudia drehte sich um und tappte vor mir durch den Flur. Ich sah, wie sich unter dem dünnen ärmellosen T-Shirt ihre Rückenmuskeln abzeichneten. Die Wände im Flur waren mit Plakaten russischer Futuristen bestückt. Ihr Geschmack war etwas anspruchsvoller, als ich gedacht hatte, allerdings auch ein wenig spartanischer. Als Grüne war sie natürlich zwanghaft darauf bedacht, die eigene Weltanschauung auszustellen, doch ein Fundi war sie in meinen Augen eher nicht. Schliesslich rauchte sie im Fitnessstudio! Sie fuhr einen Chevy – ein amerikanisches Auto und ein richtiger Benzinfresser dazu! Eine grössere Sünde, eine offensichtlichere Verkehrung grüner Moral war nicht denkbar!

Da hätte sie genauso gut persönlich den Regenwald am Amazonas abholzen oder Uran im Gefrierfach lagern können. Nein, Claudia war eine Frau mit Widersprüchen. Ihre Eigensinnigkeit gefiel mir.

«Äh, Claudia, kann ich mal kurz deine Toilette benutzen?»

Sie nickte.

«Ich hol uns mal eine Flasche Wein.»

In bester deutschbürgerlicher Manier hing auch über Claudias WC eine dieser Karikaturen, die den Wohnungsinhaber als einen Menschen mit Humor auswiesen. Die Karikatur zeigte eine Frau, die einem Mann die Krawatte abschnitt. Als ich mich vorbeugte, um die klein gedruckte Pointe lesen zu können, umschiffte ich die Schüssel leider weiträumig. Ich riss ein ordentliches Stück Klopapier ab und wischte die Bescherung auf. Leider waren nur noch wenige Blätter auf der Rolle und noch immer nicht alle

Spuren beseitigt. Konnte ich ihr Handtuch verwenden? Nein, bloss nicht. Ihren Gesichtswaschlappen? Tausendmal nein. Gott sei Dank lag auf dem Wäschekorb eine Ausgabe der *taz* herum. Das Papier war äusserst saugfähig. Ich wusch mir die Hände und nahm beifällig Notiz von Claudias Rasierer: Dem feministischen Quatsch von der Authentizität weiblicher Achselbehaarung hing sie also nicht an.

«Ach», sagte sie, als sie die zerknitterte und durchnässte *taz* in meiner Hand sah, «hast du den Artikel über Nicaragua gelesen?»

«Ja, spannend.»

«Na, dann setzen wir uns doch ins Wohnzimmer. Soll ich die Zeitung entsorgen?»

«Äh, nein, die würde ich gern mit nach Hause nehmen. Da ist ein interessanter Artikel, den ich noch zu Ende lesen möchte.»

«Worüber?»

«Über die erotischen Beziehungen zwischen Engländern und Deutschen.»

«Echt? In der *taz*?» Sie schaute mich zweifelnd an.

«Na ja, nein, das stimmt nicht ganz. Ich wollte eigentlich nur sagen, dass ich dich sehr ...» Ich rückte näher, damit ich ihre körperliche Wärme spüren, das Animalische in der Frau riechen konnte.

Plötzlich entsann ich mich, wieso ich ihre Gegenwart so unwiderstehlich fand. Es war dieses nach Moschus riechende Versprechen – und das Gefühl, dass sie die absolute Kontrolle hatte. Nichts würde passieren, jedenfalls nichts Ernsthaftes, ehe Claudia es zuliess.

«Ich hab dir einen Chianti eingeschenkt.»

«Um ehrlich zu sein», log ich, «trinke ich momentan nichts. Du weisst schon, wegen dem Marathon-Training.»

Wir sassen auf einem dunkelroten Sofa. Das Wohnzimmer sah etwas anders aus, als ich erwartet hatte; es besass weder die Kargheit des Flurs noch die Albernheit des Badezimmers. Marokkanische Lampen aus Blech oder aus irgendeinem Leichtmetall sorgten für eine dezente Beleuchtung. Vorhänge in warmen Farben bestimmten den Raum: Ocker, Safrangelb und verschiedene Rot- und Blautöne. Dazu ein kunstvoll gearbeiteter niedriger Tisch, ebenfalls aus dem Maghreb, drum herum Sitzkissen. Der Effekt war der eines Boudoirs, wenngleich Claudia das Ganze wohl eher als einen Tempel oder Schrein zu Ehren des Multikultitums ansah. Es strahlte ein bisschen von der Sinnlichkeit aus, die Claudia öffentlich nicht zeigen durfte, wenn sie vom politischen Establishment ernst genommen werden wollte.

«Gefällt mir gut hier», sagte ich – für einen Engländer fast schon ein Temperamentsausbruch. Ich schob mir noch ein Fisherman's Friend in den Mund, damit der Biergeruch sich nicht zu einem ungünstigen Zeitpunkt zurückmeldete.

Claudia betrachtete mich durch den marokkanischen Schleier. Zwischen uns knisterte es förmlich. Ich lehnte mich zu ihr rüber, da ich spürte, dass es nun so weit war. Ihre Lippen – schmaler als die von Renata, dennoch pneumatisch voll – rückten näher ...

«Hast du wieder Pfefferminzbonbons gelutscht?»

Plötzlich hatte wieder die Kontroll-Claudia das Kommando von der sinnlichen Claudia übernommen, wie bei



einer Wachablösung vor dem Buckingham Palace.

«Damit kann ich mich besser konzentrieren.»

Abrupt stand Claudia auf und wischte sich imaginäre Brotkrümel von der Hose.

«Kannst du den Müll mit runternehmen, wenn du gehst?» Sie drückte mir eine blaue Tüte in die Hand, die vor der Küche gestanden hatte. Sie quoll fast über vor Abfall, und ich sah, wie sich Plastikflaschen und Reinigungsmittel höchst unkorrekt darin wölbten.

«Nicht besonders grün, diese Mülltüte.»

«Nicht besonders englisch, dieser Mann», erwiderte sie und bugsierte mich zur Tür hinaus.

Umgeben von kettenrauchenden Skatspielern, sassen Harry und ich in der Kneipe «Zur Bürste» und heckten einen Plan für den Marathonlauf aus.

«Ein Engelchen, dunkel», sagte er zu Ilona, der Bedienung, und für einen Moment dachte ich, er würde okkulte Kräfte in Form eines schwarzen Engels heraufbeschwören. Tatsächlich bestellte er nur ein Bier. Sein sechstes. Während ich auf Alka Seltzer war. Mein ohnehin schon ausreichend kompliziertes Leben war durch einen Anruf meines Vaters weiter durcheinandergewirbelt worden: Er kam nun definitiv nach Köln, wo eine Art Wiedersehens-treffen mit anderen Veteranen des *Bomber Commands* stattfinden sollte. Er rechnete fest mit meiner Anwesenheit. Schlimmer noch: Auch Tom, dieser rüpelhafte und notorisch voreingenommene Kriegsveteran, würde zugegen sein. Mich beschlich die dumpfe Vorahnung, dass die Sache schlimm enden würde. Doch zuerst musste ich den

Marathon überleben. Vor lauter «Muffensausen» – wieder so ein schönes deutsches Wort – hatte ich schon einen Knoten im Magen.

Harry breitete die Karte mit der Marathon-Strecke vor uns aus und schmiss dabei um ein Haar die Plastikblume um, die auf dem Tisch stand.

«Start und Ziel liegen ziemlich nah beieinander, das muss man bei diesen blöden Rennen immer bedenken», sagte er. Ich war nicht ganz bei der Sache. Stattdessen nahm ich zum ersten Mal wahr, wie viele Strassen dabei im Spiel waren. Die gesamte Länge des Kurfürstendamms – dafür brauchte ich bei meinem normalen Schritttempo schon fast den ganzen Samstagnachmittag. Oder der todlangweilige, sich endlos hinziehende Hohenzollerndamm mit seinen leicht bedrohlichen Mietskasernen und den zahllosen Praxen für Kieferchirurgie. Oder die Torstrasse im Osten mit ihren vielen Clubs und Antifa-Punks. Die Strassen von Berlin sind dermassen lang und gerade, dass man meinen könnte, ein römischer Imperator hätte sie eigens für Wagenrennen bauen lassen. Es schien mir unmöglich, dass ein einzelner Mensch sich durch all diese Strassen schleppen konnte.

«Das schaff ich nie», stiess ich resigniert hervor.

«Konzentrier dich», sagte Harry streng. «Der Kern des Plans lautet folgendermassen: Du läufst beim Start mit, verschwindest kurz danach und tauchst ein paar Stunden später am Ziel wieder auf. Nach meinen Berechnungen musst du nicht mehr als vierhundert Meter laufen. Du sorgst dafür, dass Claudia an der Ziellinie steht, und ich kümmer mich um den Rest. Ich werd mir dafür ein kleines Team zusammenstellen.» Er holte seinen Kugelschreiber

raus und begann schweigend, seine Papierserviette zu beschriften. Am Ende waren es zehn Unterpunkte.

«Harry», sagte ich nach einer Weile.

Er blickte auf.

«Danke.»

Harry machte eine wegwerfende Handbewegung.

«Wozu hat man Freunde?»

Von da an machte ich mir weniger Sorgen wegen des Marathon-Bluffs. Claudia rief noch am selben Abend an und eröffnete mir, sie wolle mich schon bald wiedersehen und habe das sichere Gefühl, dass es mit unserer Beziehung stimme und sich das Warten lohne. Es war die reinste Wortlawine. Sie sagte auch noch, dass ich so «integer» sei. Ich schlug es später im Duden nach: «unbescholten, moralisch einwandfrei, unbestechlich» stand da. Klang gut.

## 8 Der Kuss

Ganz ohne Vorwarnung rief plötzlich Renata an.

Ich hatte sie schon abgehakt, weshalb ich anfangs ihre Stimme gar nicht einordnen konnte. Wie ich vom Speed-Dating-Formular wusste, war sie aus Nürnberg: der frechen Frankenmetropole, wo in der Frauentorgasse die Prostituierten aus den Fenstern lehnten und wo es sündhaft fettige kleine Würstchen gab. Doch sie hatte weder einen fränkischen noch einen sonstwie süddeutschen Akzent. Sie klang eher wie ein kultivierter Amerikaner, der ein makelloses Deutsch sprach, dabei aber die Vokale in die Länge zog – sie sozusagen in einer Art linguistischem Yoga dehnte. Das verlieh ihr etwas Mysteriöses. Woher kam sie wirklich? Einem unsteten Ausländer wie mir passierte es schon mal, dass er mitten im Satz abschweifte, wenn er einem Deutschen zuhörte – um bei Eintreffen des verspäteten Verbs am Satzende ruckzuck wieder da zu sein. Doch Renata schaffte es irgendwie, jedes Wort wichtig klingen zu lassen.

«Ich dachte, ich hätte dich vor den Kopf gestossen», sagte ich. «Als du angefangen hast zu weinen. Anscheinend stosse ich die Leute zurzeit ziemlich oft vor den Kopf.»

«Ach, das hatte nichts zu bedeuten», sagte sie.  
«Du hast mich bloss an jemanden erinnert.»

«Oje.»

«Niemand Schlimmes. Mein Bruder.»

«Ist er Journalist?» Ich hätte auch hinzufügen können: Ist er genauso verlottert und unrasiert und kann nicht mit Frauen umgehen – ein Engländer, gestrandet zwischen lauter Deutschen? Die Ähnlichkeit muss schon frappierend gewesen sein, um Tränen auszulösen.

«Nein, er ist tot.»

«Oje.» Bruder? Tot? Dieser Vergleich liess nichts Gutes ahnen. Ich ähnelte ihrem Bruder – ein sexuelles Neutrum, bei dem man sich geborgen fühlen konnte?

Oder ich ähnelte einer Leiche. So oder so: kein guter Start für eine Beziehung.

«Du verstehst mich falsch. Ich finde dich, äh, interessant. Sonst hätte ich dich nicht angerufen. Ich ruf doch keine wildfremden Menschen an und nur aus Höflichkeit würde ich mich bei niemandem melden.» Sie schwieg. «Ich kann mich einfach nicht so gut ausdrücken.»

«Keineswegs», sagte ich. Und dachte: Komm mal auf den Punkt, Frau.

«Ich mach mir immer viel zu viele Gedanken darüber, was die Leute von mir wollen. Dann frag ich mich: Soll ich mich bemühen, die Erwartungen zu erfüllen, und aus mir rausgehen, um ihn für mich einzunehmen – ihm dadurch aber vielleicht zu grosse Hoffnungen zu machen und letztlich wehzutun? Oder soll ich mich lieber bedeckt halten und abwarten, was derjenige tatsächlich von mir erwartet – und so das Risiko vermeiden, ihn zu verletzen oder zu verlieren? Am Ende ist dann immer alles derart kompliziert, dass ich mich total zurückziehe, und der be-

treffende Mann denkt, dass ich ihn nicht will oder unter chronischer Schüchternheit leide.»

Mein Gott ... alles ein bisschen viel für sonntagsmorgens um halb elf. Zudem war es bald Zeit, den Braten in den Ofen zu schieben. Ich hatte Harry und Tony zum Mittagessen eingeladen, um mich für die Umzugshilfe zu bedanken. Auf dem Speisezettel stand eine meiner gefürchteten Spezialitäten: japanische Lammkeule, mit jeder Menge Tang und Wasabi.

«Die Sache ist so», fuhr Renata mit ihrer sturzbachartigen Selbstanalyse fort, «ich bin wie gelähmt von dem Gedanken, jemandem wehzutun. Ich bin wie diese Indianer, die spezielle Sandalen tragen, damit sie beim Gehen keine Ameisen töten. Und wenn dann mal was passiert, strömen die traurigen Gedanken herein und ich fang an zu weinen.»

Ich stellte den Backofen auf 220 Grad.

«Ach, Renata», sagte ich und hielt Ausschau nach ein paar Kartoffeln, die noch keine grünen Triebe zeigten, «ich bin froh, dass du keine komplizierte Frau bist.»

«Du machst dich lustig über mich.»

«Nein, wollen wir uns verabreden?» Da! Na bitte! Ich hatte die Worte gesagt. Was Renata offenbar nicht so recht zu würdigen wusste.

«Deswegen rufe ich ja an. Ich hab Karten für heute Abend in der Schaubühne, Othello. Hast du Lust?»

Ich hatte.

Tony und Harry waren beeindruckt davon, wie sehr ich meine Suche nach einer finanziell geeigneten Partnerin

forcierte. Von meinen Kochkünsten waren sie weniger beeindruckt.

«Interessanter Nachgeschmack», sagte Tony. «Hast du noch Chanel No. 5 dazugetan?»

«Das wird der Reiswein sein», sagte ich mit zusammengebissenen Zähnen.

«Ich wusste gar nicht, dass die Japaner Lamm essen», sagte Harry und verkniff sich eine Grimasse. Bestimmt bildete er sich ein, ich hätte nicht gesehen, wie er Mac einen grossen Brocken Fleisch hingeworfen hatte.

«Die Chinesen schon», sagte Tony. «Ein geniales Volk. Was die alles erfunden haben: Chop Suey, Feng Shui» – er deutete auf mein kürzlich erworbenes Aquarium, das nach alter chinesischer Überlieferung angeblich Glück brachte –, «Jackie Chan ...»

«Feuerwerkskörper», fügte Harry hinzu, «Glückskekse, Gongs.»

Die Erwähnung des Worts «Gong» rief Erinnerungen an den Speed-Dating-Abend wach.

«Wie soll ich das auf die Reihe kriegen», fragte ich meinen Think-Tank, «mit zwei Frauen, mein ich?»

«Zwei Tauben auf dem Dach sind besser als ein Spatz in der Hand», sagte Harry kryptisch. «Konfuzius.»

«Hauptsache, du kochst nicht für sie», sagte Tony und machte eine nickende Kopfbewegung in Richtung Mac, der sich bereits winselnd in Krämpfen wand, als würde er sich jeden Moment übergeben.

«Sieh es mal so», sagte Harry. «Was hätte Satan an deiner Stelle getan?» Er hielt die Hände vor sich. Die eine davon war ganz klebrig, was endgültig bewies, dass er

Mac heimlich unter dem Tisch gefüttert hatte.

«Eine sehr nützliche Perspektive, wie ich immer wieder finde», sagte Tony. «Ich mein die satanische.»

«Versuch's mit beiden und warte ab, was passiert. Das Ganze hat überhaupt keinen – Dingsbums-Aspekt. Wie heisst das noch mal?»

«Keinen ethischen Aspekt?», schlug ich vor.

«Genau, keinen ethischen Aspekt. Es geht nur um Zeit. Wie du möglichst eilig an deine Braut kommst. Ich weiss gar nicht, wieso du so lange fackelst.»

«Ist eben nicht leicht für mich.»

«Die Alternative ist, dass du bankrottgehst. Und deinen Vater hängen lässt. Was ist daran bitte ethischer?»

«Wohin führst du sie eigentlich aus?», fragte Tony.

«Ins Theater. Eigentlich führt sie mich aus.»

«Ist doch prima», sagte Harry. «Du hast Claudia für deinen Körper und Renata für deinen Geist. Am Ende wirst du dich eben entscheiden müssen, ob dir Deutschland körperlich oder geistig besser tut.»

«Momentan bin ich sowohl körperlich als auch geistig ein Wrack.»

«Tja, dann solltest du anfangen, dich vernünftig zu ernähren», klugscheisserte Tony. Hinter ihm sah ich kleine Fleischbrocken wie Haifisch-Köder auf den Boden des Aquariums sinken. Keine Ahnung, wie die dorthin gekommen waren.

Die Othello-Inszenierung war nach den Massstäben des zeitgenössischen deutschen Theaters ein Triumph. Desdemona masturbierte auf offener Bühne mit einer Coca-Cola-Flasche. Aus dem Dachgebälk regnete es eimerwei-



se rohes Fleisch auf die Schauspieler, von denen einige SS-Uniformen trugen. Einer von ihnen schrie einen Theaterkritiker an und bewarf die erste Reihe mit Möhren. Da Shakespeare bei Othello an einen Schwarzen gedacht hatte, liess ihn der Regisseur raffinierterweise ganz in Weiss auftreten. Im Hintergrund lief eine Tonspur mit der Stimme einer Frau beim Orgasmus. Der perfekte Rahmen für ein erstes Date.

«Na ja», sagte ich in der Pause. «Wenigstens wurden bislang noch keine Tiere gequält.»

«Ich habe gerade gesehen, wie sie draussen eine Ente teeren und federn», erwiderte Renata. «Vielleicht wird das dann der Höhepunkt der zweiten Hälfte.»

Wir setzten uns an einen Tisch im Foyer.

«Mir gefällt dieser Satz von Desdemona», sagte Renata. «*Die Männer sind nun einmal keine Götter.*»

«Wie geht der noch mal weiter? *Wir müssen im Ehestand nicht immer die Zärtlichkeit erwarten, die sie uns vor dem Hochzeitstage zeigen.*»

«Ich hab das lange genug mitgemacht. Ich war nämlich mal verheiratet.»

«Ach, echt?» Ich war aufrichtig überrascht.

«Der reinste Schürzenjäger war das, eine Freundin nach der anderen, aber nach einer Weile war's mir egal.»

«Aha ...»

«Bernd war so ein Achtundsechziger. Oder eher ein Dreiundsiebziger. Jedenfalls fand er Eifersucht total spiessig. Vor mir hatte er eine Freundin, die ihn die ganze Zeit betrogen hat. Einmal hat sie sogar jemanden in ihrem gemeinsamen Schlafzimmer gebumst und er hat einfach

draussen gesessen und gewartet. Könntest du dir das von dir selbst vorstellen?»

Ich dachte zehn Sekunden darüber nach. «Nein.»

«Dann hat er mich geheiratet und kurz darauf genauso betrogen, wie ihn seine Freundin damals betrogen hatte. Und auch noch erwartet, dass ich draussen vor der Tür sitze.»

«Das ist ja krank», sagte ich. Und dachte: Die Arme!

«Aber das Komische ist, dass ich meine Eifersucht wirklich überwunden habe. Nicht weil sie spiessig oder kleinbürgerlich wäre, sondern weil sie – siehe Othello – irrational ist und nur von Angst und schlechtem Selbstwertgefühl zeugt. Hat Desdemona Othello wirklich betrogen? Nein, das Ganze hat bloss in seinem Kopf stattgefunden. Eifersucht ist Schwäche und ich will nicht schwach sein.»

Ich nickte bedeutungsvoll. Und dachte: Dagegen ist ja sogar der Kontrollfreak Claudia noch ganz vernünftig.

«Aber nach einer Weile hattest du genug – und hast dich von ihm getrennt?»

«Nein, das hab ich doch gesagt: Ich hab meine Eifersucht überwunden. In meinem Leben ist kein Platz für einen Jago oder Othello. Wir haben uns getrennt, weil er meinen Bruder nicht ausstehen konnte.»

«Der tot ist.»

Sie schluckte und nickte. Ich machte mich auf weitere Tränen gefasst.

«Wie hiess er denn?» Ich streckte eine Hand aus und berührte ihre Fingerspitzen.

«Bernd, wie mein Mann.»

«Das muss ja verwirrend gewesen sein.»

«Mein Bruder war ein grosser Grizzlybär, mein Mann dagegen knochig und eitel, ein Workaholic – der hat getanzt wie ein Aufziehböter. Die beiden Bernds konnte man nicht verwechseln, glaub mir.»

«Das mit deinem Bruder tut mir leid.» Das meinte ich ehrlich. Ihr Kummer war echt und das berührte mich. Ich wollte für sie da sein. Meine ehemalige Frau Becky war ein guter, vertrauensvoller Mensch, doch sie reagierte stets mit Zynismus auf mein Bedürfnis, emotional verkehrte Frauen zu beschützen. Sie nannte mich einen *ambulance chaser* (so nennt man in Amerika Anwälte, die Unfallopfer dazu überreden, auf Schadenersatz zu klagen). Im Gegenzug nannte ich sie eine herzlose Zicke. Schon erstaunlich, wie schnell eine Beziehung in sich zusammenfällt, wenn man mit solchen Wörtern um sich schmeisst.

«Finde ich auch», sagte Renata und warf schwungvoll ihre rostrot-gold getönten Haare nach hinten. Auf der Packung hatte wahrscheinlich so etwas wie «Herbstschönheit» gestanden. Vielleicht war die Haarfarbe aber auch echt. Renata hatte einen langen, schmalen Hals und blasse Alabasterhaut. In Verbindung mit ihrem Lächeln und ihrer leuchtenden Frisur machte sie das zum Mittelpunkt der Aufmerksamkeit im Theaterfoyer. Männer taten so, als hörten sie ihren Frauen zu oder als ständen sie für Rotwein und Brezeln an, während sie in Wahrheit Renata Blicke zuwarfen.

«Renata», sagte ich und neigte mich auf demonstrativ einfühlsame Weise zu ihr hin. «Fang jetzt bloss nicht wieder an zu weinen.»

Sie tat mir den Gefallen, und als die Glocke erklang,

begaben wir uns in aller Ruhe auf unsere Plätze. Ich schloss die Augen, um die absurden Bühnenrequisiten und eitlen Regieeinfälle auszublenden – Desdemona trug mittlerweile ein Beate-Uhse-Korsett –, und liess den eingedeutschten Shakespeare über mich ergehen.

«Wir haben die Vernunft, um die tobenden Leidenschaften, die fleischlichen Triebe, die zügellosen Lüste zu kühlen, und daraus schliesse ich, was du Liebe nennst, sei ein Pfropfreis, ein Ableger.»

Frauen und Eifersucht: fürwahr eine komplexe Angelegenheit.

Da gab es zum einen natürlich die Eingeschnappten, Frauen, die sich auf ihre dünnen Lippen bissen und jede Freude am Leben verloren. Ihre Klagen blieben unausgesprochen und zwangen den Mann, dem Problem auf den Grund zu gehen und sich um Wiedergutmachung und Versöhnung zu bemühen.

Es gab die Schreihälse, Frauen, die kreischten und heul-ten und zeterten, die Türen knallten und mit Tellern warfen. Und dann gab es noch diejenigen, die sich rächten, indem sie ihrerseits Flirts oder Affären anfangen, kompromittierende E-Mails auf dem Bildschirm hinterliessen oder demonstrativ zerknüllte Liebesbriefe im Papierkorb platzierten.

Bei allen drei Spielarten ging es um dasselbe: das Eingeständnis einer Missetat zu erreichen und dabei das warme, inbrünstige Gefühl zu haben, im Recht zu sein.

Doch es gab noch eine vierte Kategorie: die Leugnerinnen. Die waren am rätselhaftesten. Indem sie ihre Eifersucht leugneten, verleugneten sie die Liebe oder, schlimmer noch, erklärten sie für tot.

Othello reagierte wie ein Mann: Er strangulierte den Gegenstand seiner Liebe. Im Verlauf der Menschheitsgeschichte hat es natürlich immer wieder Frauen gegeben, die ihre Männer kastrierten. Doch sie kamen Othello nur insofern nahe, als sie ihre Liebe eher töten wollten, als den Schmerz des Verrats zuzulassen. Wenn Renata in diese Kategorie fiel, dann verhiess das in der Tat eine ziemlich schwierige Beziehung.

Aber ich griff schon wieder vor. Bis jetzt hatten wir noch nicht mal Händchen gehalten. Dabei hatte mir Tony einen sehr konkreten Rat gegeben: Tu während der Pause so, als wolltest du sie küssen, dann wird sie die ganze zweite Hälfte darüber nachdenken, wie das eigentlich wäre.

Ein weiser Mann, dieser Tony.

Keine Ahnung, wieso seine Ehe ständig kriselte. Es sei denn, dass er seine Frau irgendwie eifersüchtig machte und sie zur Kategorie der Eingeschnappten zählte. Einmal hatte er mir mit grossem Eifer dargelegt, wie grossartig «Versöhnungssex» sei – miteinander zu schlafen, während man noch ein bisschen wütend ist. In meinen Ohren klang das eher anstrengend, trotzdem blieb Tony mein Sex-Guru, so wie Harry mein Lebensberater war.

Den Augenblick für den Proto-Kuss hatte ich freilich schon verpasst. Wir hatten einfach zu viel miteinander geredet. Ich versuchte zu retten, was zu retten war, indem ich die Szene abwartete, in der Desdemona mit ihrem

doppelzüngigen Diener spricht. Langsam streckte ich meine linke Hand aus und ergriff Renatas rechte. Sie nahm meine Hand, hob sie mit einer langsamen und stetigen Bewegung an, wie ein Kran, der in einem Steinbruch Felsbrocken transportiert, und liess sie in meinen Schoss fallen.

Tja, dachte ich, während ich mir die schwitzige Handfläche an der Hose abwischte, die Botschaft war ja wohl unmissverständlich. Mit gespannter Aufmerksamkeit wartete ich auf die Szene, in der Othello seine Frau umbringt. In den Händen dieses benebelten Regisseurs bestimmt eine zum Gähnen blutrünstige Angelegenheit: In deutschen Theatersälen war kein Raum für Fantasie. Ich öffnete die Augen, um mein Urteil bestätigt zu finden – gleich würde ein Eimer Theaterbluts auf ein jungfräulich weisses Bett gekippt werden –, und blinzelte verstohlen zu Renata hinüber. Sie sah mich an. Mit einem scheuen Lächeln nahm sie meine Hand und begann, jeden einzelnen Finger zu streicheln. In diesem Moment vergass ich Claudia, mein Grauen vor dem Marathon, das Finanzamt Wilmersdorf und sogar mein Handy, das still, aber beharrlich in meiner Hosentasche vor sich hin vibrierte.

Das Publikum reagierte überwiegend mit Erleichterung, als der Vorhang fiel, und applaudierte brav. Renata liess meine Hand nicht los, sondern signalisierte halbherzige Zustimmung, indem sie mit ihrer linken Faust auf die Armlehne schlug. Mit meiner freien Hand checkte ich mein Handy: eine SMS von Harry mit der Bitte um einen Lagebericht sowie ein Anruf in Abwesenheit von meinem Vater.

Selbst dieser Einbruch konnte die lodernde Leidenschaft nicht löschen, wie Rosamunde Pilcher es wahrscheinlich ausgedrückt hätte. Wir pflügten uns durch die Menge. Ich erspähte Herrn Bünger, meinen Öko-Fleischer, und winkte ihm zu; bestimmt war er wegen des Blutes hier. Renata hatte ganz rote Bäckchen. Es war der übliche Ende-der-Vorstellung-Mahlstrom: vor der Garderobe ein Gedränge wie beim Rugby, überall um einen herum laute Diskussionen, in welches Restaurant man gehen soll und wo denn der Wagen steht, und endlose Schlangen vor den Toiletten. Aus den bekannten biologischen Gründen war die Schlange vor dem Damenklo besonders lang, die Frauen verfielen in die üblichen Übersprungshandlungen wie von einem Fuss auf den anderen zu wippen und in ihren Handtaschen nach Kleingeld zu kramen.

«Schnell, hier rein», sagte Renata.

«Aber ...» Es blieb keine Zeit für Widerstand. Renata zerrte mich auf die Behindertentoilette. Sie hatte eine zierliche Figur, aber breite Schultern, die sie mit der Expertise eines Judokas einsetzte: ein entschlossener Schubser, schon war ich durch die Tür und Renata sperrte hinter uns ab.

«Das ist verboten, Renata», sagte ich. «Was, wenn jemand aufs Klo muss? So dringend kann es doch gar nicht sein.»

Es kam mir etwas früh vor, meiner Freundin – war sie das überhaupt schon? – beim Urinieren zuzusehen. Musste ich da wirklich dabei sein?

«Benimm dich nicht so verdammt deutsch!», wies sie mich zurecht, nahm mein Gesicht in beide Hände und riss mich zu sich her. Dafür musste sie sich zwar auf die Ze-

henspitzen stellen, aber wir bekamen dennoch einen durchaus passablen Kuss zustande. Ich konnte ihr Parfüm und den Duft ihrer Haare riechen und sie zweifellos meinen Schweiß. Es war wirklich ein guter Kuss, mit verspielten Zungen, vor allem jedoch mit jener besonderen Wärme wechselseitiger Kapitulation. Nichts daran war mehrdeutig oder zaghaft, alles war Vorspiel zum Sex. Aber die Stellung war anstrengend. Unsere Körpergrößen waren einfach zu unterschiedlich für bequemes Küssen. Mit einem entschlossenen Gurren hob ich Renata hoch und setzte sie aufs Waschbecken, so dass wir in etwa auf Augen- respektive Mundhöhe waren. Sie spreizte die Beine und hakte sich hinter meinen Knien fest. Ich umklammerte ihren Hintern – ihr Seidenkleid war inzwischen durchnässt wegen der kleinen Wasserlachen auf dem Waschbecken – und hielt ihren Kopf zwischen den Händen, als könnte die Vereinigung unserer Mäuler verhindern, dass wir das Gleichgewicht verlieren. Ein plötzliches Begehren überkam mich, logisches Resultat der während der Vorstellung angesammelten Emotionen und Eindrücke: ihre physische Präsenz, das Geräusch ihres Atems, während sie im Dunkeln neben mir sass, das Finger streicheln, aber auch die Ahnung ihrer Traurigkeit, ihrer seelischen Verletzungen, ihrer verwirrten Unsicherheit. Es war wirklich ein verdammt guter Kuss.

Plötzlich ein Rütteln. Jemand pochte energisch an die Tür.

«O Scheisse», japste ich. «Schäuble.»

Wir rückten unsere Kleidung zurecht.

«Was machen wir jetzt?», flüsterte Renata.

«Bleib du ausser Sichtweite. Ich mach die Tür auf, trete



einen Schritt zurück, lasse den Rollstuhlfahrer rein, und während der manövriert, schlüpfst du raus.» Renata kämmte sich die Haare.

«Dafür haben wir jetzt keine Zeit. Ich öffne jetzt die Tür.»

Ich betätigte die Klospülung, um dem Ganzen einen authentischen Anstrich zu geben. In Erwartung eines Rollstuhls war mein Blick nach unten gerichtet. Statt Rädern bekam ich ein zierliches Paar schwarzglänzender Lederschuhe zu Gesicht. Langsam sah ich auf und nahm die teure Abendgarderobe wahr. Sogar eine Pelzstola war dabei.

«Mein Gott», sagte eine Frauenstimme, «was machen Sie denn hier?»

«Frau Beckenbender!» Sie war es leibhaftig.

Wir standen da und glotzten uns an. Was hätte Harry an meiner Stelle getan? Ich musste mir selbst was ausdenken.

«Tut mir schrecklich leid, Frau Beckenbender», stammelte ich. «Ich musste gerade noch einen Artikel ins Telefon diktieren.»

Ich zog mein Handy aus der Tasche. Es vibrierte schon wieder.

«Das wird die Redaktion sein. Ein Journalist kennt keinen Feierabend.»

«Und ich dachte, ich hätte Stimmen gehört.»

«Ja, auf Toiletten ist der Empfang immer aussergewöhnlich gut, insbesondere auf Behindertentoiletten.»

«Ach ja? Könnte ich vielleicht trotzdem reinkommen? Die Schlange bei den Damen ist unerträglich lang.» Ich spürte, wie Renata an meinem Jackettzipfel zog. Offenbar wollte sie, dass ich auf Zeit spiele.

«Natürlich», sagte ich und trat einen halben Schritt zurück. «Hab ich Ihnen schon erzählt, dass mein Vater nach Deutschland kommt?»

Frau Beckenbenders Blick bekam mit einem Male etwas Verschleiertes, so als wäre ihr etwas Wichtiges entfallen und sie versuchte gerade, es der Vergessenheit zu entreissen. Mir war so, als krallten sich ihre Finger noch etwas heftiger um ihre schmucklose schwarze Handtasche.

«Aber ja – äh, ich meine: Dachte ich's mir doch.» Ich war verblüfft, hatte aber keine Zeit, dem Gedanken nachzugehen. «Ich freue mich auf unser Wiedersehen!», tat Frau Beckenbender kund.

Und genau daran erkennt man die Haltung der älteren Generation: Frau Beckenbender, die ganz offenkundig ein dringendes Bedürfnis plagte, schien dennoch aufrichtig interessiert am bevorstehenden Besuch meines Vaters.

«Ich werde für uns alle was Feines kochen», sagte ich.

Über Frau Beckenbenders Gesicht ging ein beinahe unmerkliches Zucken. «Vielleicht wäre es besser, wenn diesmal *ich* etwas koche. Ein Kartoffelgericht vielleicht? Wenn Sie mich jetzt bitte entschuldigen würden ...»

Ich zwängte mich an ihr vorbei, in der Hoffnung, dass die schiere Masse meines Körpers Renata Deckung bieten würde, wenn sie sich hinter mir duckte.

Es funktionierte nicht: Zauberkunst à la Copperfield war nicht mein Ding.

Frau Beckenbender erspähte Renatas Haare. Sie hob die Augenbrauen.

«Hallo», sagte Renata. «Ich bin die Redaktionsassistentin.»

Sie hielt die Klobürste in die Höhe, eingewickelt in etwas, was so ähnlich aussah wie Alufolie und vermutlich aus ihrer Handtasche stammte.

«Ich halte immer die Not antenne, wenn er mit London telefoniert.»

«In Behindertentoiletten?»

«Ganz recht, in Toiletten.»

«Na, freut mich, Sie kennen zu lernen. Dürfte ich dann jetzt mal?»

Wir schickten uns schleunigst an, das Weite zu suchen.

«Übrigens, Fräulein ...»

«Renata.»

«Ihr Kleid ist offen, Fräulein Renata.»

Draussen beruhigte sich unser Atem langsam wieder.

«Das haben wir doch ganz gut hingekriegt, oder?», sagte ich.

«Ich wusste gar nicht, dass du kochen kannst», sagte Renata.

«Ich wusste gar nicht, dass du küssen kannst.

Was meine Kochkünste angeht – die sind legendär.»

«Legendär im Sinne von gar nicht wahr, meinst du?»

«Legendär wie die Loreley – so verführerisch, dass es die Leute in den Tod lockt.»

Renata warf den Kopf zurück und lachte schallend.

In dem Moment fiel mir auf: *Claudia* hatte ich noch nie lachen gehört.

## 9 Der Lauf des Lebens

Mir war übel. Die Paniksäfte veranstalteten einen Lärm wie die Köpenicker Blaskapelle. Zumindest in meiner beeinträchtigten Wahrnehmung. Grosse, rotnasige Kerle, die über ihren Tubas schwitzten, aber ich hätte liebend gerne mit ihnen getauscht. Und wenn mein Konto nicht so abgeräumt gewesen wäre, hätte ich obendrein einen fetten Scheck springen lassen.

«Nervös?», fragte Harry. Er trug ein Bändchen mit Trillerpfeife um den Hals, hielt ein Klemmbrett in der Hand und hatte sich eine Trainingsjacke um den Wohlstandsbauch gebunden, die aber eher nach Metzgerschürze aussah. Er sah ziemlich albern aus. Trotzdem hätte ich auch mit ihm gern getauscht.

«Nein», sagte ich. «Ist nur ein bisschen kalt draussen.»

«Du hast ja richtig Gänsehaut an den Beinen.»

«Na ja, ich bin's nicht gewohnt, in kurzen Hosen rumzulaufen. Hatte seit meiner Schulzeit keine mehr an.»

«Erzähl das bloss keinem. Immerhin hast du offiziell die letzten drei Monate trainiert.» Harry saugte an seinem Kuli. «Ohne Shorts kann man nicht trainieren.»

Harry und ich nahmen die Konkurrenz in Augenschein. Die üblichen zwergwüchsigen Äthiopier und Kenianer tummelten sich bescheiden im Feld, schnellten auf und

nieder und standen so offensichtlich als Sieger fest, dass ich mich fragte, wieso die anderen überhaupt antraten. Dann gab es noch die ernsthaften Läufer mit Stirnbändern und Kniemanschetten, die sich nah am Gemächt kleine Evian-Fläschchen umgeschnallt hatten. Einen davon erkannte ich wieder, einen selbstquälerischen katholischen Banker namens Rüdiger. Er stand mit weit gespreizten Beinen da und machte Dehnübungen.

«Hey, Rüdiger», krakeelte ich angriffslustig. «Wo hast du denn dein Büsserhemd gelassen?» Es war allgemein bekannt, dass die Deutsche Bank Opus-Dei-Mitglieder beschäftigte und deren seltsame Flagellations-Praktiken tolerierte.

«Soso, und ihr Engländer wollt uns jetzt also das Laufen beibringen?» Seine künstlich weissen Zähne liessen ein unglaubliches Lächeln aufblitzen.

«Schildkröte und Hase», rief ich hinüber. «Schildkröte und Hase.» Rüdiger zog die Stirn in Falten. Mit Fabeln hatte er es offenbar nicht so. Unter Garantie dachte er, Engländer können nicht zwischen Schildkröte und Igel unterscheiden.

«Könnte 'ne harte Nuss für dich sein», rief Harry ihm hinterher, worauf wir beide laut lachten. Unser Marathon würde etwas weniger anstrengend werden als der von Rüdiger, dafür aber intellektuell umso anspruchsvoller.

Die Läufer drängten sich in Nähe der Startlinie, als warteten sie auf den Winterschlussverkauf. Viele sahen aus wie entlaufene Sträflinge, kahl rasierte Bruce-Willis-Typen. Womöglich hatten sie das gesamte letzte Jahr damit verbracht, in ihrer Zelle einarmig Liegestütze zu machen.

Mit ihren eingecremten und -geölten Körpern rochen sie schwer nach Gefängnishof Moabit und sie begrüßten sich gegenseitig mit knappem Kopfnicken. Nein, mein natürlicher Lebensraum war das hier nicht.

«Bringen wir's hinter uns. Je eher, desto besser», raunte ich Harry zu.

«Denk an Claudia», sagte er. «Denk an das Finanzamt.»

Ich gab mir Mühe, allerdings fiel es mir nicht leicht, mich auf Claudia zu konzentrieren, wo ich doch gerade Renata geküsst hatte. Mein Körper war ganz durcheinander, von der deutschen Weiblichkeit in tiefe Verwirrung gestürzt.

Was zog mich mehr an – die streng rationierte Sinnlichkeit, die claudiahafte Fähigkeit, das Leben in Schubladen zu stecken, oder der zappelige Intellektualismus, Renatas unerschöpfliche Bereitschaft zu Schuldgefühlen? Die Frage war nicht mehr: «Wie mache ich es dem Finanzamt recht?», sondern: «Was will ich eigentlich vom Leben?»

Und die war wesentlich schwerer zu beantworten!

Claudia ging vielleicht ins Fitnessstudio, aber mehr aus Eitelkeit. Wie viele ihrer Mit-GrünInnen pendelte sie zwischen Genusssucht und Selbsthass. Eigentlich mochte Claudia ihren Wagen, ihren Körper, ihre Zigaretten und gutes Essen. Dann wieder fand sie es plötzlich falsch, sich an solch niederen Dingen zu erfreuen – doch statt sie aufzugeben, richtete sie ihre Wut nach aussen und versuchte lieber, andere Menschen zu kontrollieren.

Wollte ich das? Lohnte es sich, dafür den Marathon zu

laufen? Selbst wenn es eine stark abgespeckte Version war? War Schummeln erlaubt, um die Anerkennung von jemandem zu erlangen, den man zwar attraktiv fand, jedoch nicht besonders mochte? Was für eine Art masochistische Kraft kettete mich an Claudia? War es am Ende derselbe Masochismus, der mich weiter hier in Deutschland leben liess? Einem Land, in dem ich – um finanziell über die Runden zu kommen – das System betrügen musste?

Es hatte leicht genieselt, und der kenianische Superstar war jetzt in eine Decke gewickelt, merkwürdig verhutzt wie eine kleine alte Dame. Die Startvorbereitungen schienen eine kleine Ewigkeit zu dauern; wir wurden noch in Gruppen eingeteilt. Rüdiger war in meiner. «Und, bist du jetzt die Schildkröte oder der Hase?» Irgendwie musste es ihm gelungen sein, in den vergangenen fünfzehn Minuten nach Aesops Fabeln zu googeln. Ich war beeindruckt. Offenbar trug er beim Laufen stets ein internetfähiges Handy bei sich.

«Ich dachte eigentlich, wir laufen gegen uns selbst», schwang ich mich mit pompösem Tonfall aufs hohe Ross eines Fernsehpfarrers Marke Jürgen Fliege oder Ulrich Wickert. Damit zwang ich die Leute normalerweise in die Knie.

«Ja, ja, natürlich», sagte Rüdiger. «Menschliche Ausdauer. Der Geist besiegt die Materie.»

«Der Triumph des Willens», fügte Harry hinzu. «Wenn Sie uns jetzt bitte kurz entschuldigen; wir haben noch eine Strategieberesprechung.» Rüdiger sah abermals verwirrt drein. «Vielleicht können wir ja zusammen laufen?», rief er mir hinterher. Wir ignorierten ihn.

«Der Knipser steht bereit», sagte er. «Und jetzt gib mir deinen Chip.» Ich entfernte den Chip von meinem Schuh und gab ihn Harry, der sich unters Läufervolk mischte, auf der Suche nach unserem heimlichen Teamkollegen, dem willigen Praktikanten Jonathan.

Der Plan ging so: Ich sollte die ersten hundertfünfzig Meter so schnell wie möglich laufen, so als wäre es eine Sprintstrecke. Mit etwas Glück konnte ich auf diese Weise ein bis zwei Minuten mit den führenden Läufern mithalten. Unser Fotograf würde ein Bild von mir machen, vorzugsweise Ellbogen an Ellbogen mit einem der afrikanischen Stars. Danach würde ich mich schnell zurückfallen lassen und in den Tiergarten verdrücken, unter dem Vorwand, mich übergeben zu müssen. Dazu bedurfte es wahrscheinlich keiner grossen Verstellungskünste. Der Plan war sozusagen, Robin-Hood-mässig im Wald unterzutau-chen. Harry würde mit einem Velotaxi auf mich warten. Bis zur Ziellinie war es ungefähr einen Kilometer durch den Tiergarten. Dreihundert Meter vor dem Brandenburger Tor gab es ein Dixi-Klo, dessen Schloss wir manipuliert hatten. Dort sollte ich mich zwei Stunden lang verstecken. Mein Microchip würde sich in der Zwischenzeit am Laufschuh unseres Praktikanten befinden. Es gab nämlich insgesamt elf über die Marathonstrecke verteilte Kontrollpunkte, an denen der Chip – mein Chip – vorbeimusste.

Harry hatte Jonathan hundert Euro dafür geboten, dass er mit meinem Chip am Fuss den Marathon lief. Kurz vor Erreichen der Zielgerade sollte er sich bei Harry melden, worauf dieser mir ein verabredetes Klopfzeichen geben



und ich nach sofortigem Verlassen meiner Dixi-Zelle die letzten paar Meter neben meinem Chip träger herlaufen würde. «Das ist auch nicht unmoralischer, als wenn eine unfruchtbare Mutter eine andere Frau dafür bezahlt, ihr Baby auszutragen», nahm Harry mir meine Gewissensbisse. «Ethisch anfechtbar, aber keineswegs unmoralisch.»

Der Plan war zwar nicht ohne Risiko, hatte aber etwas Geniales an sich. Doch wie sagt man so schön: Der Mensch denkt, Gott lenkt. In diesem Falle gab mir freilich das Bewusstsein, von einem Team unterstützt zu werden, ein Gefühl von Sicherheit. Wir hätten auch eine Gefechts-einheit in den Schützengräben von Ypres sein können, die auf den Schlachtbefehl wartet und in der jeder seine Rolle kennt. Als ich mich umdrehte, um Harry von dieser kriegs-erischen Analogie zu erzählen, war er bereits verschwunden. Er war schon weitergegangen, vorbei an Johannes, unserem Fotografen, in Richtung seines Treffpunkts mit dem Velotaxi-Mann. Nun war ich also auf mich allein gestellt. Mein Selbstvertrauen schmolz dahin. Mit einem Mal musste ich ganz dringend aufs Klo. Aber das war in Ypres wahrscheinlich auch nicht anders gewesen.

Der Starter hatte einen geraden Rücken und sah aus, als wüsste er auch, wie man im Nahkampf mit der Pistole umgeht. Er erinnerte mich an meinen Vater in jungen Jahren – ein Mann, der in puncto Regeln keinen Spass verstand. Dad wäre heute nicht besonders stolz auf mich gewesen: Für die Männer aus seiner Generation war es besser, zu leiden und zu schwitzen, als den bequemeren oder

gar unlauteren Weg zu gehen. Das ist natürlich auch der Grund, warum so viele von ihnen als junge Leichen endeten.

«Auf die Plätze ...»

Allgemeines Luftholen. Ich war nicht der einzige Nervöse an diesem Tag.

«Fertig ...»

Ich versuchte mich auf die Strategie zu konzentrieren. Ich würde unweigerlich meine Ellbogen einsetzen müssen, um mich gegen meine Nebenleute durchzusetzen.

«Los!» Der Startschuss krachte.

Wir stürmten vorwärts wie berittene Dragoner.

«Vorsicht! Vorsicht!», schrien zwei oder drei Läufer. Jemand war ausgerutscht, rollte nun vor der anstürzenden Menge herum und hielt sich den Kopf, um nicht von irgendwelchen Nike-Super-Lightning-Laufschuhen plattgetreten zu werden. Wir sprangen über ihn, und fast wünschte ich mir, ich hätte etwas Ähnliches getan. Ich hätte Claudia doch erzählen können, dass ich mich im Rennen verletzt hatte, oder? Bestimmt hätte sie die Erklärung geschluckt. Und mich vermutlich unter Schwächling und Loser verbucht. Um mich herum ein einziges Gemurmel: Scheisse, Scheisse, Scheisse. Grosse, ausgewachsene Männer, die nur am Stöhnen und Fluchen waren.

Das Tempo war gemächlich. Die meisten hatten sich vermutlich ihren Schlachtplan zurechtgelegt: langsam und stetig auf den ersten zehn Kilometern, auf den nächsten zehn etwas beschleunigen und auf den darauffolgenden zehn dann nochmals beschleunigen. So was in der Art; was wusste denn ich? Ich hatte nur meine ersten hundert-

fünfzig Meter berechnet und pfiﬀ schon nach vierzig Metern wie eine SchmalspurdampfloK. Mit immenser Willensanstrengung schob ich mich an der Meute vorbei und legte einen Spurt hin, als ob ich den M-19-Bus zum Mehringdamm noch kriegen wollte. Vor mir waren noch kleine Knäuel von Läufern, die seelenruhig den Weg behinderten. «Macht doch Platz», zischte ich ihnen zu. «Notarzt.» Als gute deutsche Bürger gehorchten sie reflexartig, obwohl es völlig abwegig war, dass ihnen ein Notarzt auf den Fersen sein sollte.

Zu einem der Knäuel gehörte auch Rüdiger, der mir einen verdutzten Blick zuwarf, als ich ihn überholte. Schneller! Schneller! Vor mir sah ich bereits die Rücken der Führenden und ihrer Schrittmacher. Sie hatten sich komfortabel bei einer Geschwindigkeit eingependelt, die sie die nächsten 40 Kilometer durchhalten würden. Während ich schon froh war, wenn ich sie noch 40 Sekunden durchhielt. Dann sah ich Johannes. Er sah auf eine leichenfahle Weise gut aus und hielt die Kamera im Anschlag. Ich winkte ihm zu. Ich war zwar nicht gerade Seite an Seite mit den Führenden, aber mit ein bisschen Trickerei bekam er mich sicher noch mit aufs Bild. Schon erstaunlich, was man heutzutage mit einer Digitalkamera alles anstellen kann. Er knipste und knipste und hob dann den Daumen, wie um zu sagen: Du kannst dein albernes Abenteuer jetzt beenden.

Keine Minute zu früh. Ich verlangsamte mein Tempo und liess mich von gut tausend Läufern überholen, darunter auch Rüdiger, der mich in der Menge jedoch nicht be-

merkte. Während er vorwärtsstampfte, bewegten sich seine Arme wie Kolben auf und ab. Ich kam mir vor wie in einer riesigen Fabrik im 19. Jahrhundert, umgeben von lauter dampfbetriebenen Maschinen. Ich war inzwischen in ein leicht forciertes Schrittempo verfallen und löste mich langsam in Richtung Gehsteig aus der Masse. Eine kleine Schar Zuschauer betrachtete mich mitleidig. Mein Gesicht fühlte sich ganz heiss und geschwollen an; wahrscheinlich sah ich aus wie ein Kürbis.

«Sollen wir einen Arzt rufen?», fragte mich eine besorgte Frau, die einen mausartigen Hund an ihre üppige Brust gedrückt hielt und offenbar befürchtete, dass ich gleich explodieren würde und ihre Barbour-Jacke mit überhitzten Fleischstücken und Knochenmark bespritzen würde.

«Nein, nein, alles okay, alles okay», japste ich und musste dazu gar nicht gross schauspielern. «Ich muss mich nur mal rasch übergeben.»

Die Zuschauer machten prompt den Weg frei und wandten sich wieder dem Rennen zu. Ich schlug mich in die Büsche, machte ein paar laute Würgeräusche und lief dann weiter in den Tiergarten hinein, vorbei an einem Gärtner-Schuppen und zwei Männern, die sich gerade gegenseitig befummelten, mitten hinein also ins bukolische Herz Berlins. Schliesslich entdeckte ich unser Erkennungszeichen: ein zerschlissenes «Du bist Deutschland»-T-Shirt, das an einem Zweig hing.

«Los, auf!», zischte es aus dem Gebüsch. «Zieh das an. Wir müssen zusehen, dass wir hier wegkommen.» Harry drückte mir die Trainingsjacke in die Hand, die er zuvor

um die Taille geschlungen hatte. Ich musste unbedingt meine Nummer verbergen und die Tatsache, dass ich bei dem Marathon mitlief. Aus einem Kleiderbeutel zog Harry eine Baseballkappe und ein Paar Jogginghosen hervor. Sie hatten seitlich einen Reissverschluss, so dass ich sie über meine Nikes ziehen konnte. Harry vergewisserte sich, dass die Luft rein war, und schlenderte dann in aller Seelenruhe zu einem Velotaxi.

Dieses rikschaartige Transportmittel erfreute sich in Berlin zunehmender Beliebtheit, vor allem bei Touristen, die zu faul oder zu blöd waren, mit dem S-Bahn-Netz zurande zu kommen. Die meisten griffen allerdings nur einmal zur Rikscha, denn beim derzeitigen Zustand der Berliner Strassen war eine solche Fahrt ein masochistisches Unterfangen. Der Passagier wurde herumgeschleudert wie ein Sack Reis. Doch Harry hatte recht. Am Tag des Berlin-Marathons gab es kein effektiveres und diskreteres Fortbewegungsmittel. Harry trat in die Pedale. Und wie ich so seine hervorquellenden Wangen betrachtete, konnte ich nicht umhin, mich zu fragen, ob ihm ein wenig sportliche Betätigung nicht auch ganz gut tun würde. Laufen zum Beispiel.

«Wir sind gut in der Zeit», sagte Harry etwas ausser Puste. «Der Praktikant ist mit deinem Microchip unterwegs, das Dixi-Klo ist fertig, und sobald der lyp in Sichtweite ist, klopfe ich bei dir an, du kommst raus und ihr lauft gemeinsam ins Ziel.»

«Grossartig, Harry. Du hast nicht zufällig etwas zu essen im Klo versteckt, oder?» Die kurze körperliche Anstrengung hatte meinen Appetit angeregt.

«Ein Baguette, Brie und eine Flasche Rotwein. Ich

schick dir regelmässig eine SMS, damit du über den Rennverlauf im Bilde bist.»

Ich klopfte meine Taschen ab und stellte fest, dass ich mein Handy zu Hause liegen gelassen hatte.

«Ich hab mein Handy vergessen.»

Harry schwieg. Wenn er etwas hasste, dann war es Ineffizienz.

«Ziemlich blöd von dir. Na ja, wir kriegen das auch so hin.»

Ohne Aufsehen zu erregen, war es uns gelungen, die Stelle zu erreichen, an der er mich absetzen sollte. Sorgfältig schloss Harry die Rikscha ab. In Berlin wimmelte es nur so vor unehrlichen Menschen. Halb krochen wir, halb stolperten wir zum Dixi-Klo, unter Zuhilfenahme fast vergessener Pfadfinder-Künste (Harry war damals rausgeflogen, weil er Zigaretten verkauft hatte). Es roch entsetzlich.

«Das ist der Brie», sagte Harry. «Wir müssen andere Leute davon abhalten, das Klo zu benutzen.» Er warf einen geübten Blick über die Strasse des 17. Juni. «Sind noch nicht viele Leute da, ist noch zu früh. Wird sowieso niemand auf dich achten. Also rein mit dir!» Während ich das Klo betrat und vom Uringestank sofort einen Würgeiz bekam, hängte er ein «Ausser Betrieb»-Schild an den Türgriff. Neben dem Spülkasten lagen ein paar alte Ausgaben der BZ, vermutlich für den Fall, dass das Klopapier ausging. Ich machte es mir bequem.

«Mach unter keinen Umständen auf, bevor ich dir Bescheid gebe. Selbst wenn jemand schreit oder an der Tür rüttelt. Keinen Mucks. Und behalt die Uhr im Auge. Ich bin in zwei Stunden wieder da.» Harry klang ein bisschen nervös. Im Gegenzug wurde ich immer ruhiger. Was

konnte schon schiefgehen? «Also, mein Klopfzeichen geht so: Da-da-da-daa.» Mit diesem Motiv aus Beethovens Fünfter hatte die BBC ihre Ausstrahlungen nach Nazi-Deutschland eingeläutet. Jetzt war mir klar, warum Harry so aufgeregt war: Er sah sich als Mitglied der Résistance im besetzten Frankreich. Daher auch der Brie.

Die Luft in meinem Dixi-Versteck wurde von Minute zu Minute muffiger. Die BZ hatte ich in kurzer Zeit ausgelesen. Die Hockerei auf dem Klodeckel verursachte mir Magenknurren; ein interessanter psychologischer Reflex. Ich versuchte, im Geiste eine Partie Schach zu spielen – vergeblich. Ich ass ein Stück Brie. Ich schlief ein.

Da-da-da-daa! Drängendes Klopfen an der Tür. Das ganze Klo vibrierte. Ich kam mir vor wie in eine riesige Bass Drum eingesperrt. Die Uhr zeigte an, dass kaum eine Stunde vergangen war.

«Ist ja schon gut, wieso hast du's denn so eilig?» Harry war ein einziges Nervenbündel.

«Deine Claudia hat mich gerade angerufen», keuchte er. Als käme er gerade vom Laufen oder Radeln.

«Wieso denn dich?»

«Weil du Trottel dein Handy bei ihr liegen gelassen hast. Sie hatte die glorreiche Idee, nicht am Brandenburger Tor auf dich zu warten, sondern am Roseneck. Sie sagt, das wär nicht so weit weg von da, wo sie ihre Sondersitzung hat. Hab versucht, es ihr auszureden, aber sie lässt sich nicht davon abbringen.

«Scheisse.» Zu zweit war es ziemlich unbequem in so einem Dixi-Klo. «Und was machen wir jetzt?»

«Plan B. Ich fahr dich zum Wilden Eber, schleuse dich

in eine Gruppe Läufer, die bei ihr am Roseneck vorbeikommt, hol dich raus, sobald deine Claudia ausser Sichtweite ist, und bring dich wieder hierher, damit du rechtzeitig da bist, um wie geplant mit Jonathan ins Ziel zu laufen.»

«Das ist aber erheblich mehr Lauferei, als du versprochen hast.»

«Ungefähr ein Kilometer. Das schadet dir gar nichts – bis jetzt bin ich hier der Einzige, der heute seinen Arsch bewegt hat.»

«Meinst du, das klappt? Klingt ein bisschen riskant.»

«Und ob das klappen wird. Denk dran: Kein Mensch rechnet damit, dass irgendein Läufer beim Marathon betruigt. Wär ja auch witzlos, oder?»

«Allerdings.»

Wie sich herausstellte, war die Gegend um den Wilden Eber der lärmigste Abschnitt der Marathonstrecke. Auf einer Bühne stand eine Kapelle und spielte Humtata-Musik. Viele Zuschauer hatten Tröten und Trillerpfeifen mitgebracht. Verschreckte Hunde hielten jaulend nach ihren Herrchen Ausschau. Kinder kreischten, weil der Ketchup von ihren Hotdogs auf ihre Jacken gespritzt war. Eine bessere Stelle, sich unbemerkt unters Läufervolk zu mischen, hätte man sich gar nicht ausdenken können.

Bis sich Harrys Mercedes seinen Weg durch die abgesperrten Strassen gebahnt hatte, waren am Wilden Eber nur noch die schwächeren Läufer unterwegs. Oder, wie Harry sich in seiner herzlosen Art ausdrückte: «Frauen, Krüppel und Dänen. Da fällst du gar nicht gross auf.»



Ich hatte bei Harry im Wagen den Streckenplan studiert. Am besten war es, wenn ich ein paar hundert Meter stetig vor mich hin trabte, dann am Roseneck an Claudia vorbeigaloppierte und anschliessend in die Wiener Konditorei türmte, um mich auf die dortige Toilette zu verziehen. Harry würde am Hintereingang auf mich warten und mich zum letzten Streckenabschnitt bringen.

Versteckt in der Menschentraube, nahm Harry mir die Trainingsjacke ab. Ich war wieder eine Nummer. «Und jetzt zeig, was du kannst!», schrie er mir ins Ohr und schob mich in Richtung Piste. Es war ein komisches Gefühl, wieder zu laufen. Einen klitzekleinen Moment lang bedauerte ich, dass ich nicht, wie die anderen Läufer, schon zwanzig Kilometer auf dem Buckel hatte. Unter ihnen schien sich ein bemerkenswertes Gefühl von Solidarität entwickelt zu haben. Sie liefen nun nicht mehr gegeneinander, sondern gegen ihre eigenen Körper. Sie lächelten mich an: einen Mitinsassen ihrer Anstalt. Bis zum Roseneck war es nicht weit, trotzdem wäre ich lieber mit dem Taxi gefahren.

Schon von weitem konnte ich einen roten Paschminaschal ausmachen. Instinktiv wusste ich, dass das Claudia war. Offensichtlich hatte sie dem bärtigen Strassenhändler, der dort seine Pfeifen und Hupen feilbot, eine Rassel abgekauft. Das Roseneck war eine merkwürdige Ecke von Berlin, eine Oase demonstrativ zur Schau getragenen Wohlstands: ein schicker teurer Friseursalon, ein Küchenstudio für Frauen, die andere fürs Kochen bezahlten, und die Wiener Konditorei, wo die gutbetuchten Anwohner ihre Cayenne Jeeps und Porsches abstellten, bevor sie sich

um zehn Uhr morgens ihre Tüte Croissants zum Frühstück holten. Entsprechend sahen auch die Fans aus. Sie trugen für die Jahreszeit unangemessene Gucci-Sonnenbrillen, grüne Trachtenjanker oder blaue zweireihige Blazer über ihren Designer-Jeans. Claudia passte eindeutig nicht hierher, vielleicht schrie sie gerade deshalb lauter als alle anderen.

«Auf geht's, mein Engländer!», brüllte sie. «Du schaffst es!» Sie liess ihre Rassel wirbeln, schrie etwas, was nach Apachen-Schlachtruf klang, und sah absolut umwerfend aus. Allein dafür hätte es sich gelohnt, zwanzig und mehr Kilometer zu laufen. Tapfer winkte ich ihr zu.

Wie geplant schälte ich mich, nachdem ich an Claudia vorbei war, aus meiner Läufergruppe und trampelte die Treppen der Konditorei hinunter, als müsste ich unbedingt zur Toilette. Botoxlippige Schauspielerinnen sahen von ihrem Käsekuchen auf und nickten mir beifällig zu. «Hast du Claudia gesehen?», flüsterte ich Harry zu, während ich ein weiteres Mal in die Trainingsjacke schlüpfte.

«Na, aber hallo. Sie hat mich gerade angerufen und meinte, dein Aussehen hätte ihr solche Sorgen gemacht, dass sie sich jetzt doch in Richtung Ziel aufmachen will.»

«O Gott, dem müssen wir zuvorkommen.»

«Schon erledigt. Ich habe ihr ein paar Nägel unter die Reifen ihres Chevys gelegt. Sie dürfte etwas länger brauchen ...»

Auf den letzten Drücker schoben wir uns in die Strasse des 17. Juni, just als unser Praktikant Jonathan in Sicht-

weite kam. «Du hast dir ja ganz schön Zeit gelassen», sagte ich.

«Während du dir einen schönen Lenz in der Kneipe gemacht hast», erwiderte er schlagfertig, wenn auch mit schmerzverzerrter Miene.

Ich nahm den Applaus kaum wahr, als ich über die Zielinie trottete. Mein erster Impuls war, eine Zigarette zu rauchen und mir ein Bier zu genehmigen, aber das hätte das Bild vom grossen Athleten befleckt, der nur darauf brennt, sich seinen Lorbeerkranz abzuholen. Rüdiger war vor mir eingetroffen, offenbar ohne zu schummeln. Er lag auf dem Pflaster und machte eine grosse Schau aus seinen körperlichen Leiden. «Guter Lauf!», sagte ich zu der ausgepumpt daliegenden Gestalt, grossmütig meine Niederlage eingestehend. Ich schüttete ihm eine Flasche Evian übers Gesicht, woraufhin er sich regte. «Hätte nicht gedacht, dass du es ins Ziel schaffst», sagte er. «Du siehst echt scheisse aus.» Was ich als Kompliment auffasste.

Dann sah ich aus den Augenwinkeln etwas Rotes. Es war Claudia. Sie marschierte auf mich zu wie damals bei dieser Schauspielerin, die Maden ass und hässliche Sachen sagte.

«Hi, Claudia», sagte ich – und dachte: Damit ist eine neue Ebene körperlicher Intimität erreicht. Ein schwitzender, nicht besonders fitter Mann bereitet sich darauf vor, eine fitte parfümierte Frau zu umarmen.

«Du Scheisskerl», sagte sie.

Mir rutschte das Herz in die Hose. Wie war sie mir auf die Schliche gekommen? Was war schiefgelaufen? Hatte mich jemand gesehen?

«Was soll das heissen, Claudia? Ich dachte, du freust dich, mich zu sehen.» Vielleicht hatte sich Harry verplappert? Oder der Praktikant?

«Wer zum Teufel», sagte sie so zornig, dass sie beinahe die Augenfarbe wechselte, «ist denn bitte Renata?» Sie hielt mein Handy in die Höhe, um zu demonstrieren, dass sie meine Kurzmitteilungen gelesen hatte.

## 10 Nasse Helden

«Wie sehe ich aus?»

Alt natürlich. Ich hatte Dad schon vorher eingehend betrachtet und dabei die grauen Haarbüschel erblickt, die auf seinem angeblich rasierten Kinn sprossen, und die Bartstoppeln am Hals, die seiner Rasierklinge entgangen waren. Die Schulter seines dunklen Militärblazers war locker mit Schuppen bestreut – ein bisschen wie Puderzucker auf Mohnkuchen.

«Prima siehst du aus», sagte ich, ohne mich umzudrehen, und starrte weiter aus dem Fenster des Hotel Excelsior am Kölner Dom. Der Himmel, typisch für den rheinischen Sommer, erinnerte an feuchtes braunes Kammgarn. Und was da durch den Spalt des ungeputzten Fünf-Sterne-Fensters (zweihundertvierzig Euro pro Nacht) drang, roch nach nassem Hund. Seit genau elf Tagen regnete es jetzt schon. Köln zeigte sich von seiner schönsten Seite; eine Witwe in Grau.

Ich war immer noch ein bisschen geschockt von Dads körperlicher Anwesenheit. Trotz aller Andeutungen, trotz der Anrufe und des Briefes hatte ich im Grunde nicht ernsthaft damit gerechnet, dass er kommen würde. Er war mir schlicht zu deprimiert und handlungsunfähig vorgekommen. Ich hatte mir nicht vorstellen können, dass er die beschwerliche Reise zum Flughafen Stansted auf sich

nehmen, sich in die lärmende Schlange vor dem Schalter der Airline einreihen und die deutsche Passkontrolle passieren würde, ohne für einen internationalen Eklat zu sorgen. Doch ich hatte ihn unterschätzt.

Als ich ihn in Köln traf, war er, wie nicht anders zu erwarten, etwas schwach auf den Beinen. Doch die Flugbegleiterinnen – ich kann mich noch erinnern: Früher hießen sie Stewardessen – fanden ihn wohl reizend und bei der Ankunft sprach er gut ein Dutzend Passagiere mit dem Vornamen an.

Toms schlechter Einfluss zeigte sich sofort. Er hatte die Fluggesellschaft überredet, ihnen je einen Rollstuhl zur Verfügung zu stellen, damit sie schneller bei der Gepäckausgabe waren. Zugegeben: Tom fehlte ein Bein – aber das hatte ihn nie davon abgehalten, jeden Tag einen Kilometer zum Pub zu laufen, von den zahlreichen Affären ganz zu schweigen. Was meinen Vater anging, so war er immer ein begeisterter Spaziergänger gewesen. Regelmässig nahm er sich eine Auszeit von meiner Mutter und der häuslichen Routine, um über die Yorkshire Dales zu wandern. Doch seine Beinmuskulatur war, wie ich bemerkte, inzwischen etwas schlaff geworden.

Dad starrte immer noch in den Standspiegel. Das Militär verweiblicht die Männer: Niemand schaut so oft in den Spiegel wie ein Soldat. Zupft sich die Bügelfalte der Hose zurecht, überprüft den Sitz seines Huts – und heischt dabei nicht minder nach Bewunderung wie ein Mannequin auf dem Laufsteg. Schwer vorstellbar, dass derselbe Mann später ausziehen soll, um andere zu töten. Noch schwerer fällt die Vorstellung, wenn es sich dabei um den

eigenen Vater handelt. Ich blickte erneut gen Himmel. Ob unser Schiffsausflug wohl ins Wasser fallen würde?

«Als wir das letzte Mal mit Köln zu tun hatten, waren wir 5'500 Meter über der Stadt», sagte mein Vater. «Bei uns hiess das damals nur Zone 1, Zone 2 und Zone 3. Das hier wäre Zone 1 gewesen, wegen des Bahnhofs. Stimmt doch, oder, Tom?»

Tom war Heckschütze in der Lancaster-Maschine gewesen, die mein Vater damals geflogen hatte, und, sofern möglich, sogar noch eitler als mein Vater. Er sass auf der Kante seines Hotelbettes und zwirbelte die Spitzen seines frisch gewichsten rötlich gelben Schnurrbarts. Ich weiss, dass er gegenüber der Barkeeperin in seinem Lieblingspub in Deal immer vorgab, er wäre Offizier gewesen, ein verwegener Pilot. Der Schnurrbart war Teil dieses Spiels; ein Offiziersbart, der so getrimmt war, dass die Spitzen nach oben zeigten wie der Lenker eines Mountainbikes. Heutzutage wuchsen sich höchstens noch Schwule die Schnurrbärte, hatte ich ihm einmal erklärt, worauf er mich angefunkelt hatte, als hätte er mich im Visier seines Browning-Maschinengewehrs.

Tom erhob sich unter Mühen, breitete die Arme aus wie Schwingen und machte dabei Motorgeräusche – wrummm, wrummm – durch seine falschen Zähne. Der Mann liess auch keine Peinlichkeit aus.

«Vielleicht solltest du die Bomber-Nummer heute Nachmittag nicht übertreiben», sagte ich. «Nur zur Erinnerung: Das Ganze ist als Versöhnungsaktion gedacht. Und du hast diesen Ort hier plattgemacht. Ich glaube kaum, dass sich die Leute vor Lachen auf die Schenkel klopfen werden.»

«Lass Tom gefälligst in Ruhe», herrschte mein Vater

mich an wie einen vorlauten Elfjährigen. «Wir haben nur unsere Pflicht getan und die haben eben auch ihre Pflicht getan.»

«Genau, nur dass die Lager hatten und so was», warf Tom ein.

«Na, soweit ich mich erinnere, habt ihr's mit eurem Lager ja noch recht gut erwischt.»

Die beiden waren bei Aachen abgeschossen worden, anschliessend in Gefangenschaft geraten und hatten die nächsten sechzig Jahre damit zugebracht, von ihren Abenteuern zu erzählen, von den guten Wachen und den bösen. Als ich älter wurde und anfang, mir *Ein Käfig voller Helden* anzusehen, merkte ich, dass ein paar von den Geschichten aus dem Fernsehen geklaut waren. Das Bein, das Tom angeblich beim Abschuss seines Fliegers verloren hatte, war tatsächlich erst 1957 amputiert worden, nach einem verunglückten und sehr alkoholisierten Ausstieg aus einem fahrenden Taxi. Damals war Kindersicherung noch ein Fremdwort. Trotzdem war ihr Krieg, verglichen mit dem der Deutschen, die sie bombardiert hatten, nicht so schlimm gewesen: Das Gefangenenlager war bequemer gewesen als ihr Internat und das Essen besser als der Royal-Air-Force-Frass. Sie konnten Schlaf nachholen und hatten Ruhe vor ihren anstrengenden Freundinnen in der Heimat – die sie später heiraten und schwängern sollten. Der Krieg war für sie wie eine zweite Jugend.

Ich ging hinüber zu meinem Vater und wischte ihm ein wenig Schnee von den Schultern.

«Du hast schon wieder deine *Bomber-Command-Krawatte* an», bemerkte ich. «Dazu bist du nicht befugt, das weisst du.»



«Schnauze», zischte er. «Wart gefälligst unten auf mich.»

Ich war ganz froh, eine Weile für mich sein zu können. Die erzwungene Brautsuche forderte allmählich ihren emotionalen Tribut. Selten hatte ich mich so erschöpft gefühlt. Theoretisch zumindest hätte ich vor Energie platzen müssen. Schliesslich hatte ich nach einer langen Durststrecke die Qual der Wahl zwischen zwei attraktiven Frauen.

Claudias Eifersuchtsanfall wegen Renata war für mich aus heiterem Himmel gekommen. Dieses ständige Hin und Her zwischen platonischer und körperlicher Beziehung, das Hü und Hott von Versprechen und Versagung – höchst merkwürdig.

Tony erzählte mir unter Rückgriff auf seine langjährige Erfahrung, dass so eine ganz normale deutsche Beziehung aussehe.

«Deutsche Frauen verbringen achtzig Prozent ihrer Zeit mit solchen Versteckspielen», vertraute er mir beim wohlverdienten Post-Marathon-Bier an. «Sie sind der Vietcong unserer Zeit. Sie marschieren bei Nacht, verstecken sich bei Tage und schlagen dann und wann hinterrücks zu.»

Ich dachte eine Weile lang über diese ausgefallene Metapher nach.

«Die Antwort lautet also Napalm?», folgerte ich schliesslich.

Tony nickte heftig. «Oder Heiraten.»

Claudia hatte sich inzwischen etwas beruhigt. In meiner typisch männlichen Art hatte ich die Episode mit Renata heruntergespielt. Und schliesslich hatte ich gerade einen Marathon hinter mich gebracht, nur um Claudia zu gefal-

len. Eine körperliche Investition in eine körperliche Beziehung. Vielleicht keine besonders aufrichtige, doch zumindest eine, die auf gegenseitiger Anziehung und gutem Willen basierte.

Wir hatten beschlossen, unserem Verhältnis eine kleine Auszeit zu gönnen, die Sache ruhen zu lassen – «zu marinieren» wäre vielleicht der passendere Ausdruck gewesen, da ich seit dem Ende meines Marathon-Trainings begonnen hatte, noch systematischer zu trinken –, was ich so lange tun wollte, bis ich meinen Vater sicher durch sein Kriegsveteranen-Treffen gesteuert hatte. Danach wollten Claudia und ich uns ernsthaft und vernünftig unterhalten.

Seit ich Renata geküsst hatte, war das Band zu ihr zugegebenermassen stärker als das zu Claudia, die ich nur beinahe geküsst hatte. Renata, die so voller Selbstzweifel, aber auch geistig auf Zack war: Sie ging mir nicht aus dem Kopf. Nicht zuletzt deshalb, weil sie mir ständig Kurzmitteilungen schickte, die zwar nicht unbedingt verspielt und auf einen Flirt aus waren, aber Aufmerksamkeit verlangten. Sie war geschwätzig, schien mir, auch wenn dieses Gespräch nur die krude Form eines SMS-Austauschs hatte.

Wo das alles hinführen sollte, konnte ich nicht sagen, doch so viel war klar: Zwischen den beiden Frauen gab es einen klaren Unterschied in puncto Umgangsform.

Claudia war eine Frau, die bevorzugt im Stakkato kommunizierte: An-Aus, Aus-An. Als müsste man eine Morse-Nachricht dechiffrieren.

Renata dagegen hatte etwas Fliessendes: Der Kuss war

nur die Fortsetzung des Gesprächs mit anderen Mitteln. Sie war eine Intellektuelle, auf eine deutsche, feuilletonleserhafte Weise, gleichzeitig aber auch in der Lage, ja geradezu begierig darauf, ihren Verstand abzuschalten.

Was also sollte ich tun?

Sich für die eine oder die andere zu entscheiden, hiesse, eine Aussage über mich selber zu treffen. Oder über meine finanziellen Verhältnisse. Die Zeit lief mir davon. Und wie lange noch konnte mein Vater ein selbständiges Leben führen? Ich musste ihn gut im Auge behalten.

Die Lobby füllte sich allmählich mit Veteranen, die fleissig ihren Text probten. In ihrer Heimat genossen sie im Prinzip zwar Heldenstatus, galten faktisch aber als ziemliche Langweiler. Oder gar als peinlich. Hier konnten sie ihre Jugend wieder aufleben lassen, ohne dass ständig jemand rief: «Ist gut jetzt, Opa.»

«Sie müssen Bobs Sohn sein», sprach mich ein Mann an. Ein Abzeichen am Revers wies ihn als Fallschirmjäger aus.

«Bin ich.» Angestrengt blickte ich ihm über die Schulter. Sein Atem roch nach saurer Milch.

«Er hatte die gleichen blonden Locken wie Sie. Wir haben ihn immer Angel Face genannt.»

«Wo haben Sie sich denn kennen gelernt? Ich meine, Sie sind doch aus Flugzeugen gesprungen, oder? Und er hat Bomben geschmissen.»

«Im Fronturlaub, Sommer 42. Wir haben uns eine Zeit lang die Freundin geteilt.» Der alte Fallschirmjäger bekam einen Hustenanfall, bis er ganz rot war im Gesicht. Seine Nase und seine Wangen waren voller geplatzter Äderchen.

Ein Auge schielte leicht nach links.

«Hoffentlich nicht meine Mutter.»

«Natürlich nicht. Grossartiges Mädchen.»

«Sie ist schon vor einer Weile gestorben.»

«Das tut mir leid. Elspeth, so hiess sie doch, oder?»

«Eileen.»

«Ach ja.» Der Fallschirmjäger wandte sich abrupt zum Gehen und schob sich durch die Menge der Blazer und ausgebeulten Flanellhosen in Richtung Toilette.

Da tauchten Dad und Tom auf. Ich ignorierte Tom.

«Dad, der Fallschirmheini da drüben kennt dich offenbar ziemlich gut. Wer ist denn das?»

Dad starrte den Mann an, der gerade an der Rezeption vorbei watschelte.

«Den hab ich noch nie gesehen.»

«Der hatte doch wohl keine Affäre mit Mum, oder?»

«Ich hab dir schon hundert Mal erklärt, dass Mum sich nichts aus Sex gemacht hat. Und jetzt hör auf, so schmutzige Sachen zu sagen, und zähl lieber die Leute durch.»

Die Veteranen waren vollzählig versammelt und alle mehr oder weniger am Leben. Bislang war jedenfalls noch keiner im Klo stecken geblieben oder einem Herzanfall erlegen. Aufgeregt wie Debütantinnen vor dem Ball drängten sie in den Bus, die alten Piloten setzten sich nach vorne, die Bordschützen nach hinten und die Navigationsoffiziere nahmen am Fenster Platz.

«Willkommen in Köln», sagte der junge Fremdenfüh-

rer vom Christlichen Hilfswerk. «Welcome to Cologne.»

«Willkommen, bienvenue – vel-kom.» Das war Tom, und ich roch förmlich den Ärger, der uns bevorstand.

«Wir befinden uns nun auf dem Weg zur Luftwaffenkaserne Köln-Wahn, die etwas ausserhalb der Stadt liegt. Dort werden Sie auf Veteranen vom Nacht Jagdgeschwader treffen. Wie Sie aus dem Programm ersehen können – unter ‚Tagesordnungspunkt 5, 14.30-15.30 Uhr‘ fand ich ‚*Spontanes Beisammensein* –, «wird dies der Höhepunkt unseres Treffens sein. Hoffen wir, dass bis dahin das Wetter besser wird! Und nun entspannen Sie sich und geniessen ihre Versöhnungstour!»

Anstatt sich das neue Land anzuschauen – es war immerhin ihr erster Besuch in Deutschland seit sechzig Jahren –, fingen die versammelten britischen Helden lieber an zu singen. *Hitler has only got one ball – and Goebbels has no balls at all!*, sangen sie, und die in der letzten Reihe hakten sich unter. Mittelpunkt dieser subversiven Aktivitäten war Tom.

«Dad, könntest du Tom bei Gelegenheit mal stecken, dass Hitler tot ist. Und Goebbels auch.»

«Das hab ich versucht, mein Junge, aber er hat nur gesagt: ‚Haben wir dafür irgendwelche Beweise?‘» Ich seufzte. Über der Autobahn hing ein grosses Schild, auf dem stand: Wahn 10 km.

Als die betagten Engländer zögernd deutsches Militärgelände betraten, umgab sie sogleich ein Duft von Rinderrouladen, der ihnen aus der Kaserne entgegenwehte. Uns erwartete offenbar eine besonders minutiös geplante Ver-

söhnungsübung. Noch vor ein paar Jahren hätten Deutsche lieber Teppiche gekaut, als mit Rindfleisch in Berührung zu kommen, das von britischem Wahnsinn befallen ist. Nun stand Rind wieder auf der Speisekarte, und man konnte darauf wetten, dass in den Begrüßungsreden die eine oder andere pseudowitzige Bemerkung über Kühe vorkommen würde. Ich konnte es kaum erwarten.

Vor dem Kasernengebäude standen zehn Männer: zehn gegen vierzehn von uns. Eine reelle Chance, aber keineswegs zwingend.

«Die sehen aber verdammt fit aus», sagte der Fallschirm-Veteran, der möglicherweise was mit meiner Mutter gehabt hatte.

«Das ist nur, weil die andauernd nach Mallorca fahren», sagte Tom, und tatsächlich spannte sich bei vielen der deutschen Piloten die Haut straff wie braunes Pergament über die Wangenknochen. Alle zehn hatten die Schultern durchgedrückt und kein Gramm Fett zu viel auf den Rippen. Die Unseren hingegen waren schwabbelig und atemlos, ihre Gesichter hochrot und so konturlos, als trügen sie Strumpfmasken.

«Denen möchte ich nicht im Dunkeln begegnen», sagte mein Vater, und schon wieherten die anderen los. Denn natürlich hatten diese Männer zu jenem Nacht Jagdgeschwader gehört, das ein ums andere Mal (und oft erfolgreich) versucht hatte, sie abzuschossen. Die Offiziere traten auf uns zu.

«Von Bohnsack!»

«Graf Speckeisen!»

«Von und zu der Heyde.»

Die deutschen Piloten streckten die Hände vor, und obwohl sie nicht die Hacken knallen liessen und ihre Wan-

gen keine Schmissen zierten, empfanden die britischen Besucher eine stille Genugtuung, dass sie so genau der Karikatur des alten Feindes entsprachen. Einer von ihnen, Oberst Bubi von Kreuznach, trug sogar ein Monokel.

Der Tisch in der Offiziersmesse war mit Modellflugzeugen geschmückt: Messerschmitt, Lancaster, Heinkel, Halifax – genau die Modelle, die ich als Kind zusammengeklebt hatte. Das Prunkstück der Dekoration bildete ein kleines Nest aus miteinander gekreuzten deutschen und britischen Flaggen. Die Wände waren voll mit Schwarzweissbildern von Flugzeugen und deren Besatzungen.

«Hier war das Hauptquartier des Jagdgeschwaders 300», sagte Oberst Bubi. «Wir waren die Pioniere der *Wilden Sau* – sind ohne Hilfe von unten in die Nacht geflogen und hatten nur unser blosses Auge und das Scheinwerferlicht, um Sie abzuschliessen.»

«Das gefällt mir», flüsterte mein Vater. «Kein Schmutz von wegen: ‚Schön, Sie zu sehen.‘»

«Eine unserer ersten Missionen war im Juli 1943 über Köln, der Stadt, die Sie gerade besuchen. Neun von uns, darunter meine Wenigkeit, haben zwölf von Ihnen abgeschossen. Ein sehr zufriedenstellendes Ergebnis. Und nun möchte ich Ihnen einen angenehmen Aufenthalt wünschen. Geniessen Sie unser Rindfleisch, beste deutsche Qualität.»

Gedämpftes, höfliches Lachen allenthalben.

«Bisschen abrupt», sagte der Fallschirmjäger. «Aber bitte, soll mir recht sein, mein Magen knurrt schon wie ’ne kaputte Waschmaschine.»

Ich war ebenfalls erstaunt über diese etwas schroffe Begrüssung. «Was ist denn mit dem Oberst los?», fragte ich

einen von den deutschen Piloten. Auf seinem Namensschild stand: «Borstig». «Ist der immer so?»

«Everything is in order – soweit ich sehe», sagte Borstig, ein Mann mit dem schmalen Brustkorb und der schwächtigen Statur eines Kampfpiloten. Inzwischen hatte man uns eine Art Erbsensuppe mit Wursteinlage vorgesetzt, die in angeschlagenen weissen Schüsseln serviert wurde, auf denen das Wappen der Einheit prangte. Borstig verzog das Gesicht. Offensichtlich machte er sich nichts aus Suppe. «Na ja, da müsste ich etwas weiter ausholen.»

«Ich höre.»

«Aber Sie sind doch Journalist.»

«Keine Angst, ich beisse nicht.»

«Bevor Sie gekommen sind, hatten wir wieder mal unseren alten Streit.»

«Welchen Streit?»

«Den Streit über das Ritterkreuz. Ein paar von den Offizieren hier waren in einem Geschwader in den Niederlanden stationiert. Wenn man gute Beziehungen hatte, konnte man früh abheben und die Bomber abschiessen. Das Risiko ging praktisch gegen null und man durfte sich Hoffnungen auf ein Ritterkreuz machen. Und für manche der hier Anwesenden war das Ritterkreuz das Mass aller Dinge. «Wir haben über solche Ehrgeizlinge immer gesagt: Der hat Halsschmerzen.» Borstig fuhr sich mit der Hand über seinen steifen weissen Kragen und formte ein imaginäres Ritterkreuz. «Es ging das Gerücht, dass man nach dem Krieg ein Rittergut bekäme. Ein paar von den Offizieren, darunter auch Oberst von Kreuznach, standen kurz davor, ihre Halsschmerzen zu kurieren – und dann hat man sie hierhergeschickt, wo sie wirklich kämpfen



lernen mussten. Es war verdammt gefährlich. Und es gab keine Aussicht auf eine Medaille. Das hat von Kreuznach nie verwunden.»

«Das heisst, ein paar Leute hier hassen den Oberst.»

«Und andere lieben ihn. Es ist wie im richtigen Leben.»

«Und wieso ist die Hasser-Fraktion auch gekommen?»

«Das Verteidigungsministerium zahlt eine besondere Aufwandsentschädigung für Versöhnungstreffen.»

«Das klingt eher so, als sollten die Deutschen versuchen, sich mit den Deutschen zu versöhnen.»

«Das, junger Mann, ist die Tragödie meines Landes.»

«Was plappert ihr da die ganze Zeit?», verlangte mein Vater nach Aufmerksamkeit.

«Major Borstig sagt, du sollst deine Karotten aufessen. Das ist gut für die Nachtsicht.»

Zu der Rinderroulade gab es tatsächlich Karotten. Das Essen war ein Gedicht und beseitigte auf einen Schlag sämtliche britischen Vorurteile über die deutsche Küche.

Selbst Tom hielt für einen Moment die Klappe. Was eine Gnade war. Denn er hatte die letzten zwanzig Minuten damit zugebracht, seinen deutschen Gastgebern von seinen brillanten Flugkünsten zu berichten. Die britische Delegation, die nur zu gut wusste, dass Tom in den hinteren Teil des Busses gehörte, wand sich vor Scham. Weder Tom noch mein Vater waren grosse Helden gewesen. Von einem dritten Crew-Mitglied, das ebenfalls überlebt hatte,

erfuhr ich, dass sie zu früh abgesprungen waren. Das Flugzeug wäre noch zu retten gewesen. Während sie so in Richtung Erde segelten – gefangen im Scheinwerferlicht und in der Erwartung, abgeschossen zu werden –, machten sie sich allesamt in die Hosen. «Ich hatte noch nie so eine Scheissangst», gestand mir mein Vater später. Nur Tom brüstete sich weiter mit seinen Kriegserlebnissen. Sechzig Jahre später waren die Geschichten ins Monströse gewachsen und hatten jeden Bezug zur Realität verloren.

Die Briten verdrückten noch eine zweite Portion und spülten sie mit Rheinwein hinunter, während die Deutschen dankend ablehnten.

«Mein Gott, kein Wunder, dass die so fit sind», sagte einer der Air-Force-Piloten.

«Das liegt daran, dass man für sie nach dem Krieg eine vernünftige Verwendung gefunden hat», erwiderte mein Vater. «Die wurden eben nicht einfach so abserviert wie wir. Kein Wunder, dass wir dermassen runtergekommen sind.»

Ein elegant gekleideter Mann am Tischende hüstelte. Es war die Art von Geräusch, die ein Engländer macht, wenn der Doktor ihn an den Eiern packt und sagt: «Husten Sie mal!», um zu überprüfen, ob ein Leistenbruch vorliegt. Eine abrupte Art der sozialen Zeichensetzung. Er schob scharrend seinen Stuhl zurück und erhob sich. Ich hatte den Mann vorher gar nicht bemerkt, aber genau dieser Umstand verriet mir, wer er war: ein Aufpasser vom Bundespresseamt, der den grossartigen Versöhnungsprozess mit Argusaugen verfolgen sollte. Soldatentreffen wie dieses sorgten immer noch für eine gewisse Nervosität. Der Aufpasser war in den Dreissigern, und im Gegensatz

zu den britischen Gästen war an ihm nichts faltig oder knittrig. Sein Anzug war ebenso glatt wie sein Hemd, die manikürten Hände und das sonnengebräunte Gesicht: als wäre ein riesiges Dampfbügeleisen über seinen Körper gefahren.

«Wenn Sie mir gestatten, nur ein paar einleitende Worte im Namen der Bundesregierung zu sprechen», sprach er und griff in seine Jackettasche, um einen Stichwortzettel hervorzukramen.

Ob Brite oder Deutscher – keiner von den Anwesenden konnte den Mann ausstehen, und schon gar nicht seinen amerikanischen Akzent. Das war offensichtlich.

Ich nahm mir eine Papierserviette und notierte oben: WICHTIGE REDE. Der faltenfreie Bürokrat registrierte die Geste mit einem wohlwollenden Lächeln. Die Presse merkte auf. Während er vor sich hin mäanderte, malte ich eine Tabelle mit meinen mutmasslichen Optionen auf:

CLAUDIA	+	—	RENATA	+	-
Streitlustig	x		Guerilla	x	
Geht gern ins Fitnessstudio		x	Mag keinen Sport		
	x			x	
Raucher (wie ich)			Kaut Fingernägel		x
Schickes Auto	x		Fahrrad		x
Durchtrainierte Schenkel	x		Grüne Augen		x

Ich kaute auf meinem Bleistift herum. Letztlich würde es wohl vor allem auf die Augen ankommen.

Der aalglatte Bürokrat glitt durch seine Rede. Ein paar geschliffene Klischees rollten auf mich zu wie Glasmurmeln in einem Kinderspiel. Mit der Einheit, sagte er gerade, sei ein Prozess zum Abschluss gekommen und ein neuer eingeläutet worden. Die Deutschen konnten wieder stolz auf sich sein. Tom wurde langsam unruhig. Der Mann war erst bei Punkt acht seiner Rede angelangt, wie ich anhand seiner Notizen sah – acht von zehn.

Der Oberst konnte seine Ungeduld kaum noch zügeln und klopfte mit dem Löffel gegen sein Glas.

«Danke, das war alles sehr interessant», unterbrach er Herrn Faltenlos mitten im Satz. «Aber ich denke, es ist an der Zeit, einen Toast auszubringen.»

Er sprang auf.

«Ich möchte gern mein Glas auf die Queen erheben!»

«Auf die Queen!»

Dad sah etwas verdattert drein. «Wie heisst noch mal der deutsche Präsident?»

«Köhler.»

Er stand auf. «Auf den Präsidenten, äh, Killer.»

Die britischen Piloten antworteten im Chor. «Auf Killer!»

Der Oberst erhob sich abermals.

«Auf die grossartigen Flieger der Royal Air Force.»

«Die so viel zur städtebaulichen Entwicklung in Deutschland beigetragen haben», unterbrach Tom. Eine eisige Stille legte sich über den Tisch.

«Meine Mutter kam beim Angriff auf Braunschweig ums Leben», sagte Borstig.

«Und meine in Dresden», sagte ein anderer Offizier.

«Kleiner Scherz am Rande», sagte Tom, nicht im Mindesten verlegen, und zischte laut wie auf einer Bühne: «Was hab ich gesagt – kein Sinn für Humor.»

Das Ganze ähnelte immer mehr einem Mittagessen in der Hölle. «Entschuldigen Sie mich für einen Moment.» Ich verliess den Saal in Richtung Toiletten. Vor dem Essen war mir die automatische Sprinkleranlage aufgefallen, die in die Decke eingelassen war; eine ziemlich vernünftige Vorsichtsmassnahme auf einer Airbase, wo es vor hochexplosivem Kerosin nur so wimmelte. Ich zündete mir eine Marlboro Light an, stellte mich auf einen Stuhl und wartete darauf, dass die Alarmanlage losging. Und wirklich, kurze Zeit später fing es an zu bimmeln und Sirenen heulten auf. Aus sämtlichen Sprinklern in der Offiziersmesse strömte das Wasser. «Mein Gott, ein Luftangriff!», schrie Tom. «Alle Mann in den Bunker!»

Ein tropfnasser Tross britischer und deutscher Piloten versammelte sich verdrossen vor dem Gebäude. Sie sahen aus, als hätte man sie gerade aus dem Atlantik gefischt. Der einzige trockene Held war unser Fallschirmjäger, der sich zuvor unter den Tisch geflüchtet hatte.

Ich sah sie mit Unschuldsmiene an: «Vielleicht sollten wir einfach zum nächsten Programmpunkt übergehen und das mit dem *spontanen Beisammensein* vergessen.»

Der Oberst nickte. Vom anderen Ende der Kaserne ras-

ten Löschfahrzeuge auf die Offiziersmesse zu. Soldaten schrien wild durcheinander. Flugzeuge wurden in den Hangar gefahren.

«Irgendjemand zu Schaden gekommen?», rief ein Sanitätsteam, das auf einer Bahre Atemgeräte mitführte. «Wenn Sie unverletzt sind, halten Sie sich bitte so fern wie möglich vom Gebäude.»

«Wie viel Rauchschutzmasken brauchen wir?»

Und als Krönung die drängende Frage: «Wo ist das Feuer?»

«Vielleicht ein Terroranschlag», mutmasste Dad in seiner sonnigen Art. «Könnte Anthrax sein.»

«Das glaube ich kaum», widersprach der Oberst und blickte mir fest in die Augen. Ich versuchte, seinem Blick auszuweichen. Durchs Fenster sah ich, wie Feuerwehrleute einen Schlauch entrollten, um einen Brand zu löschen, den es gar nicht gab. «Sie haben sehr tüchtige Rettungskräfte, Herr Oberst.»

«Und Sie, junger Mann, haben auch ein rettendes Händchen.» Er legte nach jedem Wort eine Pause ein, um die Ironie zu unterstreichen.

«Nein, nein, das sehen Sie völlig falsch», zwischerte mein Vater, «der Junge zieht Katastrophen magisch an.»

«Ach, jetzt halt mal die Klappe, Dad.» Es war wieder ein langer Tag gewesen.

## 11 Die nackte Wahrheit

Die Wohnung war heiss wie ein Backofen, die Luft dick wie Teig. Obwohl wir Anfang Oktober hatten, brannte die Sonne immer noch auf Berlin hernieder, als machte sie sich einen Jux aus den Jahreszeiten. Die globale Erwärmung brachte unser ganzes Leben durcheinander.

Als Engländer war ich an einen kurzen Sommer gewöhnt, an Wolken, die den Morgen vernebelten, und eine apologetische Sonne, die sich erst gegen Mittag zeigte. Nach vier, fünf Wochen war der Spuk meist wieder vorbei und das übliche Nieselwetter kehrte zurück. Das war mehr oder weniger auch immer noch das rheinische Modell, doch in Berlin galten auf einmal völlig andere meteorologische Regeln.

Was sollte man da machen?

*Open the windows and the flies fly in, close the windows and you're sweating again*, geht ein alter Blues-Refrain.

Nichts wie raus aus der Stadt! Berlin wurde mir einfach zu heiss, und zwar nicht nur im Hinblick aufs Thermometer.

Durch einen Brief von meiner Bank war meine finanzielle Situation sogar noch düsterer geworden. Eine gewisse Frau Knete, hiess es unheilverkündend, würde mich am Dienstag anrufen, weil sie – dringend – mit mir über meinen Kontostand sprechen müsse.

Claudia hatte ebenfalls eine Nachricht hinterlassen. Wir müssten uns unterhalten – dringend –, daher werde sie mich am Dienstag besuchen kommen.

Dad und Tom waren abgetaucht, um ein paar rheinische Weingüter abzuklappern. Am Dienstag wollten sie wieder in Berlin sein.

Heute war Dienstag. Eigentlich der perfekte Zeitpunkt, um aus der Stadt zu flüchten.

Renata hatte sich nicht gemeldet. Nach den perversen Regeln der Balz machte sie das nur umso interessanter.

«Du bist jetzt in der *Road-Testing-Phase*», sagte Harry. «Das Äussere spricht dich schon mal an. Jetzt musst du nur noch wissen, wie die Maschine läuft. Smart ist sie – aber ist sie auch ein Smart? Mit anderen Worten: Besteht sie den Eichtest?»

«Du meinst, ich soll rausfinden, ob sie auf nasser Fahrbahn die Kurve kriegt? So was in der Art?»

Harry nickte begeistert. «Genau! Ich merk schon, langsam hast du frauenmässig den Bogen raus!»

In derart mechanistischen Begriffen hatte ich noch nie über Frauen nachgedacht – wahrscheinlich weil ich so ein schlechter Autofahrer war. Um wie viel leichter wäre mein Leben gewesen, wenn ich Renata einfach hätte anrufen und zu einer Spritztour ins Grüne einladen können – mit meinem nachtblauen Sportcabrio.

Stattdessen musste ich viel ausgeklügelter an die Sache herangehen.

Der Tag der Deutschen Einheit fiel dieses Jahr auf einen Mittwoch. Kein Mensch arbeitete an diesem Tag, auch nicht an den darauffolgenden Tagen. «Brückentage»



nannten die Deutschen diese gestohlene Zeit zwischen Feiertag und Wochenende. Doch gelegentlich wollte einem nicht recht einleuchten, wie eine Brücke – selbst in einem Land, das so stolz auf seine Ingenieurskunst war – lang und stark genug sein konnte, um derart viele untätige Menschen auszuhalten.

Jedenfalls: An einem verlängerten Wochenende war so eine Berlin-Flucht immer besonders schwer zu organisieren. Die Züge waren alle voll und die Hotels auch. Mehrere Dutzend Anrufe später fand ich schliesslich ein Hotel an der Ostsee, das noch bereit war, Gäste aufzunehmen (mich, nebst Frau und Hund), und das keine peinlichen Fragen hinsichtlich meiner Kreditwürdigkeit stellte. Erst als sich alle Teile zu einem Ganzen fügten, griff ich zum Hörer.

«Äh, hallo, Renata», sagte ich, plötzlich von einer merkwürdigen Schüchternheit befallen.

«Ach, du bist's», sagte sie mit warmer Stimme. Vielleicht die Erinnerung an unseren ersten Kuss, an unseren geraubten Moment.

«Ich wollte dich fragen, ob du Lust hast, mit mir ein paar Seaside-Tage an der Ostsee zu verbringen. Mal raus aus der Stadt.»

Ich hatte absichtlich «Seaside» gesagt, das englische Wort schmeckte so nach kindlicher Unschuld.

«War nur so eine spontane Idee», log ich. «Ich dachte, das würde uns beiden ganz guttun.»

«An die Ostsee?» Sie klang zögerlich. «Ich wollte eh bald nach Rostock fahren, aber, hmm, ich weiss nicht.»

«Na komm, wird dir bestimmt gefallen. So die eine oder andere Kuranwendung.»

Ich konnte beinahe hören, wie sie nachdachte: Will ich mit diesem Mann wirklich eine richtige Beziehung eingehen? Wie nahe stehen wir uns eigentlich? Wie viel Intimität verträgt unser Verhältnis?

«Ich hab ein Zimmer mit Aussicht gebucht», sagte ich keck. Doch eigentlich lautete die Botschaft: ein Zimmer mit Doppelbett.

«Wie geht's dir?», fragte sie unvermittelt.

Vermutlich ein Versuch, Zeit zu gewinnen. Schliesslich musste sie eine moralische Entscheidung treffen.

«Ich hab oft an dich gedacht.» Das entsprach den Tatsachen. Ich hatte mich in Gedanken viel mehr mit Renata beschäftigt als mit Claudia, und manchmal hatte ich Angst, dass sich diese Beziehung ausschliesslich in meinem Kopf abspielte.

«Ich auch.» Pause. «Also gut. Ich komme mit.»

«Yes!», zischte ich mir selber zu, als hätte meine Mannschaft gerade das entscheidende Tor erzielt.

«Was war denn das für ein Geräusch?», fragte sie.

«Ach, nur der Teekessel», flunkerte ich. Wir vereinbarten, getrennt nach Heiligendamm zu reisen. Renata arbeitete gerade an einem Entwurf für ein Denkmal zu Ehren deutscher Vertriebener, die in der Ostsee ertrunken waren. Sie wollte mit dem Auto von Rostock aus fahren, während ich mangels Auto mit dem Zug kommen würde.

Es sollte eine äusserst strapaziöse Reise werden. Vor deutschen Feiertagen unterwegs zu sein, war immer ein bisschen so, wie sich auf einem sinkenden Schiff um die Plätze im Rettungsboot zu rangeln. Horden von Hamsterkäufern fegten die Supermarktregale leer und moserten,

weil es ihnen an der Kasse nicht schnell genug ging; an den Bankautomaten ging das Geld aus, und das Reinigungspersonal an den Bahnhöfen hielt es für unsinnig, dort sauberzumachen, wo doch die vielen Urlauber ihre Arbeit ohnehin gleich wieder zunichtemachen würden.

Die Gänge im Zug – der «aufgrund einer technischen Störung» fünfundvierzig Minuten Verspätung hatte – platzten über vor zankenden Teenagern und beschwipsten Soldaten, die für vierundzwanzig Stunden Freigang hatten. Und die Toilette war diesmal nicht von den üblichen Verdächtigen – Tampons und fallen gelassene Handys – verstopft, sondern von einem Möllerschuh, Grösse 43.

«In Ihrer Toilette ist ein Schuh», sagte ich zum Schaffner, als er den Gang entlangmarschiert kam.

Die Schaffner der Deutschen Bahn haben eine merkwürdige Entwicklung durchlaufen. Sahen sie in den achtziger Jahren noch aus wie Kriegsdienstverweigerer, denen man eine Uniform aufgezwungen hatte, trugen sie in den Neunzigern kleine Bärte und Brillen mit Goldrand, ganz im Einklang mit der damaligen SPD-Führung. Dann kam die schwule Phase: Ohrringe, gegeltes Haar und leichter Hüftschwung. Nun umwehte sie eine etwas militärischere Aura, die freilich eher etwas von einem korrupten Regiments-Quartiermeister als von einem Soldaten im Kampfeinsatz hatte.

«Fällt nicht in meinen Zuständigkeitsbereich», sagte er. «Wenn Sie unzufrieden sind, können Sie sich schriftlich bei unserem Service-Team in Frankfurt beschweren.»

«Aber das ist doch Ihr Zug», sagte ich, «und Ihre Toilet-

te. Und irgendwo in diesem Zug läuft ein Mann ohne Schuh herum.» Ich korrigierte mich. «Oder besser gesagt, mit nur einem Schuh.»

Ich sah, wie sein Gesicht allmählich einen glasigen Ausdruck annahm, als würde dort gerade ein keramischer Prozess ablaufen.

«Grösse 43», fügte ich hilfreich hinzu.

«Darf ich Sie mal was fragen?», sagte er und fuhr, ohne meine Antwort abzuwarten, fort: «Arbeiten Sie in einem Büro? Und machen Sie dort auch die Toiletten sauber? Ich wette, nicht. Sehen Sie, ich auch nicht. Und jetzt, wenn Sie mich bitte entschuldigen ...»

Damit nahm der Mann seine Dienstreise durch den Zug wieder auf. Vielleicht war ich wegen meines bevorstehenden Rendezvous in einer Gemütsverfassung, die mich besonders leicht reizbar machte. Warum auch immer – ich liess nicht locker.

«Hören Sie», rief ich ihm nach, «vielleicht hat ja jemand versucht, sich umzubringen. Und ist mit dem Fuss in der Toilette stecken geblieben.»

Zugegeben, keine besonders plausible Erklärung.

«Ich meine, Sie sind doch für die Sicherheit Ihrer Fahrgäste verantwortlich, oder etwa nicht? Oder knipsen Sie bloss Löcher in die Fahrkarten?»

Offensichtlich hatte ich einen wunden Punkt getroffen, denn er kam tatsächlich zurück. Sein aufgedunsenes Gesicht war jetzt allerdings puterrot.

«Wenn Sie Veranlassung zu der Vermutung haben, dass sich jemand getötet haben könnte, ist das korrekte Verhalten, die Notbremse zu ziehen. Dann hält der Zug unverzüglich an. Falls die Behörden jedoch zu dem Schluss gelangen, dass Sie die Bremse ohne zwingenden

Grund gezogen haben, kann Ihnen eine Geldstrafe von bis zu fünfzehnhundert Euro auferlegt werden. Unter bestimmten Umständen können Sie dafür sogar ins Gefängnis wandern.»

Rotaug sah mir ins Gesicht.

«Die Person, die darüber entscheidet, ob der Nothalt gerechtfertigt war oder nicht, ist der Oberschaffner», sagte er drohend. «Und der bin ich.»

«Schon gut», sagte ich und liess mich resigniert auf meinen Sitz fallen – neben Mac, der ungewöhnliche Geduld bewies. Alles in allem hegte er eine tiefe Abneigung gegen Männer in Uniform.

«Schon gut», wiederholte ich. «Ich hab schon verstanden. Macht geht vor Recht. Ich wollte Sie nur über einen Mangel an Ihrem Zug informieren.»

Die Streitlust war mir vergangen. Ich musste mir meine Kräfte einteilen. Schliesslich war heute der Tag, an dem ich Renata erobern wollte.

Just in diesem Moment tat es einen Schlag und der Zug kam rumpelnd zum Stehen. Durchs Fenster erblickte ich die goldenen Felder Meck-Pomms. Die Sonne beschien einen Bauern, der auf einem Traktor sass und die Hand gegen das Licht hielt, um den stehen gebliebenen Zug zu betrachten.

Der Herr Oberschaffner starrte mich wütend an, als verdächtigte er mich, dass ich heimlich die Notbremse gezogen hatte. Ich hob die Hände, als würde ich Kokosnüsse wiegen – ein theatralisches Achselzucken.

«Ich war's nicht», sagte ich und schenkte ihm mein provozierendstes Lächeln. In diesem Moment klingelte das Handy des mächtigen Zugbegleiters, und er rauschte ab, plötzlich mit dringlicher Miene.

Mindestens zwanzig Minuten lang passierte gar nichts. Hoffentlich wartete Renata nicht am Bahnhof. Wir hatten zwar ausgemacht, dass wir uns im Hotel treffen, aber vielleicht gehörte sie ja zu der Sorte Frau, die gerne ihre Schäfchen um sich weiss.

Die Fahrgäste wurden allmählich unruhig. Ein älterer Herr, der mit seiner Weste und der Tweedjacke darüber wie alle Rentner völlig *overdressed* war, schlurfte zum Ende des Waggons, um etwas frische Luft zu schnappen.

Mac und ich leisteten ihm Gesellschaft. Draussen herrschte eine gewaltige vogellose Stille.

«Die Türen müssen geschlossen bleiben!», bellte der Schaffner, der sich von hinten näherte.

«Kein Grund, so rumzuschreien», sagte ich. «Wieso fahren wir nicht weiter?»

«Ich werde gleich eine Durchsage machen.»

«Vielleicht könnten Sie's uns auch gleich sagen, wo Sie schon mal da sind», sagte ich. «Dem Herrn hier geht es nicht besonders gut.»

Tatsächlich schwitzte der Alte übermässig.

«Könnte es etwas mit diesem Schuh zu tun haben, der die Toilette verstopft hat?»

«Natürlich nicht», fauchte der Bahnbeamte. «Auf den Gleisen wurde ein herrenloser Koffer gefunden.»

Ich fing an zu lachen. Mussten alle Koffer in Deutschland einen *Herrn* haben?

Der Beamte machte einen Schritt auf mich zu. Vermutlich hatte er nur kurz das Gleichgewicht verloren, obwohl das angesichts des stehenden Zuges nur schwer nachvollziehbar war. Es war offenkundig, dass ihm mein Lachen missfiel. Hunde wiederum mögen keine zweideutigen Be-

wegungen. Weshalb Mac knurrte, die Zähne fletschte und – in einer Energieexplosion, die an den Start einer V2-Rakete erinnerte – dem Schaffner in die Weichteile biss.

Nein, diese Reise stand unter keinem besonders guten Stern. Selbst des Rätsels Lösung – der verloren gegangene Schuh gehörte dem alten Mann – konnte nicht davon ablenken, dass unser kleiner Ostsee-Urlaub denkbar schlecht begonnen hatte.

Der Schaffner war nach dem Rollenwechsel vom Täter zum Opfer auf einmal lammfromm. Möglicherweise ahnte er bereits, dass ihn meine Versicherung grosszügig entschädigen würde. Jedenfalls sass er am Rostocker Bahnhof ruhig auf seinem Gepäckwagen, schaukelte sich die Eier und genoss das sonnige Wetter, während er darauf wartete, dass die Sanitäter eintrafen.

Mac hockte schuldbewusst daneben (nachdem ich ihn angeschrien und diszipliniert hatte), während der alte Mann mir die Geschichte mit dem Schuh erklärte. Er sei derart überhitzt gewesen, dass er in die Zugtoilette gegangen sei, um sich die Füsse zu waschen, wegen der Thrombosegefahr und damit sie nicht so sehr anschwellen. Dabei sei ihm einer der Schuhe weggerutscht und in der Toilette stecken geblieben.

Ich war froh, als ich endlich im Heiligendammer Hotelkomplex gelandet war. Das gleichmässige Gessumme der Maschinen, mit denen das unansehnliche Laub zu einem Haufen gepustet wurde, erinnerte mich an das geregelte Leben im Internat, wo man dem Zustand des Kricketransens mehr Aufmerksamkeit widmete als der Gesundheit

der Schüler. Institutionelle Gartenpflege von jener Art, mit der wohl auch ein politischer Standpunkt verdeutlicht werden sollte: Willkommen auf unserem Exerziergelände, so die Botschaft, hier ist alles ordentlich, gepflegt und adrett, also benimm dich entsprechend. Die weissen Häuser waren im frühen neunzehnten Jahrhundert erbaut worden, doch das echte Heiligendamm wurde eher von den leicht heruntergekommenen Strand-Villen repräsentiert, die das Hotel umsäumten. Eine leichte Brise brachte die Holzfensterläden zum Klappern und sämtliche gel-freien Frisuren durcheinander. Fahnen flatterten im Wind, darunter ein auf dem Kopf stehender Union Jack.

Mein Hund, dem ich sein Benehmen gegenüber der Deutschen Bahn noch nicht ganz verziehen hatte, spitzte die Ohren und hob seine zuckende Nase. Das war ein gutes Zeichen, denn wie ich war Mac ein Ostsee-Fan. Vielleicht, ganz vielleicht, wandte sich dieser bislang so chaotische Tag meiner Problemflucht ja doch noch zum Guten.

Ich stellte fest, dass ich mich auf das Wiedersehen mit Renata freute. Seit Becky mich verlassen hatte, war mein Lebensrhythmus hauptsächlich von Arbeit und Männerfreundschaften bestimmt und von sehr kurzen Expeditionen zum Planeten Frau. Die Suche nach einem Steuerpartner hatte nur ein echtes emotionales Bedürfnis verschleiert: den Wunsch nach einer Gefährtin. Konnte Renata mir den erfüllen? Oder war sie zu zerbrechlich dafür?

Die Empfangsdame teilte mir mit, dass Renata sich gerade im Behandlungszimmer für Meeresalgen-Anwendungen befinde, Mac aber leider nicht mitkommen dürfe.



Offenbar waren Algen allergisch auf Hundehaare. Ich band ihn am Stuhl der Empfangsdame fest und versprach ihm eine Udo-Walz-Frisur und eine Reiki-Behandlung, sobald wir wieder in Berlin waren. Das schien seine Stimmung zwar nicht zu verbessern, aber wie Tony immer sagt: Es gibt auch Grenzen, was die Schuldgefühle angeht, die man sich von einem Hund – oder gar von einer Frau – machen lassen sollte.

Das Behandlungszimmer war leer bis auf eine halb ausgetrunkene Flasche Algenwein und zwei Gläser. Sah ganz so aus, als hätten Renata und ihre Kosmetikerin sich prächtig amüsiert. Neben dem Spiegel standen lauter Döschen mit Salben, Gesichtscremes und Gelees, beleuchtet von kleinen Glühbirnchen, wie in der Garderobe eines Filmstars.

Und eine offene Handtasche.

Volle dreiundzwanzig Sekunden – so lange dauerte es, bis ich mich vergewissert hatte, dass sich Renata nicht hinter dem Duschvorhang versteckte – rang ich mit meinem Gewissen. Die Handtasche einer Frau ist die ultimative Versuchung für einen Mann, der Schlüssel zu ihrem Verständnis. Wäre ich ein Privatdetektiv gewesen, hätte ich keine Sekunde gezögert. Waren Journalisten nicht die Miss Marples unserer heutigen Zeit?

Die Ausbeute war zunächst enttäuschend. Lippenstift und Gloss von Chanel deuteten möglicherweise auf eine Kussabsicht hin; der kleine Spiegel verriet mehr Eitelkeit, als ich erwartet hätte. Die Schachtel mit Antibabypillen Marke Petibelle verwies darauf, dass ihr Menstruationszyklus sich dem Ende zuneigte. Die Zahl auf dem ver-

krümpelten Othello-Programmheft war, wie ich feststellte, meine eigene Handynummer.

Ich war gerade im Begriff, ihr Tagebuch zu lesen, als ich eine barsche Stimme vernahm:

«Big Mother is watching you!»

Ich wirbelte herum, und was ich erblickte, sah aus wie eine Mumie, die gerade ihrem Pharaonengrab entflohen war: von Kopf bis Fuss bandagiert, nur Augen und Mund waren verschont worden.

«Du bist ja ganz schön neugierig!», sagte die Stimme, die natürlich Renata gehörte.

Ich liess das Tagebuch wieder in der Handtasche verschwinden.

«Mein Gott, Renata, hast du mich erschreckt! Du siehst ja aus wie ein riesiges Stück Sushi.»

«Also wenn, rieche ich eher so. Du solltest dich auch mal in Seetang einwickeln lassen.»

«Nein danke», sagte ich und betrachtete sie genauer.

Die Algenwickel waren bis ganz oben um ihre Beine gewickelt, was ihre Schlankheit noch betonte. Ich gab mich dem Anblick hin und fragte mich derweil, wie viel sie von meiner Detektivnummer beobachtet hatte.

«Wie lange musst du noch in diesem Body-Burger bleiben?»

«Anderthalb Stunden», antwortete sie. «Geh doch schon mal ans Meer, ein bisschen frische Luft schnappen. Du siehst ziemlich groggy aus.»

«War eine anstrengende Reise», sagte ich. «Ich nehme den Hund mit auf die Dünen.»

Ich machte Anstalten, sie zu küssen, aber sie zuckte zurück.

«Spinnst du? Ich seh aus wie ein Zombie!»

Das war nicht übertrieben.

An der Rezeption kaufte ich mir die Bunte, das offizielle Zentralorgan all der Friseure, Talkshow-Moderatorinnen und Eurovisions-Schlager-Komponisten, die heimlich dieses Land regieren, sowie eine Tafel Plombenzieher-Schokolade, die ich mit Mac in der Sonne zu verzehren gedachte.

So viel Belohnung musste schon sein, nach einem derartigen Scheisstag.

Gemeinsam wanderten wir über die Klippen, der Hund und ich, vorbei an noch mehr Häusern, die irgendein DDR-Apparatschik ihrer Würde beraubt hatte, und dann einen steilen Pfad zum Meer hinunter.

Hierhin war einst der Herzog von Mecklenburg-Schwerin zum Baden gefahren, auf Anraten seines Arztes, vermutlich um mit Hilfe von Salzwasser, Algen und Sonne irgendeine Geschlechtskrankheit zu heilen.

Die heutigen Aristokraten litten an den gleichen Gebrechen, zogen jedoch Antibiotika und Karibik-Reisen als Therapieform vor.

Damals im achtzehnten Jahrhundert hatten die Abenteuer des Adels noch eine Wöge der Kreativität ausgelöst – in Form eines neuen Seebades, das erste seiner Art in Deutschland –, heutzutage war von diesem Stand, abgesehen von einer hinreichend dokumentierten Verachtung für die deutsche Provinz, nichts weiter zu erwarten.

Seit meiner Kindheit war das Meer ein Zufluchtsort für mich gewesen. Andere Kinder träumten davon, mit einem Zirkus durchzubrennen, wofür ich nicht das geringste

Verständnis hatte: Der ständige Geruch von Elefantenscheisse war definitiv ein zu hoher Preis für die Freiheit von den Eltern. Aber mit einem Bananendampfer nach Südamerika abzuhausen, das hatte schon was. Das Heulen des Windes, Salz auf den Lippen. Meine ersten Erfahrungen mit Schiffen waren allerdings keine grossen Erfolgsgeschichten. Besonders eine ungemütliche Fahrt über die Nordsee mit meiner Grossmutter war mir im Gedächtnis geblieben. Sie musste sich übergeben, wobei ihr das Gebiss in die Kloschüssel fiel. Dann wurde mir auch noch schlecht, und dabei fiel mir mein Lieblingsfüller aus der Tasche ins Meer, wo ihn bestimmt die Heringe verschluckten. Meine Liebe zur See beschränkte sich also auf den Strand und die Klippen und darauf, den Horizont zu beobachten, die Augen zuzukneifen und die Umrisse weit entfernter Frachter zu erkennen.

Während ich mich also vom Hotel aus auf den Weg zu den zerklüfteten Stränden machte, kehrte dieses alte Gefühl der Befreiung zurück. Mochten sich die Probleme auch noch so auf türmen – die Geldsorgen, die Zukunft meines Vaters –, die Nähe zum Meer überzeugte mich davon, dass sie irgendwie zu lösen waren. Was wäre so schlimm daran, wenn ich jemanden wie Renata heiratete? Ich mochte sie aufrichtig, und ich hatte Grund zu der Annahme, dass dies auf Gegenseitigkeit beruhte. Vielleicht wurde ja noch mehr daraus. Was sollte dagegen einzuwenden sein, wenn ich auf diese Weise – quasi nebenbei – auch noch Steuern sparte und meinem Vater aus der Klemme helfen konnte?

Bestimmt würde mein Vater Renata mögen – Claudia

würde ihm sicher Angst machen, mit all ihren Muskeln und Zigaretten und der politischen Leidenschaft. Aber beide Frauen waren natürlich deutsch und das würde meinem Vater einen grossen psychologischen Sprung abverlangen.

Die Lungen vollgepumpt mit Ozon, trabte Mac voraus wie ein indianischer Kundschafter. Vor mir erhob sich eine Sanddüne, glatt und frisch wie ein Skihang, und ich verlor den Hund aus den Augen. Nach ihm pfeifend, erklimmte ich die Anhöhe. Hätte ich doch bloss Birkenstock-Sandalen angezogen. Schwitzend verfluchte ich meinen Hund und fummelte in meiner Tasche nach der geschmolzenen Schokolade. Auf dem Kamm angekommen, bot sich mir ein märchenhafter Ausblick.

Unter mir erstreckte sich eine versteckte kleine Bucht, die ringsum von Dünen abgeschirmt war. Ich kam mir vor wie Leonardo di Caprio in *The Beach*, an der Schwelle zu einer geheimen Welt. Als ich die Augen gegen das gleisende Sonnenlicht zusammenkniff, sah ich Mac herumtollen, inmitten von etwas, was aussah wie gestrandete Schweinswale.

«Sie befinden sich hier in einer textilfreien Zone!», bellte mich plötzlich eine Frau an, die sich von links näherte.

Und tatsächlich hatte sie nichts an. Ihr ganzer Oberkörper schwabbelte – nur die Brüste blieben dank des kunstvoll darin verstauten Silikons fest und stabil wie der Doppelrumpf eines Katamarans. Ich spürte gleich: Mit dieser Frau sollte man sich besser nicht anlegen.

«Mein Hund ist mir weggelaufen», erklärte ich ihr, machte eine Handbewegung in Richtung Strand und be-

merkte, dass die Schweinswale in Wirklichkeit nackte Menschen waren.

«Ich muss ihn wieder einfangen.»

«Tja, dann müssen Sie sich eben ausziehen», beschied die Frau knapp. «Das hier ist ein FKK-Strand.»

«Darf man an einem Nacktbadestrand nicht angezogen rumlaufen?»

Die Frau – Ende dreissig, die Augen vom vielen Sonnenbaden schon ganz faltig – sah mich an, als wäre ich ein Perversling.

«Dann wärn dat ja hier keine Nacktbader mehr, wol?», erwiderte sie mit plötzlich durchbrechendem Ruhrpott-Akzent.

Hätte ich mir ja gleich denken können: eine Wessi!

Die strikte Kleiderlosigkeits-Regel beim FKK, das Nacktheitsdogma, wurde eindeutig von den Ureinwohnern der alten Bundesländer aufrechterhalten. Die Osis hatten für ihr Recht auf Nacktheit kämpfen müssen und waren daher flexibler. Die Ostsee-Nudisten der DDR waren, zumindest in den fünfziger Jahren, Intellektuelle, die die Sonnenanbeter-Tradition der deutschen Arbeiterbewegung imitierten. Dem Regime, prüde und voller Selbsthass, war das Ganze natürlich ein Dorn im Auge. Die Polizei versuchte die nackten Protestierer auseinanderzutreiben, die sich den Restriktionen aber widersetzen, indem sie sogenannte «Kamerun-Festivals» organisierten, auf denen die sozialistische Bruderschaft zwischen dem afrikanischen Land und der DDR gefeiert wurde. Was natürlich nur ein Vorwand war, damit Hunderte von Menschen nackt am Strand herumtanzen konnten.

Den Ossis ging es beim Nacktsein um Toleranz, den Wessis um die Einhaltung von Regeln.

«Kann ich nicht wenigstens meine Shorts anbehalten?», fragte ich. «Sehen Sie doch nur, wie blass ich bin – nicht dass ich noch Hautkrebs kriege. Ich möchte nur meinen Hund wieder einfangen. Es sei denn ...» – die Lösung lag auf der Hand – «Sie trommeln ein paar Leute zusammen, die ihn einfangen und mir bringen. Er ist nicht so gross.» Ich hielt ihr die Leine hin.

«Für den Hund sind Sie verantwortlich, nicht wir.»

Ich versuchte es noch einmal mit Pfeifen, um zu sehen, ob Mac nicht doch freiwillig zurückkommen würde. Aber dafür amüsierte er sich zu sehr – menschliche Penisse riechen und in den Wellen herumplanschen, was wollte er mehr? «Mac!», rief ich in meinem schärfsten Kasernenhofen.

«Nützt nix», wandte ich mich wieder der FKK-Wächterin zu.

Wortlos streckte sie mir die Arme entgegen. Widerwillig zog ich erst die Schuhe aus, dann Hemd und Hose und gab ihr meine Sachen.

«Die Unterhose auch?»

«Die Unterhose auch.»

«Und was ist, wenn ich einen Sonnenbrand kriege?» Die Sonne brannte in der Tat heftig hernieder.

«Wir cremen uns ein. Und verwenden Seetang.»

«Was, sogar da unten?», schrak ich zurück.

Die Boxershorts kamen mit auf den Haufen. Gemeinsam gingen wir hinunter in die Bucht. Mit Hilfe der Bunten bedeckte ich mein bestes Stück. Gott sei Dank gab es die Bunte.

Ich bin zwar blond, aber eher britisch blond. Es fällt schwer, an eine blonde Herrenrasse zu glauben, wenn man nach einer halben Stunde in der Sonne die Farbe und Konsistenz von nassem Lehm annimmt. Lange bevor die Hautkrebswarnungen zum allsommerlichen Standard-Katastrophenalarm wurden, hielt mich meine überängstliche Mutter (mein Vater hing normalerweise in irgendeiner zwielichtigen Kneipe herum) dazu an, Schlapphüte und langärmelige Hemden zu tragen, um meinen käseweissen Körper vor den matten Strahlen der britischen Sonne zu schützen.

Die anderen Nackten waren natürlich alle ganzkörperbraun, weshalb ich trotz meiner tapferen Integrationsbemühungen auffiel wie ein bunter Hund.

Entsprechend sah mein Plan vor, mich mit halb geschlossenen Augen – ich seh dich nicht, du siehst mich nicht – durch das Gewimmel an Leibern zu schlängeln, den Hund zu packen, mir meine Klamotten zurückzuholen und einen schnellen Abgang zu machen. Hauptsache, anonym bleiben.

Stell dir einfach vor, redete ich mir gut zu, du wärst komplett angezogen in der überfüllten Londoner U-Bahn, umgeben von lauter Leuten, die jeden Blickkontakt vermeiden. Als Londoner lernt man, jeglichem Körperkontakt auszuweichen und das ganze Geschnaufe, Geschwitze und Gefurze mittels einer Art transzendentaler Meditation hinter sich zu lassen: Pendler-Yoga sozusagen.

Dasselbe Verfahren liess sich sicher auch auf einem Nacktbadestrand anwenden.

«Hello, my friend!»



Eine selbstbewusste Baritonstimme durchschnitt die kontemplative Ruhe der Sonnenbäder. Alle schauten auf, neugierig auf den englischen Eindringling.

Mit einer Hand schirmte ich die Augen ab, die andere umklammerte entschlossen mein bunt bebildertes Feigenblatt.

Meine Stimmung sank schlagartig. Es war Rüdiger. Der natürlich topfit aussah mit seinem glatt rasierten Oberkörper. Und der vorschriftsmässigen Blond-Braun-Kombination.

«Meine Lieben», sagte er lautstark und stellte damit sicher, dass die gesamte Strandbevölkerung – schätzungsweise an die sechzig Leute – meinen Körper begaffte, «der Mann hier ist ein sehr berühmter britischer Journalist.»

«Vielen Dank, Rüdiger», presste ich durch die Zähne, «vielleicht möchtest du den Leuten auch noch meine Handynummer geben?»

«Komm, setz dich doch zu' uns, vergiss deinen Hund, der amüsiert sich hier prächtig.»

Und in der Tat schien es Mac einen Heidenspass zu machen, die Frauen zu beschnüffeln, wie ein Spürhund, der auf Botox und Silikon abgerichtet ist.

Ich sah auf die Uhr – bis Renata mit ihrer Algenkur fertig war, würde noch eine Stunde vergehen – und merkte erst hinterher, dass ich dafür meinen Sicht schütz entfernt hatte.

«Na gut, wahrscheinlich hast du recht», sagte ich widerstrebend. Aber es war wohl besser, mich hinzulegen, als nackt stehen zu bleiben.

Der Strand war, wie mir auffiel, in Ost und West getrennt. Die Osis hatten schon die ersten Thüringer Bratwürste auf den Grill gelegt und warfen sich gegenseitig

Bälle zu, während die Wessis iPod hörten.

Rüdiger lag natürlich auf der Westseite, neben ihm seine weitaus jüngere Freundin. Mit Wohlgefallen nahm ich ausführlich zur Kenntnis, dass sie oben blond war und unten einen «Irokesen» trug. Langsam nahm sie ihre Sonnenbrille ab und starrte mich an, als wollte sie sagen: Glotz nicht so!

«Schatz, der Mann hätte mich beinahe beim Marathon geschlagen.» Ein gewisses Ressentiment war nicht zu überhören.

«Ja, seitdem bin ich ein bisschen aus dem Leim gegangen», sagte ich entschuldigend. Schliesslich musste ich irgendeine rationale Erklärung für den eklatanten Figurunterschied zwischen Rüdiger und mir liefern.

«Egal, aufs Gewinnen kommt's eh nicht so an. Mehr darauf, seinen inneren Schweinehund zu überwinden.»

«Playing the game», verkündete Rüdiger in meiner Muttersprache, «is everything».

Ich sah mir Rüdigers Gespielin näher an, das heisst, zumindest ihr Gesicht. Sie hatte grosse runde Augen, eine Stupsnase und schmale, aber sinnliche Lippen.

«Gemeinsamer Kurzurlaub?»

Das Mädchen nickte.

«Ja, Tag der Deutschen Einheit», sagte sie. Wir lachten beide.

«Was ist daran so lustig?», fragte Rüdiger, der offenbar Angst hatte, dass ihm etwas entgangen war und ihm womöglich die Kontrolle über das Gespräch entgleiten könnte. Dann entblöste er seine Zähne, weiss wie ein Toilettenspülkasten, nur um seinen umwerfenden Sinn für Hu-

mor zu demonstrieren. Dass Rüdiger zu locker drauf war, konnte man ihm wirklich nicht vorwerfen. Was man ihm dagegen zugutehalten musste: Er besass einen makellosen Körper. Unbehaart, geölt, muskulös, glatt wie ein Otter. Offenbar mochte die Kleine ihre Männer gut durchgezupft.

«Wie heisst du?», fragte ich, da Rüdiger sich nicht die Mühe gemacht hatte, uns einander vorzustellen. Anscheinend war sie nur ein modisches Accessoire.

«Rose», sagte sie, und das genügte mir, um ihren leichten englischen Akzent herauszuhören.

«You're English?»

Sie nickte. Besonders gesprächig schien sie ja nicht zu sein.

«Rose ist *sehr* englisch», gab Rüdiger wieder ungefragt seinen Senf dazu. «Wir haben sogar einen *five o'clock afternoon tea* in unserem Picknickkorb.»

Er deutete auf einen Korb, der gross genug war, um darin die Einkäufe einer ganzen Woche unterzubringen. Aus dem Korb lugte ein kariertes Tischtuch sowie eine Edelstahlthermoskanne hervor.

«Ich hoffe, du isst mit uns ein Cucumber Sandwich. Wir halten uns gern an englische Gepflogenheiten.»

«Bei aller Liebe, Rüdiger, ich kenne keinen Engländer, der seinen Afternoon Tea nackt einnimmt.»

«Macht nichts. Wir haben auch sämtliche Zutaten für einen guten Cocktail dabei. Wie wär's mit Sex on the Beach, na, Rose?» Sprach's und versuchte, dazu frivol zu zwinkern.

Rose sah mich nur an und rollte mit den Augen.

«So heisst ein Cocktail, weisst du. Nur so eine kleine Doppeldeutigkeit.»

«Ich glaub, ich hab's verstanden», beruhigte ich ihn und schaute erneut auf die Uhr. Bald würde ich Renata abholen müssen. Aber auf einmal machte es mir gar nichts mehr aus zu bleiben – trotz der offenkundigen Absurdität der Situation: Rüdigers plumpe Art, der Nacktzwang ...

«Arbeitest du auch bei der Deutschen Bank?»

«Nein, Rose ist eine Kreative.» Rüdiger konnte anscheinend nicht zulassen, dass seine Freundin für sich selbst sprach. «Ach ja, was ...?» Noch ehe ich den Satz vollenden konnte, spürte ich plötzlich einen fieseren Schmerz an meiner entblößten Schwanzspitze. Als wäre mir jemand mit Stöckelschuhen auf den Nerv getreten. Doch das konnte über den wahren Täter nicht hinwegtäuschen: *Aedes vexans*, die Plage dieses Sommers, hatte wieder zugeschlagen. Ganz offensichtlich eine besonders unanständige Stechmücke.

«Ouch. Shit! !»

Die Haut da unten ist dünn und, bei Einwirkung von Sonnenlicht, auch recht empfindlich. Meine Vorhaut schwoll allmählich an und rötete sich.

«Schnell, Rüdiger, das Eis!», sagte Rose und übernahm das Kommando. Rüdiger griff in den Picknickkorb und kramte in seiner Cocktail-Ausrüstung herum. Rose brach einen Riegel Eiswürfel ab und wickelte sie in ein Handtuch ein, das sie mit Evian befeuchtete.

«Hier!» Sie reichte mir die improvisierte Kompresse und versuchte dabei, die Augen von dem verletzten Organ abzuwenden. Fühlte sich gut an.

«Immer feste drücken», sagte sie.

«Woher weisst du so was?»

«Ich bin auf einem Bauernhof aufgewachsen. Wenn du mal ein paar Kühe gemolken hast, weisst du, wie man mit wunden Eutern umgehen muss.»

Sie liess ein Lächeln aufblitzen und entblösste dabei ihre niedlichen, gepflegten Beisserchen. Statt grabsteinglatt wie Rüdigers Zahnreihe waren sie bezaubernd wie eine Perlenkette.

Inzwischen hatte sich auch Mac zu uns gesellt. Er spürte, dass etwas Aufregendes passiert sein musste.

«Einen schönen englischen Hund hast du da», sagte Rüdiger.

«Schottisch.»

«Bestimmt ein guter Jagdhund.»

«Nur wenn's um Ratten geht», erwiderte ich, just als Mac sich mit seinen Pfoten am Picknickkorb zu schaffen machte. Er hatte das kalte Hühnchen gerochen und war entschlossen, sich ein Stück Bein oder Brust zu schnappen.

«Gehst du weg!», rief ich.

Mac beachtete mich nicht. Stattdessen ging er nun dazu über, den Korb mit seiner Schnauze anzustupsen, damit er umfiel und seinen Inhalt preisgab. Ich merkte, wie Rüdiger langsam etwas ungehalten wurde. Schliesslich war es gleich fünf, *time for tea*.

Ich streckte die Hand aus, um die Hundeschnauze vom Essen fernzuhalten. Die unkoordinierte Bewegung Richtung Fresskorb führte dazu, dass die Komresse herunterfiel.

«Vorsicht, das Eis!», rief Rose und sammelte das Handtuch ein. Mit den geübten Handgriffen einer Krankenschwester, oder besser gesagt, einer Helferin auf dem elterlichen Bauernhof, drückte sie mir das Eis wieder aufs Gemächt.

«Ah, das tut gut», seufzte ich behaglich.

«Ach ja – wie gut denn genau?»

Frage Renata.

Die plötzlich neben uns stand.

Als wir aufblickten – wobei Roses notärztliche Hand sich immer noch in meinem Schoss befand –, sahen wir in das Gesicht einer offensichtlich stinkwütenden Frau. An Renatas klarer Stirn klebte noch ein putziges Stück Seetang.

«Krieg das jetzt bitte nicht in den falschen Hals, Renata», stammelte ich. «Ich kann das alles erklären.»

«Das glaube ich dir sofort. Wie viele Freundinnen hast du eigentlich?»

«Das ist Rose», sagte ich. «Sie hat mir gerade aus der Patsche geholfen. Es gab einen kleinen Zwischenfall.»

Renatas Gesicht wechselte vor meinen Augen die Farbe und schwoll zornesrot an. Es war ein furchteinflössender Anblick. Trotzdem konnte ich nur an eins denken: die Unvereinbarkeit von dem, was ich sah, und dem, was sein durfte; an den Zusammenbruch jeglicher Logik.

«Du hast ja noch deine Klamotten an», fasste ich meine tiefgreifende Verwirrung in Worte.

«Sieht ganz so aus.»

«Aber das ist hier nicht erlaubt.» Und tatsächlich hatte sich bereits die selbst ernannte FKK-Wächterin in unserer unmittelbaren Nähe postiert und beobachtete, die Hände auf die wulstigen Hüften gestützt, unser Treiben, jederzeit bereit, ihre Regeln herunterzubeten und Renata aus dem Paradies zu vertreiben.

«Sei jetzt nicht auch noch so scheissdeutsch!», brüllte Renata mich an und machte auf dem Absatz kehrt.

«Sieht aus, als hättest du Ärger», sagte Rose, die diese Aussicht wenig zu bekümmern schien.

«Danke, ich glaube, das genügt fürs Erste», ging ich nur indirekt auf ihre Situationsanalyse ein und nahm behutsam ihre Hand von der Kompresse.

«Du willst also nicht mehr zum Tee bleiben?», fragte Rüdiger überflüssigerweise.

Ich klopfte mir den Sand aus den Schuhen und machte mich auf die Suche nach meiner Kleidung. Aus den Augenwinkeln sah ich, wie Mac diskret auf Rüdigers Picknick pisste. Viel schlimmer konnte der Tag nicht werden.

## 12 Heiligendammer Dreierlei

«Findest du mich dick?»

Die Frage kam von Rose und sie sah alles andere als unförmig aus. Da sich die Frage jedoch an Rüdiger richtete, ahnte ich, dass die Antwort nicht dazu angetan sein würde, das Selbstwertgefühl seiner Freundin zu stärken.

«Meinst du, dann wäre ich mit dir zusammen?»

«Wohl kaum», sagte Rose, offenkundig unsicher, ob sie dies als Kompliment auffassen sollte.

«Na, da hast du doch deine Antwort, du Dummerchen. Iss einfach nicht so viel zu Abend.»

Rose verzagte. Ich verzog das Gesicht.

«Kleiner Witz am Rande», wieherte Rüdiger, dem das gequälte Schweigen entgangen war. «Ha, ha!»

«Ha, ha», erwiderte Rose matt.

«Ja, ha ha», murmelte ich.

Gemeinsam standen wir da – Rose und Rüdiger, Renata und ich – und warteten darauf, dass man uns einen Platz im Restaurant zu wies.

Renata hatte Rose kaum erblickt, als sie mir auch schon zuraunte: «Mit der setze ich mich *nicht* an einen Tisch! Diese englische Sirene!»

Seit Renatas wütendem Abgang vom FKK-Strand hatte ich geschlagene zwei Stunden damit zugebracht, sie zu beschwichtigen und zu umgarnen, um ihre Nerven zu beruhigen. Wir saßen auf unserem Doppelbett mit Meeres-



blick – für den man allerdings die Nase gegen die Fensterscheibe pressen und gleichzeitig den Kopf um etwa 80 Grad zur Seite drehen musste –, während ich sie davon zu überzeugen versuchte, dass ich kein Playboy für Arme war, der beim Speed Dating Frauen aufriss, um sie dann bei nächster Gelegenheit am Strand zu betrügen.

«Sieh mich doch an», sagte ich. «Hab ich vielleicht ein Goldkettchen um? Trag ich ausgeschnittene Hemden, damit jeder meinen Urwald bestaunen kann?»

«Nein, aber du legst dich nackt neben eine wildfremde Frau und erlaubst ihr, dein Gekröse zu kraulen. Während ich dich noch nicht mal nackt gesehen habe – und das, obwohl wir angeblich eine Beziehung haben! Noch dazu eine Engländerin. Das sind doch alles Schlampen!»

«So kannst du das nicht sagen.» Führten wir eine Beziehung? Offenbar empfand sie es so.

Ich erinnerte mich an einen frühen Versuch, ein englisches Mädchen zu küssen. Ich war damals siebzehn gewesen und noch tollpatschiger als heute. Als ich einen abrupten Vorstoss wagte, erstickte das Mädchen meine Begierde mit den Worten: «I'd rather not.» Mit dem Satz lehnte man normalerweise eine Tasse Tee ab. Englische Mädels waren nicht gerade ein Synonym für Leidenschaft.

«Als Krankenschwestern sind sie ganz passabel», sagte ich zu Renata, wobei ich natürlich wusste, dass das nicht die ganze Geschichte war.

Die kurze Begegnung mit Rose hatte mich daran erinnert, was Engländer vor allem von Deutschen unterschied: eine gewisse Leichtigkeit des Seins. Der ganze Stress, der sich im Laufe der letzten Wochen aufgetürmt

hatte, verschleierte eine grundlegende Wahrheit – dass die Liebe eigentlich Spass machen sollte. Überfrachte sie mit Erwartungen und Pflichten, verschubladisiere sie mit sorgfältiger Wortwahl und sensiblen Gesten und sie wird über kurz oder lang unter dieser Last zusammenbrechen.

«Lass uns was essen», erklärte Renata plötzlich unser Gespräch für beendet und erhob sich schwungvoll. Sollte wohl heissen: Vielleicht verschwindet die Anspannung ja, wenn wir bei einer guten Mahlzeit zusammensitzen.

Während Renata sich im Badezimmer schön machte, streckte ich mich auf dem Bett aus und las mein Horoskop in der Bunten. Sand rieselte zwischen den Seiten hervor und fiel auf die Bettdecke. Manche Seiten waren verklebt wegen der Mixtur aus Eis und kühlender Sonnenmilch, mit der mein (immer noch wundes) Organ im Zuge der nachmittäglichen Mückenkrise behandelt worden war. Die Horoskope konnte man zum Glück noch lesen.

*LÖWE (23.7.-23.8.)*

*Übernehmen Sie sich nicht bei sportlichen Aktivitäten, warnt Vitalitätsplanet Sonne, auch wenn das Wetter noch so sehr dazu verlockt.*

Nun, das stand wohl kaum zu befürchten. Seit dem Marathon war Sport von der Tagesordnung gestrichen.

*Ein Störfeld von Jupiter (Entfaltung) macht Sie ungeduldig: Nichts geht Ihnen schnell genug. Ihre Umgebung hat es nicht leicht mit Ihnen.*

Scheiss Jupiter. In diesem Tonfall ging es weiter: Ich würde eine schmerzliche Entscheidung treffen müssen, ich würde mich unbeliebt machen; Geldprobleme tauchten am Horizont auf. Merkur (Erfolg) zeigte mir die kalte Schulter. Dann der Killer-Satz: *Pechvogel der Woche*.

Renatas Sternzeichen fiel mir nicht mehr ein, obwohl es auf dem Speed-Dating-Formular gestanden hatte. Sollte ich sie danach fragen oder würde mir das nur wieder als Zeichen von Nachlässigkeit ausgelegt werden?

Aus dem Badezimmer hörte ich das Geklapper von Parfümflaschen und elektrischen Zahnbürsten, die ausgepackt und auf der einen Seite des Waschbeckens angeordnet wurden.

Das war jedes Mal ein seltsamer Moment: gemeinsam mit einer Frau einen Raum zu benutzen, ohne miteinander geschlafen zu haben. Das Badezimmer war ein überaus intimer Ort und doch befanden wir uns immer noch in einer vor-intimen Phase.

Ob das mit uns funktionieren konnte, fragte ich mich, ob daraus eine natürliche Partnerschaft entstehen konnte, obwohl die Voraussetzungen unnatürlich waren?

Claudia war Wassermann, fiel mir ein, ein *gefährlicher* Wassermann. Seit dem Marathon hatte sie mir andauernd SMS geschickt, die ich – zu meiner Schande – nie beantwortet hatte. Claudia war offenkundig für klare Verhältnisse, aber genau das war das Letzte, womit ich derzeit dienen konnte: Erst musste ich herausfinden, ob es mit Renata klappte. Wenn die Sache sich als Flop erwies – der bisherige Verlauf des Tages war kein gutes Omen –, nun,

dann konnte man es ja noch mal mit Claudia versuchen. Niemand hört gerne, dass er auf der Reservebank sitzt, überlegte ich mir, also schone ich lieber ihre Gefühle, bewahre sie vor Verletzungen, indem ich ihr aus dem Weg gehe, bis ich weiss, was Sache ist.

«Du bist ein Feigling», hatte Harry gesagt, als ich ihm auf der Hinfahrt am Telefon von meinen Zweifeln erzählte. Ich bekannte mich schuldig.

«Schon gut», sagte er, «das ist eben das Los der Männer – die Frauen rechnen ja mit unserer Feigheit. So sind wir eben programmiert. Aber jetzt erzähl mal, wie das Road-Testing so läuft.»

Da ich noch von keinen nennenswerten Fortschritten berichten konnte, legte mein Guru enttäuscht auf. Ich spürte die Last grosser Erwartungen auf meinen Schultern – oder besser gesagt, darin: in den Muskeln nämlich, die derart verspannt waren, dass ich kaum den Hals bewegen konnte.

Das Finanzamt hatte Erwartungen, desgleichen die Frauen, die meine Geldprobleme lösen sollten, und selbst mein Vater, der mysteriöserweise von der Bildfläche verschwunden und irgendwo in Deutschland verschollen war, hatte welche.

WASSERMANN (21.1.-20.2.)

*In der Liebe wird es für Singles sehr spannend: Liebesplanet Venus kündigt eine Begegnung an, die Gefühlstürme auslösen und sogar zu einer Belastungsprobe werden kann.*

Weiter las ich nicht. Wieso druckte die Bunte, die in ihren Hochglanzartikeln immer so angestrengt fröhlich daher-

kam, derart deprimierende Vorhersagen ab?

«Können wir?», rief Renata aus dem Badezimmer. Sie klang ganz aufgekratzt. Bestimmt die Aussicht auf ein gutes Essen.

«Von mir aus ja.»

«Etwas mehr Begeisterung hätte ich von einem Lover schon erwartet», sagte Renata und steckte den Kopf durch die Tür.

Ein bisschen ernst meinte sie das wohl schon, argwöhnte ich. Trotzdem hakte sie sich bei mir unter, als wir endlich in Richtung Restaurant Essen aufbrachen. Und ich dachte: Na, vielleicht geht dieser Tag ja doch noch gut aus.

In dem kleinen Vorraum vor dem Speisesaal warteten etwa acht Gäste. Durch die imposanten Glastüren sah man die hohen, vergoldeten Decken und grosse Balkontüren, die hinaus auf die Terrasse gingen und aufs Meer dahinter. Als ich den Duft von gebratener Ente aufnahm, weiteten sich genüsslich meine Nasenlöcher und mein Magen fing begeistert an zu knurren. Ich hatte seit dem Frühstück nichts mehr gegessen.

«Ich könnte glatt ein Pferd vertilgen», wisperte Renata und lehnte sich an mich.

«Vielleicht musst du das auch – denk dran, wir sind hier im Osten», sagte ich in einem verschwörerischen Tonfall, den ich für einen Ausweis guter Laune hielt. Renata schnaubte, offensichtlich immun gegen meinen Humor. Sowie sie etwas im Magen hatte, würde sie dafür empfänglicher werden, da war ich mir sicher.

Leider hatte die für die Tischvergabe zuständige Frau, die *maîtresse d'hôte*, unser Gespräch ebenfalls mitgehört und starrte mich nun durch ihre dicken Jenoptik-Gläser an. Rüdiger buchstabierte ihr gerade seinen Namen, als verkünde er den diesjährigen Nobelpreisträger für Chemie.

«K-l-o-p-f-e-r», sagte er, «und Partner.»

Rose sah unglücklich drein.

«Haben Sie reserviert?»

«Selbstverständlich, Suite 301. Das ist die ganz grosse im Turm.»

«Ach ja, Herr Klopfer», nuschelte die Tischdame mit starkem Meck-Pomm-Akzent und hakte seinen Namen auf der vor ihr liegenden Liste ab. Sie nahm ihr Klemmbrett und sagte. «Wenn Sie mir bitte folgen wollen.»

Wir sahen zu, wie die beiden an einen grossen Tisch in der Mitte des Raumes geführt wurden, der mit Hortensien geschmückt war. Die Tischanweiserin trug ein mauvefarbenes Kostüm, wie es Aeroflot-Stewardessen ungefähr 1986 trugen, und stöckelte mit ihren Absätzen über den Parkettboden. Rüdiger gockelte wie üblich herum. Zweimal schob er den goldbeknopften Ärmelaufschlag seines marineblauen Blazers zurück, um auf die Uhr zu sehen, genauer gesagt: auf seine Rolex Oyster. Rose, die hinter ihm hertrötete, sah dagegen beinahe aus wie ein Kind, mit ihrer schmalen Figur in dem massgeschneiderten schwarzen Hosenanzug und mit den wie zum Spielen hochgesteckten Haaren. Ich musste mich erst daran gewöhnen, sie in bekleidetem Zustand zu sehen.

Aeroflot kam zurück und suchte nach unserer Reservie-

rung. Was natürlich sinnlos war, weil ich vergessen hatte, einen Tisch zu bestellen.

«Hören Sie», sagte ich und nahm Aeroflot beiseite. «Wir haben so ein Spezialangebot gebucht. Tag-der-Deutschen-Einheit-Arrangement nennt sich das. All-inclusive, da ist das Abendessen dabei. Also muss es auch einen Tisch für uns geben. Sonst würde ja das ganze System zusammenbrechen.»

Aeroflot zeigte sich unbeeindruckt.

«Das Abendessen ist in dem Angebot nicht enthalten – da müssen Sie etwas falsch verstanden haben. Und ohne Reservierung wird es schwierig.» Sie hielt inne, wie um für zusätzliche Dramatik zu sorgen, und schob dann ein mattes «Sehr schwierig!» hinterher.

Die Schlange hinter uns wurde langsam ungeduldig.

«Vielleicht könnte der Herr dann meinen Arm loslassen und zur Seite treten?»

Renata wurde indessen immer wütender. Nicht, wie ich zunächst gedacht hatte, wegen der Verstocktheit des Hotelpersonals, sondern vielmehr wegen meiner Unfähigkeit. Ihre ganze Haltung – sie ballte und lockerte die Fäuste wie ein Kranautomat auf dem Rummelplatz, wo man für einen Euro Teddybären angeln kann – verriet, dass sie mich am liebsten kastriert hätte. Ihre Laune wurde vermutlich noch befeuert durch die seltsamen Blicke der Schlange stehenden Restaurantgäste.

Als sie an uns vorbeimarschierten – und sich reihum durch Madame Aeroflot von der Liste streichen liessen –, starrten sie ziemlich unverhohlen auf meine Hose. Die meisten von ihnen waren auch am FKK-Strand gewesen.

Offenbar waren sie neugierig, was aus meinem Stich geworden war, und nicht gewillt, ihre Neugier zu zügeln. Mit teilnahmsvollem Nicken defilierten all die mitfühlenden Mitmenschen an uns vorbei wie Trauergäste an den Angehörigen eines zu jung Verstorbenen. Das war zweifellos nett gemeint, doch für Renata schien es unerträglich zu sein. Womöglich, weil die Anteilnahme einem Körperteil galt, der eben noch Zankapfel in unserem ersten Beziehungskrach gewesen war.

Schliesslich war Renata es leid, blöd rumzustehen und angenickt zu werden, und sie kam auf die typische Wessi-Idee, ich solle der Speisesaal-Stewardess einen zusammengerollten Fünf-Euro-Schein zustecken – worauf Aeroflot natürlich mit Missachtung reagierte.

«Ich glaube, Sie haben da was fallen lassen», sagte sie so laut, als würde sie einen Toast aussprechen, und hielt den Schein für jedermann sichtbar in die Höhe.

Anschliessend liess sie uns zur Strafe weitere zehn Minuten warten. Als Aeroflot uns endlich durch den Speisesaal geleitete, war ich inzwischen genauso genervt von Renata wie sie von mir. Vorbei an Rüdiger und Rose, die bereits ihrem *Hummer Thermidor* zusprachen, wurden wir an den Katzentisch geführt, wo sich selbst Gartenzwerge ziemlich beengt gefühlt hätten. Direkt neben der heissen, lärmgefüllten Küche. Lediglich die Zugluft von der ständig auf- und zuschwingenden Küchentür linderte die Ofenhitze etwas. Am Nachbartisch mühte sich eine sichtlich mitgenommene Mutter ab, ihre gleichermassen sonderbaren wie hässlichen eineiigen Zwillinge zu zäh-



men. Ein gewaltiger Gummibaum versperrte den Blick aufs Meer.

«Tja, ist doch ganz schön hier, oder?», versuchte ich mich in positivem Denken und wischte ein paar Krümel vom Tisch.

«Ja, nicht wahr?», machte auch Renata auf gute Miene, während sie versonnen auf die Tischdecke starrte

Natürlich war es Rüdiger, der die traute Zweisamkeit störte, kaum dass sie richtig in Gang kam. Er winkte uns mit seiner Serviette zu, die in der Mitte einen roten Fleck hatte – Reste des Hummer-Essens – und dadurch aussah wie eine japanische Flagge.

«Hallo, ihr beiden», rief er, als hätten wir uns am Strand alle vier in nackter Eintracht gebalgt. «Ihr habt ja keinen besonders guten Tisch erwischt. Kommt doch zu uns.»

«Nur über deine Leiche», drohte Renata mit Bühnenflüsterstimme.

«Nein danke, Rüdiger», rief ich zurück. Ebenso gut hätten wir zwei Boote sein können, die sich nachts begegneten – meins ein Schlauchboot kurz vorm Absaufen, seins eine Mordsjacht von der Sorte, wie sie Supermodels und amerikanische Rapper haben. «Mir gefällt's prima, hier ist echt was los.»

Die Speisekarte kam gleich in zweifacher Ausfertigung. Einmal als schriftliche Variante, die in pseudoaltertümlicher Schönschrift das Sechs-Gänge-Menü bekannt gab. Und einmal in Form eines Kellners mit Weste, Handschuhen und vorstehenden Zähnen, der die Speisekarte rezitierte, als handle es sich um ein nordisches Heldenepos, und dabei eine Hand hinter dem Rücken verbarg.

«Unser Küchenchef empfiehlt insbesondere die Rote-Rüben-Suppe mit Sauerrahm, nach Brandenburgischer Art mit einer wunderschönen Auswahl von kernigem Schwarzbrot und Vollkornbrot, handgemahlen von Bäckern aus der Region», erklärte er uns in einem einzigen Atemzug. Die Worte purzelten ihm nur so aus dem Mund, ehe er sie vergessen konnte.

«Oder», fuhr er fort, «für den Fall, dass Sie es gern etwas mediterraner hätten, hat unsere Küche eine Zuppa di Gamberetti e Zucchini vorbereitet, mit handgepflückten Kirschtomaten aus der Lausitz ...»

«Danke, das reicht», sagte ich bestimmt. «Ich denke, wir können die Speisekarte selber lesen.»

Der Kellner ging fort mit der geknickten Miene eines Zeugen Jehovas, dem man gerade die Tür vor der Nase zugeschlagen hatte.

«Ich hab die Schnauze voll von dieser saublöden Service-Kultur», schäumte ich. «Wo man jungen Osis beibringt, die Speisekarte zu rezitieren wie Papageien. Und dabei immer schön lächeln. Wir sind doch hier nicht in Kalifornien, Herrgott noch mal!»

«Ich wusste nicht, dass du dermassen intolerant bist», sagte Renata. «Ich persönlich mach mir immer gern ein vollständiges Bild von dem, was ich esse.» Ich kapierte sofort, dass bei Renata eine gewisse Ernüchterung einsetzte. Nun galt es, sie zu überzeugen, dass ich keineswegs ein hoffnungsloser Zyniker war.

«Tut mir leid», sagte ich und fasste sie am Handgelenk. «Ich bin einfach nur sehr hungrig.»

«Ich auch», erwiderte Renata gefährlich tonlos – und schob meine Hand weg.

Ich beschloss, die Zeit für mich spielen zu lassen, und bestellte eine Flasche Champagner. Als sie kam, blickte ich den Weinkellner heimlich so finster an, dass er es nicht wagte, mir zu erzählen, wer die Trauben gepflückt hatte. Nebenan fing ein Kind an zu quäken und aus der Küche kam ein Klirren. Jemand hatte Geschirr fallen lassen. Doch kein Laut des Klagens kam über meine Lippen. Meckern war unattraktiv.

«Also!», sagte ich und nahm einen Riesenschluck Champagner. «Wann warst du das letzte Mal an der Ostsee, Renata?»

«Ach ...» Sie legte eine lange, gedankenverlorene Pause ein. «Das ist Jahre her.»

«Erzähl mir davon.»

«Nein, ich hab keine Lust.»

«Ach komm, Renata. Ich weiss so wenig von dir.»

Ich hoffte inständig, dass sie darauf ansprang, daher setzte ich mein ermunterndstes Lächeln auf. Abgesehen von dem siebenminütigen Speed Dating und unserem Ausflug ins Theater – der Kuss! – hatten wir herzlich wenig Informationen ausgetauscht. Genug zwar, um eine wechselseitige Sympathie aufzubauen und hinreichend Anziehungskraft, um die Nacht zumindest im selben Bett zu verbringen – wie, musste sich ja noch entscheiden. Doch damit hatte es sich auch schon. In vielerlei Hinsicht war Renata mir immer noch ein Rätsel.

Während Renata anscheinend noch stumme Kämpfe mit sich ausfocht, ob ich es wert war, so intime Details ihrer Vergangenheit wie frühere Urlaube an der Ostsee preiszugeben, betrachtete ich sie eingehend. Sie trug ein einfaches Kleid mit V-Ausschnitt, keinen Schmuck und

als einziges Beiwerk einen gestreiften Seidenschal.

Immer wieder suchten ihre Hände diesen Schal, lösten ihn und verzurrten ihn wieder. Da erst ging mir auf: Sie simuliert meine Strangulation. In Renata staute sich immer noch jede Menge Wut auf; vielleicht wollte sie mich erwürgen – oder auch sich selbst, weil sie so dumm gewesen war, sich auf einen Kurzurlaub mit mir an der Ostsee einzulassen.

«Renata, du bist doch nicht etwa eifersüchtig, oder? Wegen dieser Sache am Strand? Ich meine, zum einen ist sowieso nichts passiert, zum anderen hast du mir damals in der Schaubühne doch erzählt, du hättest die Eifersucht besiegt.»

«Natürlich nicht», erwiderte sie scharf. «Wieso sollte ich wegen eines Mannes eifersüchtig sein?»

Der Kellner erschien mit einem Fleischteller oder, wie er sich ausdrückte: «einem Dreierlei aus Perlhuhn, Poulardenbrust de Havelland und Entenleber, die speziell zubereitet ...»

Ich hob die Hand. Sein Mund klappte zu.

«Wir wissen, was wir bestellt haben. Vielen Dank.»

Der Bratenduft schien Renata von ihrem Ärger abzulenken, denn der vor wenigen Sekunden noch trübe Gesichtsausdruck hellte sich sichtlich auf. Augenblicklich witterte ich trotz der späten Stunde Morgenluft.

«Du wolltest mir von deinem letzten Ostsee-Urlaub erzählen», sagte ich fröhlich und nahm Messer und Gabel in die Hand.

«Ich möchte wirklich nicht.»

«Bitte.»

Renata seufzte und fing tatsächlich an zu erzählen. Es war eine charmante Familiengeschichte – zumindest anfangs war sie charmant.

Dann verlor ich die Konzentration und begann, ihr Gesicht zu studieren, die feinen, zart erotischen Linien, die sich allmählich um ihre Augen bildeten.

Ich schenkte ihr Champagner nach, doch sie hatte ihr erstes Glas noch kaum angerührt. Ich war schon beim dritten angelangt. Sie wurde von ihrer eigenen Geschichte mitgerissen, ihr Gesicht war plötzlich von einer Beseeltheit, die sie schlichtweg bezaubernd aussehen liess. Was sie tatsächlich sagte, fiel dagegen etwas ab. Ich nahm nur Fetzen wahr ... Eimerchen und Schäufelchen ... Sandburgen ... Picknick auf den Klippen ... Streit in der Familie ... der plötzliche, gefährliche Wind. Ich betrachtete Renatas Lippen, während sie ihre Geschichte erzählte, und dachte über die Sinnlichkeit des Erzählens nach, darüber, wie Geschichten einen sexuellen Zauber spinnen.

«Und dabei ist dann eben mein Bruder ums Leben gekommen», sagte sie schliesslich.

Schlagartig richtete ich mich auf. O mein Gott! Was hatte ich verpasst?

«Seine Leiche wurde an Land gespült.»

Renatas Lippen zitterten, ihre Augen standen voller Tränen.

«Das war das letzte Mal, dass ich ihn gesehen habe. Und auch das letzte Mal, dass ich an der Ostsee Urlaub gemacht habe.»

«Wie furchtbar!» Das war ziemlich untertrieben. «Und ich hab dich hierher geschleppt. Das tut mir so leid. Wieso

hast du mir vorher nichts davon erzählt?»

«Ich hab's ja versucht. Aber irgendwie hast du mir nicht zugehört.»

Ich erinnerte mich an ihr langes Zögern am Telefon, ihren anfänglichen Widerstand, den ich als Schüchternheit oder Sittsamkeit ausgelegt hatte. Ich dachte, sie ziert sich.

«Na ja. Mein Therapeut hat sowieso gesagt, ich soll mich meinen Ängsten stellen.»

Ihr Therapeut? Ängsten stellen? War das etwa meine Funktion? Was war das hier? Ein gegenseitiger Missbrauch? Während ich Renata zur Lösung meiner Steuerprobleme missbrauchte, missbrauchte sie mich zur Lösung ihres emotionalen Dilemmas? Plötzlich war ich zum Bestandteil ihrer Therapie geworden. Gut möglich, dass deutsche Beziehungen heutzutage so funktionierten, aber mich verwirrte das.

Ich streckte meine Hand aus, um sie zu berühren, und fragte mich, ob ich nicht lieber aufstehen, zu ihr an den Stuhl treten und sie in den Arm nehmen sollte. Ich fluchte innerlich. Hätte ich nur etwas aufmerksamer zugehört, als sie von ihrem ertrunkenen Bruder erzählt hatte.

Mein Handy unterbrach klingelnd diesen Gedankenfluss. Ich fischte es aus der Tasche.

«Sorry», sagte ich zu Renata und nickte entschuldigend in Richtung der angrenzenden Tische, als mir klar wurde, dass inzwischen das gesamte Restaurant die Aufmerksamkeit auf uns richtete.

«Kannst du frei sprechen?» Es war Harry. Seine Stimme klang dringlicher als sonst. Im Hintergrund ertönte die typische Kakophonie eines Bahnhofs.

«Eigentlich nicht», sagte ich. «Ist ein bisschen heikel gerade.» Ich sah zu Renata, die sich gerade mit der Serviette die Augen abtupfte.

«Dann mach dich einen Augenblick frei. Es ist dringend.»

«Die Arbeit», formte ich unhörbar mit den Lippen und deutete auf mein Handy.

Ein Kellner näherte sich unserem Tisch, die Hände voller Teller und bereit, zu einem weiteren Hamlet'schen Monolog auszuholen. Zügig ging ich vorbei an Rose und Rüdiger – der sich gerade zu ihr beugte, um irgendetwas zu sagen, während sie zurückwich, als hätte er Mundgeruch – und steuerte auf die Tür zu.

«Geht's jetzt?», fragte Harry. Ich hatte ihn noch nie so aufgeregt erlebt. Nicht einmal, als er damals bei ebay die Pistole ersteigert hatte, mit der Hitler sich angeblich umgebracht hatte.

«Es geht um Claudia», sagte er. «Sie ist unterwegs zu dir.»

Ich sank entsetzt in einen der Pseudo-Barocksessel. «Was? Wie? Hierher? Wann? Wieso?»

«Und wundere dich nicht, wenn sie eine Kettensäge dabei hat. Sie meinte, du hättest sie nie zurückgerufen. *She sounded really mad.*»

Im Englischen kann «mad» sowohl «verrückt» als auch «wütend» bedeuten. So wie Harry sich anhörte, traf in diesem Fall wohl beides zu.

«Sie stand plötzlich vor meiner Tür», fuhr Harry fort. «Und schimpfte gleich drauflos, von wegen, sie will jetzt endlich wissen, woran sie mit dir ist. Klare Verhältnisse. Und die ganze Zeit hat sie mich angeschnauzt, als wär ich an allem schuld.»

«Und du hast ihr einfach so erzählt, wo ich gerade bin?»

Und nicht mal versucht, sie in die Irre zu führen?»

«Du kennst mein Motto: Du darfst eine Frau nie wesentlich belügen, schon gar nicht eine Frau auf dem Kriegspfad.»

Ich war mir ziemlich sicher, dass Harry sich den Leitspruch eben erst ausgedacht hatte. Ich schwieg für einen Moment und grübelte darüber nach, welche Auswirkungen Claudias drohende Ankunft haben würde. Vielleicht sollte ich das Hotel wechseln, damit sie die Spur verlor.

Am anderen Ende der Leitung wurde Harry langsam etwas unruhig. «Bist du noch dran? Sieh's mal so: Auf diese Weise kannst du sie beide auf Herz und Nieren prüfen. Das wäre dann ein echter *Road Test*. Du weißt schon: Wer macht die bessere Figur, wenn's brenzlig wird? Kreuzchen hier ... Wer hat mehr Leidenschaft? Kreuzchen hier ...»

«Wer mordet gründlicher? Kreuzchen hier ... Wer kastriert schmerzhafter? Kreuzchen da ...», ergänzte ich.

«Ganz genau! Allmählich kommst du in die richtige Stimmung. Egal, ich bin also Claudia zum Bahnhof gefolgt. Und kam mir vor wie der Philip Marlowe von Berlin! Ich bin mir sicher, dass sie mich nicht bemerkt hat.»

«Das heisst, in etwa drei Stunden kommt sie hier an?»

Um diese abendliche Stunde hatten die Züge nach Rostock meist Verspätung. Und Claudia musste ja noch weiter nach Heiligendamm. Also blieb mir gerade noch ausreichend Zeit, eine Vermeidungsstrategie zu entwerfen.



«Na ja», stammelte Harry kleinlaut. «Ehrlich gesagt war ich danach noch einen heben mit meinem Kumpel Matthias ...» Ich erinnerte mich dumpf an einen Kollegen eines Nachrichtenmagazins, der ständig betrunken war. «Und wir haben uns gegenseitig auf den neuesten Stand gebracht. Du weißt ja, wie das ist. Aber jetzt hab ich ja angerufen.»

«Willst du mir damit sagen, dass sie jeden ...?»

«Ja.» Harrys Stimme klang todernt. «Jeden Augenblick.»

Und richtig, noch während ich zu Renata zurückstolperte, hörte ich schon, wie die Tür zum Speisesaal krachend aufging.

Es war ein Knall von geradezu invasiver Wucht, derart aufgeladen mit negativer Energie, dass er von einem Poltergeist hätte stammen können. Im Vorbeigehen sah ich, wie die Restaurantgäste von ihren Tellern mit dreierlei handgekneteter Pasta aufsahen, um die geisterhafte Gestalt in Augenschein zu nehmen. Allein ich drehte mich nicht um. Claudias Gegenwart war für mich auch ohne empirischen Beleg offensichtlich. Je länger ich den Moment herauszögern konnte, da sie mich erblickte, desto länger würde ich am Leben bleiben. Vieles sprach dafür, dass ich mich am besten auf den Boden warf und unter einer Tischdecke versteckte.

Renata ahnte nichts von dem heraufziehenden Orkan und lächelte mich an, als ich mich wieder auf meinen Platz setzte.

«Krise in der Redaktion?», fragte sie. Ihre Stimme klang beinahe sanft. Die Tränen waren inzwischen getrocknet.

«Das ganze Leben ist eine einzige Krise», erwiderte ich, während ich die Grossstadt-Cowboy-Stiefeletten immer lauter über den Restaurantboden klackern hörte und mit absoluter Sicherheit wusste, dass Claudia mich erspät hat und das High-Noon-Duell unmittelbar bevorstand.

Ich blickte angestrengt auf meinen Teller. Selbst das Essen schien sich unter einem gekräuselten Salatblatt verstecken zu wollen.

Dann plötzlich hörte das Geklackere auf. Neben mir atmete es schwer. Ich hielt den Blick starr auf die Reste des Dreierleis gerichtet.

«Soso», sagte Claudia, «das ... ist also Renata!»

Die beiden Frauen nahmen sich gegenseitig ins Visier.

Claudia trug eine Jeansjacke, enge Diesel Jeans, und die obersten beiden Knöpfe ihrer roten Bluse (die ich am liebsten mochte) waren offen. Sie sah aus wie ein Matador, kurz bevor er dem besiegten Stier den Degen zwischen die Augen rammt. Der Stier war in diesem Fall ich. Ihr ganzer Körper roch nach Rage. Wäre es möglich gewesen, diesen Geruch in Flaschen abzufüllen und als Parfüm zu verkaufen, etwa an US-Marines oder Berliner Sodomaso-Szenegänger – man hätte ein Vermögen damit verdienen können. Renata hatte sich in ihrem Stuhl aufgerichtet, den Rücken gerade und alarmbereit, in der geballten Faust eine Gabel.

«Ja», sagte sie ruhig. «Und wer, bitte, sind Sie?» Die Worte kamen gewohnt kontrolliert.

Statt zu antworten zog Claudia einen Stuhl vom Nachbartisch heran, stellte ihn umgekehrt hin und setzte sich rittlings darauf. Die Rückenlehne diente ihr als Panzer. Ei-

ne Männerpose. Vielleicht sass man so aber auch bei der Grünen-Vollversammlung.

«Ach, hallo, Claudia», sagte ich. «Das ist aber eine Überraschung! Eine *nette* Überraschung, meine ich natürlich. – Renata, das ist Claudia. Eine Freundin aus ... äh ... dem Fitnessstudio.»

Claudia explodierte.

«Ach, das bin ich also für dich? Jemand, mit dem du gemeinsam zum Crosstrainer gehst?» Renata räusperte sich.

«Vielleicht könnte mich mal jemand aufklären?»

Claudia wandte sich zu ihr. «Das sollte wohl besser Ihr *Freund* tun», sagte sie, wobei sie die Worte förmlich ausspuckte. «Eine Freundin aus dem Fitnessstudio?! Was glaubst du eigentlich, haben wir die letzten vier Monate getan?»

«Ja, was habt ihr die letzten vier Monate eigentlich getan?» Renatas Stimme wurde lauter. Die angrenzenden Tische begannen sich für die Sache zu interessieren. Eine solche Vorstellung bekam man nicht bei jedem Ostsee-Trip geboten.

Die von mir bevorzugte Strategie wäre gewesen, die Frauen das Ganze unter sich ausfechten zu lassen und mich – meinem männlichen Feigheits-Gen gehorchend – unauffällig zurückzuziehen. Bis sie entweder ihre Differenzen beigelegt hatten oder aus dem darwinistischen Kampf eine Siegerin hervorgegangen war. Leider war es dafür schon zu spät.

Claudia hatte eindeutig die Kampflust gepackt. Ein Karikaturist hätte sie bestimmt mit dampfenden Ohren gezeichnet und einer dräuenden schwarzen Gewitterwolke über dem Kopf.

«Denk jetzt bitte nicht, ich hätte eine Affäre gehabt», sagte ich kriecherisch zu Renata.

«Mein Gott», rief Claudia aus. «Was bist du für ein Spiesser! Soll ich vielleicht mal ein paar Sachen aufzählen, die wir den vergangenen Sommer über gemacht haben?»

«Claudia!», rief ich alarmiert. «Hör auf damit!»

«Nein, bitte, erzählen Sie!», sagte Renata. Auf ihrem Wangenknochen waren zwei rosa Flecken aufgetaucht. Sie sah mir tief in die Augen. «Willst du mir damit sagen, dass du dich während der ganzen Zeit, in der wir zusammen waren, mit dieser ...» – ohne sie anzusehen, deutete sie auf Claudia – «... dieser Frau getroffen hast?»

«Gott, nein, so ist es nicht.» Und so war es auch nicht. «Ich meine, Claudia und ich, ähm, wir haben uns nie geliebt oder so was. Es ist nur so, dass sich einfach zwei Freundschaften parallel entwickelt haben.» Das musste als Erklärung genügen.

Der Kellner kam mit dem Dessert. Eingeschüchtert durch die Vehemenz unseres Tischdramas, murmelte er sein Angebot nur vor sich hin: «Eine Symphonie aus handgeschälten Walnüssen an Cappuccino-Eiskrem, nach einem Rezept, das eigens für den Herzog von Mecklenburg-Schwerin komponiert wurde.»

Renata winkte ihn fort.

«Was soll das heißen: ‚Wir haben uns nie geliebt‘?», kreischte Claudia. «Sind wir nun verliebt oder nicht? Wozu diese ganzen Liebestests, wenn du mich die ganze Zeit betrügst? Du besitzt ja nicht mal den Anstand, meine E-Mails zu beantworten.»

Ihre Stimme wurde schroffer. Ich bemerkte den veränderten Tonfall sofort. Es war der Moment, in dem Claudia

aufhörte, eine Vollblutpolitikerin zu sein, die ihren Rederhythmus auf Applaus ausrichtete, und begann, ihre wahren Gefühle zu zeigen.

«Ich dachte, wir wären uns einig.»

«Liebestests?», fragte Renata, die nun offensichtlich sehr, sehr wütend war. «Was für Liebestests, verdammt noch mal?»

«Er ist für mich den Berlin-Marathon gelaufen», erklärte Claudia, und ich begriff zum ersten Mal, wie stolz sie gewesen war. Für sie war der Marathon ein Zeichen ihrer absoluten Kontrolle über mich gewesen: die Unterordnung meines Willens unter ihren; eine Kombination aus männlicher Selbstbehauptung – Mann bezwingt schwachen Körper – und Entmännlichung. Der perfekte Ausdruck grüner Politik. Die Liebe, wurde mir blitzartig klar, war für Claudia nur eine Verlängerung der Politik mit anderen Mitteln.

Meine einzige Möglichkeit, die Situation wieder in den Griff zu kriegen, bestand darin, die beiden voneinander fernzuhalten.

Das ganze Restaurant hielt den Atem an. Nur das Geklappere der Töpfe und Pfannen drang in die übernatürliche Stille. Selbst Rüdiger hatte aufgehört, von seinen Erfolgen als Wasserskifahrer zu prahlen, und kaum merklich seinen Stuhl verrückt, um sämtliche Drehungen und Wendungen unseres Streitgesprächs mitzubekommen. Bestimmt hatte ihn das Wort «Marathon» dazu angeregt.

«Claudia, Renata», sagte ich, «ihr wisst beide, dass ich die weibliche Intimsphäre stets respektiert habe.»

Das hörte sich ziemlich geschwollen an, aber ich spielte

auf Zeit. «Wir sollten uns woanders unterhalten. Claudia, geh doch bitte schon mal an die Bar und warte dort auf mich. Renata und ich essen derweil noch unseren Nachtsch auf, danach können wir uns wie vernünftige Menschen unterhalten.»

«Ha!», rief Claudia – und blieb fest mit ihrem Stuhl verwachsen. «So leicht kommst du mir nicht davon.»

Ich warf einen Blick auf Renata, ihrer Zustimmung gewiss. Sie liebte Eis über alles, und es hätte sie sicher betrübt, mit ansehen zu müssen, wie es unangetastet in der Küche verschwand.

Aber auch Renata war nun auf dem Kriegspfad.

«Du bist den Marathon doch gar nicht gelaufen», brach es aus ihr hervor.

«Natürlich bin ich gelaufen. Frag Claudia.» Claudia nickte widerwillig.

«Und was waren das dann für Stadtpläne, die ich bei dir im Büro im Papierkorb gefunden habe?»

«Was für Stadtpläne?» Claudia betrachtete mich nun sehr eingehend.

«Pläne mit verschiedenen Marathonrouten. Mit lauter grossen gelben Pfeilen. Das waren doch bestimmt Abkürzungen.»

«Renata, ich hab keine Ahnung, wovon du sprichst.» Und ob ich eine Ahnung hatte. Warum nur hatte ich die verdammten Pläne nicht geschreddert?!

«Auf einem davon stand die Telefonnummer eines gewissen Jonathan. Und über seinem Namen stand ganz eindeutig: DEIN LÄUFER.»

Renata holte ein zerknülltes Blatt Papier hervor. Sie wandte sich an Claudia.

«Vielleicht sollten wir den einfach mal anrufen. Was meinen Sie, Claudia?»

Jetzt hielten die Frauen auch noch zusammen. Nahmen mich in die Zange – der klassische Alptraum eines Generals.

«Du schnüffelst in meinen persönlichen Unterlagen herum?» Ich bemerkte, wie Rüdiger aus der Halbdistanz jedes Wort aufsaugte. «Ist das nicht ein bisschen billig?»

«Nicht halb so billig, wie in der Handtasche einer Frau rumzukramen!», erwiderte sie.

Claudia war perplex angesichts der Enthüllungen.

«Du ... du hast beim Marathon betrogen? Um mich zu betrügen? Wie willst du mir das je erklären?»

«Das ist mir hier eine zu grosse Runde, ehrlich gesagt», sagte ich. «Macht nicht so einen Zirkus.»

Mein einziger Gedanke war: Bitte, bitte, können wir das nicht ausserhalb von Rüdigers Sicht- und Hörweite regeln?

«Wir sind hier nicht bei den Vereinten Nationen», liess Claudia mich lautstark abfahren. «Wir führen keine Geheimverhandlungen. Wenn du was zu sagen hast, dann sag es jetzt. Und zwar uns beiden.»

Aber ich kam gar nicht dazu zu antworten. Denn jetzt ging das Sperrfeuer erst richtig los.

Renata: «Obwohl ich allmählich glaube, dass du gar nichts zu sagen hast.»

Claudia: «Und dass du uns nur gegeneinander ausspielen willst.»

Renata: «Und ein absoluter Zyniker bist!»

Claudia: «Berechnend!»

Renata: «Hinterlistig!»

Claudia: «Manipulativ!»

Claudia stand unvermittelt auf und verpasste mir – mit

der Wucht von jemandem, der dreimal die Woche Hanteln stemmt – eine Ohrfeige. Die ganz schön wehtat.

Renata erhob sich ebenfalls, schnappte sich die Champagnerflasche aus dem Eiskübel, liess den Korken ploppen und schoss mir den kohlenensäurehaltigen Schaum ins Gesicht.

«Du hättest noch viel Schlimmeres verdient!», zischte Claudia und schien drauf und dran, mich mit einem Fischmesser zu garrottieren.

«Ihr versteht mich nicht!», blökte ich.

«O doch. Wir verstehen dich sehr gut», sagte Renata.

«Meine Damen, ich muss doch sehr bitten. Es ist höchste Zeit, dass sich alle Beteiligten ein wenig beruhigen.» Rüdiger hatte beschlossen, den Friedensstifter zu spielen. Er breitete die Arme so weit wie möglich aus, damit auch ja jeder im Saal die Grossartigkeit seiner Geste bemerkte. «Wie wär's, wenn ich die reizenden Damen in die Bar entführe und ihnen einen Gin and Tonic spendiere, damit sich erst einmal die Gemüter abkühlen.» Er sah mich an und liess seine weissen Zähne aufblitzen. «Ein sehr englischer Drink, G and T. Die Engländer sind doch so gute Diplomaten, nicht wahr?»

«Halt du dich da raus, Rüdiger», fauchte ich.

«Nein», sagte Renata. «Er hat recht. Ich möchte keine Minute länger neben dir sitzen!» Sie sah sehr attraktiv aus. Ihr Schal hatte sich gelöst und ich konnte einen Blick auf ihren glatten, blassen Hals erhaschen. Wie gerne hätte ich ihn geküsst. Doch das war definitiv nicht der richtige Moment dafür.

«Aber Renata, was ist mit deinem Eis?» Meine letzte



schwache Trumpfkarte. Doch es war zu spät. Die beiden Damen stöckelten aus dem Speisesaal, begleitet von einem äusserst selbstgefällig dreinblickenden Rüdiger.

Die Selbstachtung eines englischen Gentlemans beruht auf seiner teuren, traditionellen Erziehung, die sich aus Jahren voller Schikanen und Prügel, Heimweh, emotionaler Verwahrlosung und brutaler Athletik zusammensetzt. Sofern er die Schulzeit überlebt hat, wähnt sich der Engländer unbesiegbar. Nichts, so gut wie nichts, kann seiner Selbstzufriedenheit, dem Gefühl, einer der Herren des Universums zu sein, einen Dämpfer verpassen.

Aber man nehme zwei deutsche Frauen und lasse sie auf ein nichts ahnendes englisches Opfer los – und schon ist davon nichts mehr übrig. Ich blieb allein im Restaurant zurück. Vielleicht, aber nur vielleicht, hatten sie ja ein Stück weit recht. Vielleicht hatte es tatsächlich etwas moralisch Zweifelhaftes, zwei parallele Beziehungen zu führen. Aber schliesslich durften Moslems sogar vier Frauen haben, vorausgesetzt, sie wurden gleichbehandelt. Und in Europa gaben Menschen den gesellschaftlichen Ton an, die serielle Ehen führten.

Ausserdem konnte man nicht wirklich von Beziehungen sprechen; immerhin hatte ich von Rüdigers Freundin schon mehr gesehen als von Renata und Claudia zusammen. Was glaubten die beiden mit mir zu führen – eine vorsexuelle Ehe?

Nein, das einzig Unsittliche – oder Sittenwidrige, mir als Engländer fiel dies schwer zu unterscheiden – an der Sache war, dass ich eine Heirat anstrebte, um meiner un-

fassbar hohen Steuerschuld zu entgehen. Doch selbst dieses Ziel verfolgte ich nur aus den allerbesten Motiven heraus: um genügend Geld zu haben, dass ich meinen Vater auf seine alten Tage versorgen kann.

Die Frauen wussten allerdings nichts von meinen finanziellen Motiven. Sie waren einzig und allein deshalb wütend, weil sie nicht meine einzige Wahl waren, weil ich mir die Optionen offenhielt. Dabei waren die Deutschen, fiel mir ein, während die beiden an der Bar wahrscheinlich weiter über mich ablästerten, doch sonst so besessen vom Gedanken der Wahlmöglichkeit, dass sie am liebsten gar keine Entscheidung trafen. Das war sogar historisch belegt: Die Entscheidung, sämtliche Haushalte mit schwarzen, braunen, grünen und blauen Mülltonnen auszustatten, wurde beinahe ein Jahrzehnt lang diskutiert. Im sechzehnten Jahrhundert hatten sie über die Thesen Martin Luthers diskutiert; im einundzwanzigsten Jahrhundert debattierten sie über Müll – wie viel dessen Wiederaufbereitung kostete, ob man Joghurtbecher waschen sollte, ob Kondome in die gelbe oder in die grüne Tonne gehörten. Eine Wahl zu treffen, war für Deutsche unvergleichlich schwierig, weshalb die bloße Tatsache, dass ein Mann – und noch dazu ein Engländer – sich nicht zwischen zwei Frauen entscheiden konnte, reichte, um eine Moraldebatte heraufzubeschwören.

Ich empfand das als ziemlich unfair. Ich verletzte eben ungern jemanden, nur deshalb wich ich einer Entscheidung aus. Kein Grund, die Moralkeule zu schwingen.

Jedenfalls hatten wir den Restaurantgästen am Tag der

Deutschen Einheit ein einzigartiges Spektakel geboten, wie damals auf der Reeperbahn, als es noch Frauenringen im Schlamm gab.

Ein Mann erhob sein Weinglas auf mich; Rose, die nun alleine an ihrem Tisch sass, warf mir ein schüchternes Lächeln zu. Ansonsten war es wieder still geworden im Saal nach dem Abgang von Renata und Claudia. Ich wollte mir gar nicht erst vorstellen, was sie inzwischen gegen mich im Schilde führten. Die Rechnung kam, zusammen mit drei Stückchen Minzschokolade – die ich mir in die Tasche stopfte, für meinen armen unschuldigen Hund, der im Schlafzimmer vor sich hin dämmerte – und einem Kellner, dessen Verhalten umstandslos von unterwürfig zu mürrisch gewechselt hatte, ohne eine normal freundliche Phase zwischendrin. Ich drückte ihm meine Kreditkarte in die Hand, die genauso abgenutzt und erschöpft aussah wie ihr Besitzer. Als er wiederkam, konnte der Kellner seine Schadenfreude kaum verhehlen.

«Es tut mir sehr leid, aber Ihre Kreditkarte wurde nicht akzeptiert.»

Und es kam noch schlimmer.

Mein Telefon klingelte.

«Hallo, mein Sohn», erklang eine vertraute Stimme. «Ich hab ein paar Neuigkeiten für dich.»

«Jetzt nicht, Dad», sagte ich traurig und schaltete das Handy aus.

## 13 Fünf Szenen einer Hochzeit

### Szene 1

«Bist du so weit?»

Dad wurde langsam etwas ungeduldig. Seine Hände gingen auf Wanderschaft, auf der Suche nach etwas zum Festhalten. Erst zupften sie an den Ärmeln seines Cutaways herum, dann an den Hemdmanschetten, danach ging's hinauf zu seiner Krawatte, anschliessend zur Weste. Er leckte sich sogar die Fingerspitze und strich damit über seine Augenbrauen.

«Du lieber Gott, wie siehst du denn aus!», sagte er, nachdem er sich endlich fertig geputzt hatte und meinen Aufzug wahrnahm.

Er hatte ja recht. So konnte man eigentlich nicht auf eine Hochzeit gehen. Es hätte nichts gebracht, ihm von den vielen Hürden zu erzählen, die ein Mann mit schmalem Budget in Deutschland überwinden muss, bei dem Versuch, sich anständig einzukleiden.

«Du hast leicht reden, du trägst doch seit der Hochzeit mit meiner Mutter immer denselben Cut.»

«Gott hab sie selig. Dieses Ding habe ich das letzte Mal 1979 bei der Hochzeit deiner Cousine Anne-Marie angehabt. War seitdem eingemottet.»

«Wer – du oder der Anzug?»

«Nicht frech werden, Junge», erwiderte er und tat so, als wollte er mir eine hinter die Löffel geben. Ich tat so, als nähme ich die Drohung ernst, indem ich mich reakti-

onsschnell duckte – und mir dabei den Rücken verrenkte.

Es war wirklich schwierig gewesen, etwas Passendes für eine Hochzeit zu finden. Die Deutschen neigen zum *Down dressing*; sie gehen gern in Strassenklamotten auf Partys, bei denen in der Einladung ausdrücklich von «festlicher Kleidung» die Rede war, und sie tragen Jeans in der Oper. In Berlin war es am schlimmsten. So ziemlich die einzige Gelegenheit, jemanden mit Frackschössen zu bestaunen, hatte man in der Philharmonie, wenn die Musiker der ersten Geige in einer reflexhaften Bewegung synchron ihre Fräcke nach hinten schlenzten, damit sie nicht verknitterten. Wenn man sie dann später am Bühnenausgang wiedersah, trugen auch sie nur noch Abendgarderobe von Levis oder Mustang. Ihren schicken Fummel hatten sie in schwarzen Kleidersäcken verstaut, als müsse man sich dafür schämen.

Schliesslich wurde ich in einem Oxfam-Laden auf dem Kurfürstendamm fündig, wo ich für schlappe vierzig Euro einen grauen Cut mit Kaffeeflecken erstand, nebst einem Zylinder, den zuletzt ein Zauberer verwendet hatte. Damit war mein Budget auch schon erschöpft. Leider hatte sich der Anzug trotz intensiver Reinigung nicht in einen Zustand bringen lassen, der diesem grossen Anlass würdig gewesen wäre. Und er roch noch immer entfernt nach Tod.

«Ich geb's ja zu, meinem Outfit fehlt so das gewisse Etwas», sagte ich kleinlaut. «Aber so ein richtiger Anzug kostet Geld.»

«Jetzt hör mir auf mit dem Geld», tadelte mich Dad in einem Ton, den ich seit Kindertagen nicht mehr gehört hatte. In ihm war eine kaum merkliche Veränderung von-

stattengegangen; seine Haltung war die eines Mannes, der sein Leben wieder im Griff hatte. Sogar die Schuppen waren verschwunden.

Seit dem Desaster an der Ostsee waren zwei Monate vergangen. Die Tage waren kürzer, feuchter und kälter geworden. Sogar eingefleischten FKK-Anhängern war es nun draussen zu kalt. Kurzum: Es war die Zeit des Jahres, in der die Deutschen ihre Aktivitäten nach drinnen verlagerten.

Mein erster Gedanke damals war Flucht gewesen. Ich wollte nicht mehr grübeln, warum ich alle hängen gelassen hatte: Renata, Claudia, meinen Arbeitgeber, meinen Vater, meine vernachlässigten Freunde. Hätte ich das Geld gehabt, wäre ich nach Griechenland geflüchtet. Dort wäre alles unkompliziert gewesen. Ich hätte mit dem Hund am Strand spazieren gehen und ein paar letzte Sonnenstrahlen einfangen können. Stattdessen hatte ich mich in die Arbeit gestürzt.

Harry hatte über dunkle Kanäle einen Mann aufgespürt, der eine Sammlung von Hitlers Zahnbürsten besass. In der tiefsten Priegnitz besichtigten wir die Kollektion, die wie edler Wein in einem speziell gekühlten Keller lagerte.

«Sie stehen hier vor dem weltweit grössten Depot an Führer-DNA», hatte der Sammler verkündet, ein 45-jähriger Lehrer, der sich hatte frühpensionieren lassen, um sich ganz seinem perversen Hobby widmen zu können.

Er hatte darauf bestanden, dass wir Michael-Jackson-artige Gesichtsmasken, Haarbedeckungen und Latexhandschuhe anzogen. Zu jeder der zwölf Zahnbürsten gab

es ein Echtheitszertifikat mit der jeweiligen Vorgeschichte: Zwei der Bürsten waren auf der Wolfsschanze benutzt worden, eine auf dem Obersalzberg.

«Selbst wenn die alle echt sind», fragte ich den Frührentner, «was hätte man davon, Hitlers DNA zu besitzen?»

Der Mann sah mich an, als wäre ich nicht ganz dicht. Harry tat es ihm gleich.

«Sag mal, hast du sie noch alle?», fragte Harry. «Wenn man Hitlers Erbgut hätte, könnte man ihn vielleicht eines Tages klonen.»

Das war der Moment, in dem ich endgültig das Vertrauen in meinen Berufsstand verlor. Während Harry fortfuhr, den Hüter von Hitlers Zahnhygiene zu interviewen, ging ich nach draussen und erbrach mich still unter einem Apfelbaum. Diese Besessenheit vom Dritten Reich war nicht mehr gesund; das Ganze war zu einer Art zwanghaftem Voyeurismus geworden. Der Zahnbürstenheini war verrückt; genauso verrückt wie wir (auch wenn es bei uns weniger offensichtlich war).

«Alles in Ordnung bei dir?», fragte Harry. Ich grunzte. «Ich glaub, du hast den falschen Beruf.»

Nicht nur das, ich war auch zur falschen Zeit am falschen Ort.

Ich hatte versucht, einen Entschuldigungsbrief an Renata zu schreiben, doch herausgekommen war nur ein trauriger Appell an ihr Verständnis und eine Abhandlung über die Unvermeidbarkeit von Lügen und anderen Unaufrichtigkeiten in einer Liebesbeziehung. Das Ganze klang wie die Briefe, die Strafgefangene auf Geheiss ihrer Bewährungshelfer an ihre Opfer schrieben. Frei nach dem

Motto: «Tut mir echt leid, dass ich Ihre Handtasche geklaut habe, aber ich brauchte das Geld so dringend, weil ich zu Hause drei hungernde Kinder habe, mit denen mich meine egoistische Frau hat sitzen lassen, weil ich angeblich ein Alkoholiker bin, was gar nicht stimmt, jedenfalls nicht so richtig, und überhaupt, wenn Sie so aufgewachsen wären wie ich, auf den Strassen von Glasgow, wo sie dir schon mit sieben das Gesicht mit Glasscherben rasieren, na, dann hätten Sie bestimmt auch ein zwei, Bier getrunken und die Handtasche von jemand geklaut, der so dumm ist, sie unbeaufsichtigt in der U-Bahn liegen zu lassen.»

Kurzerhand zerknüllte ich den bereits geschriebenen Brief und liess die Beziehung in Schweigen versinken. Claudia hatte sich ebenfalls in Quarantäne begeben und keine der Nachrichten, die ich ihr auf dem Anrufbeantworter hinterliess, beantwortet.

Am Ende gab ich es auf. Die Wahrheit war, dass ich zwei Frauen in die Irre geführt und gedemütigt hatte, weil meine Motive falsch gewesen waren. Wie eine Art biblische Offenbarung überkam mich diese Einsicht, während ich über die unerwartete Wendung im Leben meines Vaters sinnierte. Der Mensch war geschaffen worden, um nach Liebe zu streben. Alles andere – die Erfindung des Rads, die Jagd nach wilden Tieren, Höhlenmalereien – war diesem Trieb untergeordnet. Doch die Zivilisation hatte uns gelehrt: Die Liebe ist Regeln unterworfen. Und deren grundlegendste war, dass der Zweck einer liebenden Verbindung in der beiderseitigen Erfüllung lag und nicht darin, das Finanzamt Wilmersdorf glücklich zu machen.



Legte man diesen Massstab zugrunde, hatte ich in beiden Fällen komplett versagt. Claudia und Renata hatten nicht viel von mir verlangt: nur ein bisschen Anstand.

Nachdem ich Dad damals im Hotelrestaurant abserviert hatte, befiel mich bald ein schlechtes Gewissen. Schliesslich hatte ich den ganzen Zinnober nur veranstaltet, um meine Beziehung zu ihm wiederherzustellen. Also ging ich, nachdem Rose netterweise das finanzielle Malheur behoben hatte, mit Mac an den Strand. Inmitten von Möwen, die mich umkreisten wie Apachen einen Siedler-treck, rief ich meinen Vater zurück. Die Nachricht haute mich um – und veränderte alles.

## Szene 2

Von unten war schon Harrys Hupen zu hören. Ich steckte den Kopf zum Fenster hinaus.

«Los», rief er, «wir sind schon spät dran – wir müssen noch die Torte abholen.» Ich rannte die Treppe hinunter, meine einzige sportliche Betätigung an diesem Tag.

«Aufgeregt, mein Freund? Siehst jedenfalls so aus.»

«Ich? Ach, Quatsch!» Ich konnte meine zitternden Knie kaum in Zaum halten.

«Also, ich schon.»

Die Konditorei sah staubig aus und befand sich in einer wenig befahrenen Nebenstrasse abseits des Ku'damms. Ich hatte für eine etwas konventionellere Lösung plädiert: die Wiener Konditorei, die sich mit der typisch österreichischen Vorliebe für Zucker, Gebäck und Exhibitionismus ans Werk machte. Für sie war jeder Kuchen eine

Hochzeitstorte, eine extravagante Operaufführung. Ich hatte mich freilich nicht durchsetzen können. Stattdessen sollte die Torte, das Herzstück einer jeden guten Ehe – je mehr Marzipan man am Hochzeitstag isst, desto länger bleibt man zusammen –, aus einer der letzten Bastionen des alten West-Berlin kommen: ein Ort mit Vierzig-Watt-Birnen und grünen Plüschsesseln, genau das Richtige für hämorrhoidengeplagte Wilmersdorfer Witwen.

Eine herkömmliche Hochzeitstorte türmt sich in Schichten auf, wie ein Haufen Hutschachteln, die mit Zuckerguss überzogen wurden. Ganz oben steht fast immer ein kleines Männchen, das mit jemandem in einem Hochzeitskleid Händchen hält. Der Gesamteindruck ist normalerweise stets etwas kitschig, aber wie mir Tony in unserem letzten Vieraugengespräch anvertraut hatte, sind Hochzeiten eben kitschig. Und da es sich noch dazu um eine Weihnachts-Hochzeit handelte, mussten wir uns auf eine veritable Kitschorgie gefasst machen.

Doch die Torte, die die teiggesichtige Bäckereifachverkäuferin anschleppte, entsprach ganz und gar nicht diesem Bild.

Sie war lang und schmal und an einem Ende leicht ausgebeult. Auf beiden Seiten stand je ein flaches Stück Zuckerguss ab. Das Ganze war grün bestäubt worden.

«Pistaziengrün», sagte die Bäckerin.

«Royal-Air-Force-Grün», sagte Harry – und er hatte recht. Die Torte war eindeutig einem Spitfire-Jet nachempfunden. Das, was da abstand, waren die Tragflächen, und die Heckflosse sah aus, als wäre sie aus mit Schokola-

de überzogenen Waffeln gemacht. Der Konditor hatte versucht, die lächelnden Gesichter eines Mannes und einer Frau ins Cockpit hineinzumalen. Die kunstvolle Inschrift lautete: HAPPY LANDINGS – GUTE LANDUNG. Hoffentlich schmeckte das militaristische Backwerk nicht so furchtbar, wie es aussah.

«Die Braut wollte das so», sagte die Bäckerin.

«Die Braut?», fragte ich zweifelnd.

«Ja, neulich kam da ein Mann mit so einer Zeichnung an und hat gemeint, die Dame würde auf genau dieser Form bestehen. War ziemlich schwierig. Einen Bomber haben wir noch nie gemacht.»

Das gefiel mir alles gar nicht, doch Harry drückte aufs Tempo. Vor der Trauung gab es noch allerhand zu erledigen: Lorbeerbäume für den Weg zum Empfang besorgen, dem Floristen einen Besuch abstatten, unzählige Anrufe tätigen.

«Wir nehmen sie», schnappte Harry. «An so einem Tag sollte man immer auf die Braut hören.»

Also hievten wir die Torte auf den Vordersitz des Wagens.

«Sollen wir sie festgurten?», fragte ich Harry.

«Lass mal, dafür gibt's ja den Airbag.»

Im Zickzackkurs düsten wir durch Berlin. Die Weihnachtsbeleuchtung, die der Klo-König von Berlin der Hauptstadt spendiert hatte, zog sich wie eine Girlande über den Ku'damm und half trotz der noch sehr frühen Tageszeit gegen die Düsterteit. Aus den Lautsprechern kam «Last Christmas» von George Michael. Sechs beleibte Männer in Nikolausverkleidung marschierten die Einkaufsstrasse entlang, jeder für ein anderes Kaufhaus eingeteilt.

«Mach dir mal keine Sorgen», sagte Harry und sah mir per Rückspiegel tief in die Augen.

«Das wird schon alles glattgehen. Vor so einer Hochzeit ist jeder nervös. Vor allem vor *so* einer.»

«Danke», sagte ich, obwohl ich in meinem Leben schon gelungenere Aufmunterungsversuche gehört hatte.

«Wenigstens ist dein Vater jetzt glücklich.»

«Ist er das?» Ich konnte das nicht so ganz glauben.

«Und, mal ehrlich, du doch auch. Was anderes: Siehst du irgendwo ein Buch mit Blumen drauf? Müsste auf dem Rücksitz liegen.»

Ich wühlte in dem Hochzeitskram herum: ein Haufen Einladungen, die jemand vergessen hatte, zur Post zu bringen, Listen mit Pfarrern, Hotelbroschüren. Allmählich dämmerte mir, wie viel Arbeit Harry in die Organisation der Hochzeit gesteckt hatte. Ein logistischer Alptraum.

Irgendwer hatte beschlossen, dass der Weg zum Empfang von Lorbeerbäumen gesäumt sein sollte; ein wahnwitziger Kostenpunkt, von dem eigentlich nur einer etwas hatte: Dr. von Landauer, der einen «Überraschungsgast» mitbringen wollte – was eigentlich nur ein Labrador sein konnte oder ein Old English Sheepdog. Dieser Gast würde für den einen oder anderen Baum sicher ganz dankbar sein.

«So», sagte Harry, «und jetzt erzählst du mir, wofür die einzelnen Blumen stehen.»

Es hatte ein Durcheinander bei den Blumen-Arrangements gegeben. Der Florist hatte die Liste verschlampt, und nun konnte sich keiner mehr erinnern, was ursprünglich bestellt worden war.

«Edelweiss», las ich. «Deine Schönheit ist überwältigend.»

«Vergiss es», sagte Harry. «Zu teuer.»

«Lilie», fuhr ich fort. «Unerreichbare Schönheit.»

«Riecht zu penetrant», befand Harry, der mit einer Hand lenkte, während die andere die Torte stabilisierte.

«Wie wär's mit Amaryllis?», fragte ich. «Steht für herben Stolz. Die gibt es auch in Rot.»

«Na, das kommt doch hin. Und preiswert sind sie auch. Wachsen die nicht sogar auf Feldern? Dann könnten wir sie ja praktisch selber pflücken.»

«Aber ganz bestimmt nicht kurz vor Weihnachten.»

Es entspann sich ein angenehm belangloses Geplänkel über die Gartenbaukultur, das mich von den bevorstehenden Feierlichkeiten ablenkte – den Gästen, dem Angestartt werden, dem dumpfen Gefühl, der Besiegelung eines wahrhaft merkwürdigen Ehebunds beizuwohnen.

Und dann klingelte mein Handy.

«Ich habe eine ganz schlechte Nachricht, mein Sohn.» Dads Stimme zitterte.

«Erzähl.» Eine schreckliche Vorahnung befiel mich.

«Mir ist der Ring abhandengekommen.»

«Verdammt noch mal, Dad. Ich hab dir doch gesagt, du sollst den Ring jemand anderem zur Aufbewahrung geben.» Ich hätte ihm niemals vertrauen dürfen.

«Er ist mir gerade ins Klo gefallen.»

«Hast du die Spülung betätigt?»

«Natürlich. Wofür hältst du mich? Ich spüle immer.  
Im Gegensatz zu dir.»

«Kannst du dich mal auf das zu lösende Problem konzentrieren, statt sofort um dich zu dreschen?» Das gehörte zu den unerfreulichsten Eigenschaften meines Vaters, wenn er sich in die Enge getrieben fühlte: Er suchte panisch nach einem Sündenbock.

«Hauptsache, du fischst nicht danach – ich melde mich.»

Noch aus dem Wagen riefen wir bei Tony an. Die langen Jahre als deutsch-englischer Vater hatten einen hervorragenden Klempner aus ihm gemacht. Bis jetzt hatten seine Kinder ein Intrauterinpeppar, zwei Schweizer Messer, ein goldenes Feuerzeug und einen Manschettenknopf in der Toilette versenkt. Allesamt erfolgreich wieder geborgen.

«Bloss eine Frage des Unterdrucks», sagte er.  
«Ich komm vorbei und schau's mir an.»

Er schien geradezu erleichtert, aus dem Haus zu dürfen, weg von seiner klempnophoben Familie.

«Gut», sagte ich. Harry sah aus dem Wagenfenster.

War es das wirklich? Würde am Ende doch alles gut werden?

### Szene 3

Die Rolle des Platzanweisers bei einer Hochzeit ist nicht sehr anspruchsvoll. Man steht am Hauptportal einer Kirche und beobachtet, wie die Leute ankommen und auf den Schnee und den Verkehr schimpfen. Während die Frauen von ihren Winterstiefeln ein in ein Paar Pollini schlüpfen, bietet man ihnen einen Arm zum Festhalten an, damit sie nicht das Gleichgewicht verlieren.

Und man zeigt den Leuten, wo sie sitzen. Die deutschen Gäste, Freunde und Verwandte der Braut, sollten auf der rechten Seite der Kirche Platz nehmen, die englischen Gäste auf der linken. Die korrekte Formel dabei lautet: «Braut oder Bräutigam?», womit man kurz und bündig fragt, zu welcher Mannschaft jemand gehört.

Tom trieb das Ganze natürlich wieder auf die Spitze.

«Gehören Sie zu uns oder zu den Krauts? Ach, Sie sind einer von uns. Beinahe wär ich auf den Lodenmantel reingefallen. Also, hier ist die Gottesdienstordnung. Setzen Sie sich da links hin und versuchen Sie, wach zu bleiben. Ha, ha.»

Die meisten Gäste konnte ich nicht zuordnen, allerdings waren ihre Grimassen unverkennbar, sobald Tom seine kleine Nationalisten-Nummer abzog. Selbst die Royal-Air-Force-Veteranen – einige davon kannte ich vom Versöhnungstreffen – waren offenkundig wenig angetan von Toms Hänseleien über *Jerries* und *Krauts*.

«Wer ist denn dieser widerliche Knilch?», fragte mich der rotgesichtige Fallschirmjäger, der meine Mutter gekannt hatte und bereits eine ziemliche Whiskeyfahne vor sich hertrug.

«Tom, ist mit meinem Dad in der Lancaster geflogen. Er ist Trauzeuge.»

«Ach, du liebe Güte», sagte der Fallschirmjäger. «Hoffentlich vermässelt er's nicht. Deine Mutter würde sich im Grab umdrehen.»

«Na ja, ich glaube, meine Mum hatte bei dieser Hochzeit sowieso wenig zu melden.»

Ich war erleichtert, als ich endlich ein paar vertraute

Gesichter entdeckte. Becky war gekommen. In ihrem Spitzenkleid strahlte sie etwas Mädchenhaftes aus. Begleitet wurde sie von ihrer Freundin, die eine Motorradjacke trug. Ihre Beiwagenmaschine hatten sie draussen vor der Tür geparkt.

«Ich bin so stolz auf deinen Vater. Dass der sich noch mal traut», sagte Becky. Sie hatte sich immer gut mit meinem Vater verstanden und selbst seinen endlosen Geschichten gern zugehört.

«Schön, dass du da bist. Schön, dass *ihr* da seid.» Der Name von Beckys maskuliner Freundin fiel mir nicht mehr ein. «Und wer ist dieser junge Mann?» Zwischen den beiden stand ein etwa siebenjähriger asiatischer Junge mit adrett zurückgekämmtem schwarzem Haar und einem schicken Anzug.

«Das ist Kim», sagte Becky. «Wir haben ihn adoptiert. Wir fanden, na ja, dass es Zeit ist, die Familie zu erweitern.»

Die beiden Frauen gingen an mir vorbei in die Kirche, und ich fragte mich, ob alles anders gekommen wäre, wenn ich mit Becky ein Kind gehabt hätte.

Die Gäste strömten nach und nach an mir vorbei. Insgesamt vielleicht an die hundert oder mehr. Ein paar von ihnen, wildfremde Menschen, schüttelten mir so kraftvoll die Hände, als wäre ich der glückliche Bräutigam. Nachdem ich monatelang über unsere verdrehte Beziehung gemammert hatte – wie ich mich um meinen zunehmend kindischer werdenden Vater kümmern müsse –, wurde ich nun auch noch behandelt wie ein Vater, der seinen Sohn erfolgreich unter die Haube gebracht hat.

«Sie müssen so stolz sein», quietschte eine dicke Ma-



trone, die weder auf die Braut- noch auf die Bräutigams-Gästeliste zu passen schien.

«Ja, ja», sagte ich, «sehr stolz.»

Dann erspähte ich ein vertrautes Gesicht ganz anderer Sorte und mir rutschte das Herz senkrecht in die Hose: Renata.

«Hallo», sagte sie schüchtern.

«Hallo», sagte ich.

«Eigentlich bin ich gar nicht eingeladen, aber Chris kennt den Pfarrer, daher dachten wir, es wäre okay, wenn wir auch kommen.»

Es war mehr als seltsam, Renata ausgerechnet hier wiederzusehen. Ich hatte es mir eher so vorgestellt, dass ich ihr zufällig im Café begegnen würde, in ein, zwei Jahren, wenn mein schlechtes Gewissen sich gelegt hatte und ich wieder einigermaßen im Lot war. Irgendwie war es noch etwas früh dafür. Mein Puls ging plötzlich sehr schnell.

«Das ist Chris.»

Ein Berg von einem Mann nahm mir das bisschen Licht vor dem Portal. Er hatte einen Bart und schien beinahe aus seiner Jacke zu platzen. Er bestand ganz offensichtlich überwiegend aus Muskeln. Wahrscheinlich ein kanadischer Holzfäller, dachte ich und beschloss an Ort und Stelle, mich auf gar keinen Fall in einen Streit mit ihm einzulassen.

«Chris spielt zusammen mit dem Pfarrer in einer christlichen Heavy-Metal-Band», sagte Renata. «Er ist der Bassist.»

«Interessant», sagte ich und sah aus dem Augenwinkel, wie Tom in einen Streit verwickelt wurde.

«Chris», sagte Renata zu ihrem Holzfäller. «Ich bin gleich wieder da, ja?»

Wir verzogen uns in eine Ecke der Kirche, die voll mit Bürsten und Wischmopps war. Eine Welle grosser Zärtlichkeit überfiel mich. Ich hoffte, dass es Renata gut ging.

«Geht's dir gut?»

«Ich wollte dich gerade das Gleiche fragen.» Sie lächelte.

«Ich fühl mich so beschissen.»

«Du hast mir ganz schön wehgetan.»

«Ich hab versucht, dir zu schreiben.»

«Hab ich mir gedacht.»

«Es war eine Art Wahn. Ich wollte alle meine Probleme auf einmal lösen.»

«Ich glaube nicht, dass ich je eine deiner Lösungen sein könnte. Ich bin eine komplizierte Frau, wie du vielleicht gemerkt hast.»

«Das weiss ich. Es tut mir leid.»

Wir schwiegen eine Weile.

«Tja, ich muss wieder», sagte ich schliesslich. «Bevor Tom den dritten Weltkrieg auslöst.»

Renata nickte. «Freundschaft?»

«Ja», sagte ich und spürte, wie eine grosse Erleichterung meine Glieder durchströmte. «Freundschaft.»

Auf dem Weg zurück zum Portal sagte ich: «Scheint ein netter Typ zu sein, dieser Chris.»

«Einen viel besseren findest du nicht», sagte sie im Brustton der Überzeugung. Und wurde rot.

«Trotzdem würd ich ihm ungern im Dunkeln begegnen. Der zerquetscht mich mit links.»

Renata knuffte mich scherzhaft, bevor sie mit Chris in der Kirche verschwand.

Zum Glück war inzwischen Harry an der Kirchentreppe aufgetaucht und hatte Tom von den deutschen Gästen getrennt, die er drangsaliert hatte.

«Tom», sagte er bestimmt. «Du bist Trauzeuge. Dein Platz ist am Altar oder in der Nähe des Altars. Geh dort hin, bitte.»

Harry bückte sich leicht, damit er dem Kriegshelden direkt ins Ohr flüstern konnte.

«Oder ich scheuer dir eine. Ich hab nämlich keinen grossen Respekt vor Alter und Kriegsorden. Zisch ab!»

Tom wechselte die Gesichtsfarbe und hinkte folgsam den Mittelgang hinunter.

«So», sagte Harry, als er mich näherkommen sah. «Das hätten wir.» Plötzlich stutzte er und betrachtete mich eingehend.

«Du siehst irgendwie verändert aus. Ist irgendwas passiert?»

«Nein, ich hab nur zum ersten Mal in diesem Jahr angefangen, mich zu entspannen.»

«Aha», sagte er. «Die Transzendente Meditation wirkt Wunder.»

«So ähnlich.»

«Na, dann überlass doch die Platzanweisung mir und sieh mal nach, ob der Organist auch die richtigen Noten vor sich liegen hat. Irgendwie kam der mir komisch vor.»

Dankbar, dass Harry alles im Griff hatte, stieg ich – wobei mir ständig zwei Worte durch den Schädel hüpfen (Freundschaft? Freundschaft?) – die Stufen zur Empore hoch. Von dort bot sich eine grossartige Aussicht auf den derzeitigen Zustand der deutschenglischen Beziehungen. Vor mir erstreckte sich ein Meer von Hüten, die sich wie

Bojen im Seegang auf und ab bewegten. Das Meer war in der Mitte geteilt, so als hätte Moses gerade sein fliehendes Volk in sichere Gefilde geführt.

Zur Linken sah man weiche rosa Hüte, einige davon mit Schleiern und Perlenapplikationen. Das waren definitiv Engländerinnen – die entschieden sich in gesellschaftlich unsicheren Situationen immer für Rosa, die britische Hautfarbe.

Zur Rechten waren die Köpfe mit etwas eleganteren schwarzen, gefiederten Kreationen bedeckt. Ein wenig wie auf einer Beerdigung vielleicht, aber wenigstens sahen sie nicht aus wie Fertigpudding. Das waren die deutschen Frauen.

Die englischen Männer boten wie üblich ein etwas nachlässiges Bild mit ihren sich über den Kragen kräuselnden Frisuren. Mein fleckiger Cut lag gerade noch so innerhalb der britischen Norm. Die Deutschen dagegen sassen kerzengerade da und waren nicht ständig damit beschäftigt, ihren Nikotin-Auswurf hochzuhusten und ein letztes Mal aufs Klo zu rennen.

Die ungewöhnlichste Erscheinung zur Rechten war Ingo von Landauer. Mir war nicht ganz klar, wie er auf die Gästeliste gelangt war, und noch weniger begriff ich, wie es ihm gelungen war, den Pfarrer dazu zu bewegen, ihm das Mitbringen nicht nur eines, sondern gleich zweier seiner sabbernden Jagd-, Angel- und Schiesshunde zu gestatten, die nun wie Dampfmaschinen vor sich hin keuchten.

Immerhin war es eine protestantische Kirche, von der Sorte, wo die Pfarrer gegen George Bush wettern und wo mehr oder weniger alles erlaubt ist. Den Organisten schien

das alles – Hunde und andere Merkwürdigkeiten – jedenfalls nicht anzufechten. Er gehörte zu jener besonderen Spezies Kirchenmänner, die zur Pepe Jeans einen Ring am linken Ohr tragen und Strähnchen im Haar haben.

«Nur nicht nervös werden», sagte er. Zweifellos war ihm aufgefallen, wie ich an meiner Uhr nestelte.

«Die Braut kommt immer zu spät. Das gehört dazu.»

«Aber die hier nicht», sagte ich. «Waren Sie schon mal verheiratet?»

«Heiraten ist eher nicht so mein Ding», lispelte er. Dabei blitzte in seinem Mund irgendwas auf; der Mann hatte ein Zungenpiercing.

«Ich glaub, ich muss mich jetzt mal um meinen Vater kümmern.» Ich sah nämlich, wie er dort unten auf und ab tigerte, mit jener speziellen, leicht gereizten Aura, an die ich mich noch aus Kindheitstagen erinnerte. Ohne ein Wort zu sagen, brachte er es fertig, grosses Unbehagen an seiner Umwelt zum Ausdruck zu bringen. Gerade schickte er eine Frau mit Fünfziger-Jahre-Hornbrille fort, um die Amaryllis neu zu arrangieren, die ich mit Harry besorgt hatte. Und ich sah, wie er Tom etwas zuflüsterte, worauf dieser demonstrativ seine Hosentasche tätschelte.

«Alles klar, Dad?», fragte ich, nachdem ich die eiserne Treppe vom Orgelgestühl herabgestiegen war.

«Natürlich nicht. Ich begreife gar nicht, wie du so ruhig sein kannst. Sieh dir doch nur mal an, wie unruhig die Gäste schon werden.»

«Wenigstens haben wir den Ring wieder.»

«Dieser Tony muss wirklich Gummiarme haben.»

Der hat einfach hinter die Krümmung gegriffen und das Ding rausgezogen.»

Bei dem Gedanken kräuselte sich mir die Nase.

«Na, ich hoffe, du hast ihn anschliessend gewaschen.»

«Jawohl, und gleich Tom zur Aufbewahrung gegeben.»

Irgendwie beruhigte mich der Gedanke ganz und gar nicht.

Die Kirche St. Edelgard war eine merkwürdige Wahl für eine Hochzeit. Sie war in den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts erbaut worden, mit Hilfe der Spende eines deutschen Stahlbarons, dessen Frau auf den Namen Edelgard hörte. Vielleicht hatte er eine Vorahnung, dass ihn bald das Gewissen plagen sollte. Jedenfalls ähnelte das Gebäude in seiner Ästhetik einer Eisengiesserei: nackte rote Ziegelwände, eckig und schmucklos. In religiöser Hinsicht war ich eher für ein bisschen Show; womöglich war ich doch zumindest ansatzweise ein verkappter Katholik, der sich mit Weihrauch und Rosenkranz einfach wohler fühlte.

Das einzige hübsche Detail war das bunte Kirchenfensterglas. Ursprünglich hatte es die hl. Edelgard abgebildet, umgeben von lauter Männern in SA-Uniformen, gemalt zu einer Zeit, als es noch möglich war, Nazi und Christ zugleich zu sein. Bei den alliierten Bombenangriffen Ende 44 war das Glas zu Bruch gegangen. Als die Fenster in den fünfziger Jahren wieder eingesetzt wurden – mit der grosszügigen Hilfe eines ehemaligen Stahlmagnaten, der inzwischen auf die Fertigung von Kabinenrollern um-

gestellt hatte –, zeigten sie einen leidenden Christus umgeben von klagenden Frauen. Die Fenster waren in tiefem Blutrot, Gold und Preussisch-blau gehalten.

Als die Wintersonne durch die Scheiben schien, wurde der Altar zu einem einzigen bunten Flickenteppich aus kräftigen Farben. Schlagartig hörte die hochzeitliche Gästeschar auf, ihr Gewicht von einer Arschbacke auf die andere zu verlagern, und bestaunte das Lichtspiel.

Meine Augen waren indes auf das offene Hauptportal der Kirche geheftet. Harry, der glatt rasiert war und einen geschniegelten Anzug trug, gab das vereinbarte Handzeichen. Der Brautwagen war unterwegs. Ich winkte dem Organisten auf der Empore zu, dass er sich bereithalten solle, und begab mich eilends zu Dad, der gemeinsam mit einer apricot-farbenen Frau Blumenvasen verrückte.

«Dafür ist jetzt keine Zeit», flüsterte ich laut. «Sie wird gleich hier sein. Du gehst besser schon mal in Position.»

«Ich glaub, du verstehst das nicht», sagte Dad, schnaufend von der Anstrengung, einen der steinernen Behälter möglichst weit weg vom Altar zu bewegen.

«Brigitte» – er nickte in Richtung der apricot-farbenen Frau – «meint, die Braut ist allergisch gegen Amaryllis.»

«Woher will sie das denn wissen?»

«Brigitte ist Ehren-Brautjungfer.»

«Oh», sagte ich. Kein Mensch hatte mir mitgeteilt, dass es Brautjungfern geben würde. Andererseits – ich hatte auch nicht gefragt. Ich war einfach davon ausgegangen,

dass es sich hier um eine reifere Hochzeit handeln würde, ohne den üblichen Zirkus. Schliesslich konnte man eine Frau, die eine Hochzeitstorte in Auftrag gegeben hatte, die das Aussehen einer Spitfire hatte, schwerlich als Traditionalistin bezeichnen. Immerhin war es eine Erklärung für die drei etwas unglücklich dreinblickenden Damen in der ersten Reihe, die sich in ganz besonders hässliche apricotfarbene Kleider gezwängt hatten.

Plötzlich begann der Organist, Luft in seine Pfeifen zu pumpen.

«Vergiss es!» Mit einem lauten Klirren fiel die Vase zu Boden, ging aber nicht kaputt, und Dad machte sich startklar, so als wäre seiner Lancaster gerade das Abflugkommando erteilt worden.

Brigitte und die anderen Apricot-Ladys rannten zur Tür.

Dort stand – und dieser theatralische Moment wollte so gar nicht zu dieser gepflegten, geradlinigen Frau passen – Mechthild Beckenbender. Ihr Kleid, eher vanillefarben als weiss, rauschte an ihrem Körper herab wie eine Seidendusche.

«Fallschirmseide», erklärte Tom, der plötzlich neben mir stand. Er roch komisch, und ich konnte nur hoffen, dass der Ring tatsächlich so gründlich gereinigt worden war, wie mein Vater versprochen hatte.

«Sei nicht albern», sagte ich, «das hat man vielleicht damals gemacht. Heutzutage schneidert kein Mensch mehr Hochzeitskleider aus Fallschirmen.»

Tom verfiel in ein missmutiges Schweigen, für das ich sehr dankbar war.

An Frau Beckenbenders Arm befand sich eine unbekannte Gestalt, die sich bei ihr untergehakt hatte: ein rund-



licher Mann mit Doppelkinn und Monokel, der um einiges kürzer war als Frau Beckenbender. Er sah aus, wie Bankmanager aussahen, bevor sie anfangen, *Men's Health* zu lesen und sich mit Wachs die Brusthaare zu entfernen. Wohlhabend und wohlgenährt.

«Das ist Graf von Budnitz», raunte Harry. Sämtliche englischen Mitglieder der Begrüßungsdelegation hatten sich vor dem Portal versammelt.

«Offenbar ein alter Freund der Familie. Besitzt ein Gestüt auf der Schwäbischen Alb. Sagenhaft reich.»

Bei dieser letzten Neuigkeit spitzten alle die Ohren.

Der Organist hatte den Hochzeitsmarsch angestimmt, und die beiden marschierten gemessenen Schrittes auf meinen Vater zu, der am Altar stand. Er wirkte sehr verloren. Tom rückte ein wenig vor und tätschelte dabei die Hosentasche mit dem Ring. Harry und ich schlüpfen in eine Kirchenbank, unweit von Landauer und seinen sabbernden Hunden.

«Du bist auf der deutschen Seite der Kirche», zischte er.

«Jetzt fang du nicht auch noch damit an», blaffte ich zurück.

«Wir sind jetzt alle Europäer. Und überhaupt, was machst du eigentlich hier?» Das war vielleicht ein bisschen ungehobelt, aber er hatte definitiv nicht auf der Gästeliste meines Vaters gestanden.

«Ich bin seit Jahren Mechthild Beckenbenders Finanzberater!»

«Ach ja?», sagte ich, unsicher, was ich mit dieser Information anfangen sollte.

Erst in dem Moment, da mein Vater seine Hand nach Frau Beckenbender ausstreckte – die vor dem Altar stehen geblieben war – und ich den Ausdruck in seinen Augen sah, als er sie in die Wange kniff, begriff ich die Tragweite der Veränderungen, die in den letzten paar Monaten vor sich gegangen waren.

Dads Anruf in Heiligendamm, bei dem er mir seine Liebe zu Frau Beckenbender offenbarte, hatte mich aus den Socken gehauen. Für mich war es unvorstellbar, dass zwei, na ja, *alte* Menschen sich eines derart jugendlichen Vokabulars bedienen. Alte Leute sollten gefälligst Kameradschaft pflegen, nicht Leidenschaft!

«Es hat einfach gefunkt», hatte Dad gesagt. Und als er mein langes Schweigen bemerkte: «Ich hatte gehofft, du freust dich für uns!»

Ehrlich gesagt, tat ich mir etwas schwer damit. Ich lasse mich nicht gern von solchen Ereignissen überrumpeln. Wie es aussah, hatte mein Vater doch nicht rechtzeitig die Kurve gekriegt und tickte jetzt völlig aus. Haarscharf an der Altersdemenz vorbeigeschrammt, stürzte er sich nun mit Karacho in spätpubertäre Ängste: Liebt sie mich? Liebe ich sie genug?

«Dad», hatte ich gefragt, «steht jetzt nicht eher die Phase an, wo du eine Zeit lang über den Sinn des Lebens nachdenken solltest? Darüber, was schiefgegangen ist, was du erreicht hast und worauf du stolz sein kannst?»

«Mein Gott», erwiderte mein Vater. «Ich habe einen Buchhalter gezeugt.» Sprach's und legte auf.

Schliesslich war es Frau Beckenbender, die mich davon überzeugte, dass ihre Liaison ernsterer Natur war und

nicht bloss die Folgeerscheinung einer Fehlmedikation. Seit jenem Abendessen in meiner Wohnung am Prenzlauer Berg hatte sie meinem Vater regelmässig geschrieben. Ein altmodischer Briefroman, der als ein Akt des Mitgeföhls begonnen hatte, bei dem die Vertreter zweier beschädigter Generationen einander die Hand reichten.

«Er und dieser grässliche Tom haben mich in meinem Häuschen in der Eifel besucht», erzählte mir Frau Beckenbender.

Ich hatte gar nicht gewusst, dass sie ein Haus auf dem Land besass.

«Es hat einfach gefunkt.» Vielleicht waren die beiden ja doch füreinander geschaffen; immerhin näherte sich schon ihr Wortschatz an. «Wir haben Tom in den Weinkeller geschickt und ihn drei Stunden nicht wiedergesehen. Also sind wir ins Reden gekommen, Bob – also Ihr Vater – und ich. Er hat mir erzählt, was für eine schreckliche Angst er damals in der Luft hatte und dass er sogar kurz mit dem Gedanken gespielt hatte zu desertieren. Desertieren! Können Sie sich das vorstellen?»

Konnte ich nicht.

«Ihr Vater ist ein so tapferer, auf so unkonventionelle Weise tapferer Mann! Er rennt nicht gleich weg, wenn es kompliziert wird.»

War das am Ende eine leise Kritik an mir? Ich sah Frau Beckenbender prüfend an, wie sie auf meinem Sofa im Grunewald sass, plötzlich so lebendig wirkte und vor spät entdeckter Liebe nur so strahlte. Und begriff, dass das kein Seitenhieb war. Sie machte mir keine Vorhaltungen.

«Ich habe ihm davon erzählt, wie es war als Vertriebene

– alles zurücklassen zu müssen, zu wissen, dass man nichts mehr wert ist, dass es keinen, absolut keinen Menschen schert, ob man tot oder lebendig ist.»

Ich nickte und hielt ansonsten die Klappe. Frau Beckenbender hatte nie gern über diese Zeit geredet. Deshalb waren wir ja dazu übergegangen, Rezepte auszutauschen und auf die Weise lieber durch die Blume, oder besser gesagt: durch die Kartoffel zu kommunizieren.

«Und dann hat er angefangen zu weinen.»

«Was – Dad?» Das überstieg eindeutig mein Vorstellungsvermögen.

«Und dann habe ich angefangen zu weinen.»

«Wir haben uns gegenseitig das Herz ausgeschüttet. Das hatte etwas Befreiendes. Und uns war natürlich beiden klar, dass das nicht nur so ein Moment war. Wenn zwei Menschen zusammengehören, müssen sie konsequent sein. Wie sagt man auf Englisch? *Determined.*»

Ich dachte eine Weile darüber nach und nippte an meinem Pfefferminztee, der inzwischen kalt geworden war. Doch alles, was mir einfiel, war: «Und was ist aus Tom geworden?»

«Er hatte sich drei Flaschen von meinem Spätburgunder einverleibt. Und weil er zu schwer war, um ihn die Kellertreppe raufzuschleppen, haben wir ihn einfach mit einer Decke zugedeckt und dort unten liegen lassen. Ich glaube, jemand wie Tom weiss sowieso die meiste Zeit nicht, wo er ist und was er tut. Zum Frühstück hat er dann noch eine Flasche getrunken, um sich, wie er sagte, den Mund auszuspülen.»

«Spätburgunder reicht bei weitem nicht aus, um Toms Mundwerk zu reinigen.»

Es war absehbar, dass Frau Beckenbender, sollten sie und Dad ein Paar werden, den Druck auf meinen Vater erhöhen würde, Tom aus seinem Bekanntenkreis zu verbannen. Ein sehr überzeugender Grund, der Heirat meinen Segen zu geben.

«Na, dann wäre das ja geklärt», sagte ich nach einer Weile und schlug mir auf die Knie. «Ich wollte nur sichergehen, dass Sie nicht hinter dem Geld meines Vaters her sind.»

Frau Beckenbender zuckte zusammen.

«Wie kommen Sie denn darauf?»

Sie machte ein empörtes Gesicht.

«War nur ein Witz, Frau Beckenbender.»

Die Humorfrage konnte bei den beiden möglicherweise zu einem Problem werden. Andererseits konnte ich mich nicht erinnern, wann mein Vater das letzte Mal einen Witz gemacht hatte, über den es sich zu lachen gelohnt hätte. Vielleicht kam einem das Leben mit 70 einfach nicht mehr so absurd oder komisch vor.

#### Szene 4

Die Hochzeitszeremonie raste im Formel-1-Tempo über die Bühne. Vielleicht hatte der Pfarrer – der unrasiert war und einen ähnlichen Ohrring trug wie der Organist – auch einfach Angst, dass mein Vater die Zeremonie sonst nicht überleben würde. Seine Nase war jedenfalls rot wie eine Tomate – immer ein sicheres Zeichen dafür, dass er unter extremem Stress stand.

Frau Beckenbender – oder Mechthild, wie ich sie künf-

tig wohl würde nennen müssen – war hingegen ein Ausbund an Selbstbeherrschung. Ihr langer Schleier war von den drei Apricot-Würsten ausgebreitet worden. Bei den Damen handelte es sich, wie mir von Landauer versicherte, um die unvermittelbaren Töchter unterbeschäftigter Aristokraten. Brigitte hatte einen Job als Referentin im Auswärtigen Amt, der letzten Zufluchtsstätte für Deutschlands diskreditierten und irgendwie überflüssigen Adel. Das eine der beiden anderen Mädchen half bei Wohltätigkeitsbasaren aus und besserte ihr Einkommen damit auf, dass es allen möglichen Klatsch an die *Bunte* verkaufte. Die andere, etwas kräftiger gebaute Brautjungfer verkaufte für das Versandhaus Frankonia Jagdgewehre und Barbour-Jacken. Neben diesen jungfräulichen Assistentinnen strahlte Frau Beckenbender trotz ihres vorgerückten Alters grosse Attraktivität, Agilität und Klugheit aus. Dad hatte einen guten Fang gemacht.

«Und so frage ich Sie, Mechthild Beckenbender: Wollen Sie diesen Mann zu Ihrem rechtmässigen Ehemann nehmen, ihn lieben und ehren ...»

Ich warf einen Blick hinüber zu Harry, der blasser aussah als wir alle zusammen, und fragte mich, wie es ihm wohl ging. Er war ein Alphetier, der sprichwörtliche einsame Wolf. Während der gesamten Zeit unserer Freundschaft hatte er mir immer geholfen, mein Leben auf die Reihe zu bringen, dabei aber selten eigene Gefühle gezeigt. Was natürlich eine typisch englische Schwäche war. Als ich ihn gebeten hatte, die Hochzeit meines Vaters zu organisieren, hatte er sofort losgelegt, die Adressen von verschüttet geglaubten Piloten ausgegraben, eine Gottes-

dienstordnung ausgearbeitet und arbeitslose kurdische Taxifahrer überzeugt, einen Shuttle-Service auf die Beine zu stellen, zwischen der Kirche und dem Alliiertenmuseum, wo der anschliessende Empfang stattfinden sollte.

Wieso tat er das, wieso steckte er dermassen viel Energie in mein Leben?

«Ich kittle gern kaputte Familien», hatte mir unser ehrenamtlicher *Wedding Planner* erklärt. «Darin bin ich gut – anderen Leuten auf die Sprünge helfen.»

«Aber meine Familie ist doch gar nicht kaputt», hatte ich protestiert.

«Lüg dir doch nicht in die Tasche. Du hättest deinen Vater so oder so verloren, wenn du die Dinge hättest schleifen lassen.»

Da hatte er zweifellos recht. Eine Welle grosser Zuneigung überströmte mich.

Vom Altar erschallte ein donnerndes «Ja, ich will!».

Es war die zu neuem Selbstbewusstsein erwachte Stimme meines so gut wie verheirateten Vaters.

Und während Frau Beckenbender das Eheversprechen gab, dachte ich darüber nach, dass dieses Versprechen sich jenseits aller Klischees eine kraftvolle Schlichtheit bewahrt hatte, in der die Essenz eines guten Lebens enthalten war.

«Ja, ich gelobe, dich zu lieben und zu ehren, in guten wie in schlechten Tagen ...»

Ich fing Beckys Blick auf, die drüben in der englischen Hälfte der Kirche sass. Sie lächelte. Bei uns hatte das Versprechen nicht gehalten, doch sie hatte sich selbst gefunden und dabei nie den Glauben an die Ehe oder die Familie verloren. Ihr Adoptivsohn popelte in der Nase, roch an

seinem Rotz und rollte ihn zu einer Kugel zusammen, die er anschliessend in die Reihen schnipste. Zweifellos hätte ich in seinem Alter dasselbe getan.

«... in Reichtum und Armut ...»

Ingo kicherte, als wäre die Zeile ein einziger Witz. Ich war immer noch zerfressen von Geldnöten. Gut, ich brauchte mir nun wohl keine Sorgen mehr um meinen Vater zu machen – Frau Beckenbender besass offenbar genug Geld, um den Gerichtsvollzieher draussen zu halten. Das war schon eine gewisse Erleichterung, doch meine Finanzlage liess nach wie vor sehr zu wünschen übrig. Je mehr ich arbeitete, desto mehr Steuern musste ich zahlen, weshalb das Abtragen meines Schuldenbergs noch bis an mein Lebensende dauern konnte.

«... in Gesundheit und in Krankheit ...»

Ich hörte ein Husten hinter mir und drehte mich um.

Es war Renata, ihr Lächeln war glückseliger als das der Heiligen auf den Glasfenstern. Sie bemerkte meinen Blick nicht, sondern liess ihren Kopf auf die Schultern des Bassisten sinken; es war eine zarte Geste, und ich begriff, dass Renata, die so zerbrechlich war wie eine Eierschale, endlich gefunden hatte, wonach sie gesucht hatte – einen Beschützer. Ich freute mich für sie – und war zugleich traurig, dass ich selbst nicht in der Lage gewesen war, ihre Bedürfnisse zu erkennen und darauf einzugehen.

«... bis dass der Tod uns scheidet.»

Plötzlich begann Frau Beckenbender wie wild zu husten und nach Luft zu schnappen. Ihr Gesicht lief gleichzeitig rot, weiss und blau an, als wäre sie ein französischer



Fussballfan. Aus den deutschen Reihen stürzten Ingo und ich nach vorne, aus den englischen Harry. Unter von Landauers Hunden erhob sich Geheule.

«Wasser, schnell!», rief mein Vater, während seine Beinahe-Braut zu Boden sank.

«Befindet sich ein Arzt in der Kirche?», rief der Pfarrer.

Das war nicht der Fall. Dafür wusste Brigitte, die bebrillte Ehrendame, genau, was zu tun war. Sie fasste sich in den Ausschnitt ihres apricot-farbenen Kleides und zog eine kleine Pillendose hervor.

«Antihistaminika», sagte sie. «Mechthild ist allergisch gegen Amaryllis.» Böse starrte sie die Blumenkäufer an: Harry und mich. «Ich hab's euch ja gesagt, dass das schiefgeht.»

Aber es ging nicht schief. Binnen Minuten war aus Frau Beckenbender eine Mrs Beckenbender geworden, und obwohl beide Partner etwas wackelig auf den Beinen waren, kletterten sie in den geliehenen weissen Bentley, um sich zu ihrem Empfang kutschieren zu lassen. Geschmackvollerweise hatte irgendwer die drei Kreise des Royal-Air-Force-Logos hinten auf die Limousine gemalt.

«Das ist mal 'n gutes britisches Auto», sagte Tom, als der Wagen Richtung Zehlendorf entwand.

«Gutes deutsches Auto», verbesserte ihn Harry.

Harry und ich hatten uns darauf verständigt, Toms destruktives Potenzial so weit wie möglich einzudämmen. Während der Eheschliessungszeremonie hatte er seine Rolle als Trauzeuge ungewöhnlich würdevoll über die Bühne gebracht. Er hatte den Ring nur ein einziges Mal fallen lassen und die Gemeinde kurz in Verwirrung ge-

stürzt, indem er daran roch und ihn dann kräftig an seiner Hose abrieb. Trotzdem braute sich Unheil zusammen. Denn Tom hatte unmissverständlich klargemacht, dass er die Heirat von Mechthild und meinem Vater missbilligte. Mehr noch, er war aus Prinzip dagegen, dass Engländer Deutsche heirateten.

«Das ging schon damit los, dass die Angeln und die Sachsen sich zusammentaten», sagte er. «Dass war der Anfang von Englands Niedergang.»

Ich startete einen halbherzigen Versuch, ihn davon zu überzeugen, dass das britische Königshaus zu 87 Prozent deutsch war, doch es war ein fruchtloses Unterfangen. Toms Abneigung gegen die Deutschen war pathologisch und rationalen Argumenten nicht zugänglich. Dad wollte einfach nicht begreifen, dass Tom eigentlich nicht sein bester Freund war, sondern sein bester Feind. Er konnte sich schlichtweg keinen Besseren als Trauzeugen vorstellen als seinen ehemaligen Crewkollegen von der Royal Air Force.

«Wir müssen auf der Hut sein», sagte Harry. «Jetzt ist es zu spät dafür, ihn für geistig unzurechnungsfähig erklären zu lassen.»

«Oder wegen Volksverhetzung festzunehmen», warf ich ein.

Zumindest Frau Beckenbender konnte von Toms Posen nicht mehr geschockt werden. Bei der kleinen Tour in die Eifel hatte sie sein wahres Gesicht kennen gelernt.

### Szene 5

Als Harry und ich endlich eintrafen, standen vor dem Museum bereits Schwadronen leerer Wagen.

Zwecks Kostensenkung hatte ich Rüdiger gebeten, seine Bank zu einem Sponsoring zu überreden. Rüdiger hatte unter einer Bedingung zugestimmt: dass er einen Kilt mit einem eigens angefertigten Klopfer-Schottenmuster tragen durfte.

«Trägt er irgendwas drunter?», fragte ich Rose, die an der Tür stand und ohne rechte Begeisterung den Gästen zunickte.

«Da *ist* nichts drunter», sagte sie. «Glaub mir.»

Und wie ich ihr das glaubte.

Gleichwohl hatte der Geldregen von der Bank die Qualität des Empfangs deutlich über das Niveau gehoben, das wir uns normalerweise hätten leisten können. Die Haupthalle war einem Flugzeughangar nachempfunden und von der Decke hing ein beinahe lebensgrosses Modell eines Rosinenbombers. Harry und ich sahen uns wortlos an. Wenn das Ding abstürzte, würde man sich noch lange an die Hochzeit erinnern. Für morbide Gedanken war freilich keine Zeit. Die Gäste wurden bereits sortiert und an zwei lange, mit weissem Leinen geschmückte Tische verteilt. Am Kopf der beiden Tischreihen sollte das Brautpaar sitzen, nebst Tom und Graf Budnitz. Über unseren Köpfen hing ein riesiges Transparent, das mit stolzen Worten verkündete: *Deutsche Bank congratulates Mechthild and Robert. Long may they live!*

«Gefällt dir das Transparent?», fragte Rüdiger ganz beflissen.

«Toll», erwiderte ich matt. «Danke, Rüdiger. Vielleicht hätten die beiden gleich auch in Deutsche-Bank-T-Shirts heiraten sollen.»

«Beim nächsten Mal fragen wir die Telekom», sagte

Harry, der sich von hinten an uns herangeschlichen hatte. «Mir gefallen diese magentafarbenen Helme, die die bei der Tour de France anhaben.»

Vor uns stand ein leerer runder Tisch, den eigentlich die Hochzeitstorte zieren sollte.

«Wo ist die Torte?»

«Steht noch in der Küche», antwortete Harry. «Ich hab so 'n ungutes Gefühl. Glaubst du wirklich, dass jemand wie Frau Beckenbender sich eine Torte in Form einer Spitfire wünscht? Sieht ihr so gar nicht ähnlich.»

«Worauf willst du hinaus?»

«Ich hab Tom gerade in der Küche rumlungern sehen. Er hatte so ein fieses Grinsen im Gesicht.»

«Meinst du, er hat ...?»

«Die Bestellung sabotiert? Ja. Ich gehe jede Wette ein, dass er alles versuchen wird, ein Fiasko aus dieser Hochzeit zu machen.»

«Du weisst ja, kulinarische Improvisation ist meine grosse Stärke», sagte ich. «Mal sehen, was sich noch machen lässt.»

Wir kamen gerade noch rechtzeitig, um zu verhindern, dass der Kuchenbäcker mit grossem Trara die Hochzeitstorte in den Saal trug. Sie hatte immer noch unverkennbar die Form einer Spitfire. Im Neonlicht konnte ich sogar kleine Hakenkreuze unter dem Cockpit ausmachen. Auf diese Weise hatten die britischen Bomberpiloten Buch geführt, wie viele deutsche Flugzeuge sie schon abgeschossen hatten: Statt Strichen malten sie Hakenkreuze. Nein, das sah wirklich nicht nach Frau Beckenbenders Geschmack aus.

«Wenn wir einfach die Flügel abbrechen», sagte ich

und knackte den festen Zuckerguss, «und Heck und Flosse auch» – knack, knack –, «sieht das Ganze doch schon wieder ganz anders aus.»

«Unbestreitbar», sagte Harry, allerdings mit mangelnder Überzeugung in der Stimme. «Mein Gott, was machen Sie denn da!», rief der Kuchenbäcker, als er aus seiner Angststarre erwachte. «Sie zerstören gerade ein Kunstwerk!»

«Verfassungsschutz», sagte Harry mit zusammengebissenen Zähnen. «Sehen Sie nicht die Hakenkreuze? Haben Sie Tomaten auf den Augen?»

Der Bäcker verstummte.

«So», sagte ich in einem Anfall von Kreativität, «wenn wir das Ganze jetzt hochkant hinstellen und in Silberpapier einwickeln – hol mal schnell Alufolie! – und irgendwas Gelbes obendrauf tun, könnten wir das Ganze wie eine Freiheitsfackel aussehen lassen.»

«Wie die von der Freiheitsstatue», sagte Harry.

«Das ist aber komisch», sagte der Kuchenbäcker.

«So sehen Hochzeitstorten normalerweise nicht aus.»

«Tja, es ist eben auch eine komische Hochzeit», blaffte ich ihn an. «Und jetzt besorgen Sie uns etwas Frozen Custard, vanillegelb, aber bitte schnell, die Leute warten schon.» Der Bäcker verstand offensichtlich nur Bahnhof, zog aber trotzdem von dannen.

Draussen schwoll das Gemurmeln hungriger Hochzeitsgäste an.

Am Ende mussten wir uns mit Pfirsicheis aus dem Gefrierschrank behelfen. Das Resultat unserer Bemühungen sah zugegebenermassen grauenhaft aus. Aber Frau Beckenbender war bei mir in puncto Küchenkünste ohnehin

auf das Schlimmste gefasst; da konnte ich sie doch nicht enttäuschen. Und das oberste Gebot bei so einer deutsch-englischen Hochzeit war eindeutig: *Don't mention the war*. Bloss kein Wort über den Krieg.

Es gab lauwarmen Applaus, als die Torte von zwei dicklichen Lehrlingen hereingetragen wurde, die direkt einem Breughel-Gemälde entsprungen zu sein schienen.

«Was soll denn *das* sein?», fragte von Landauer, nachdem ich mich keuchend auf einen Stuhl neben ihm fallen gelassen hatte.

«Nichts, alles. Man kann da hineinlesen, was man will. Du müsstest doch wissen, wie das mit der modernen Kunst so ist, Ingo.»

«Es ist eine Torte.»

«Meinetwegen. «

Frau Beckenbender fing meinen Blick auf und erhob ihr leeres Glas. Lautlos formten ihre Lippen ein «Danke». Ich verstand die Geste; eine derart scheussliche und experimentelle Torte konnte nur auf meinem Mist gewachsen sein. Ein zweischneidiges Kompliment – aber immer noch besser als ein britischer Marzipanbomber als Prunkstück der Hochzeitsfeierlichkeiten. Ich zerbrach mir den Kopf darüber, wie es Tom gelungen sein mochte, die Tortenbestellung zu manipulieren. Er war noch viel durchtriebener, als ich gedacht hatte, und seine Intrige verriet, wie erbittert er gegen diese Heirat war.

«Ich seh schon, Frau Beckenbender mag dich», sagte von Landauer.

«Ja, wir kommen ganz gut klar. Wir interessieren uns

beide für Kartoffeln und kochen gern Arme-Leute-Essen.»

«Na, arm ist die ja nicht gerade. Die sitzt auf einem Vermögen.»

Von Landauer bemerkte meine Verblüffung. Ich guckte wohl ziemlich doof aus der Wäsche. Um uns herum gab es das übliche Geklapper, wenn Essen aufgetragen wurde, und irgendwer setzte mir einen Teller mit Gummi-Huhn vor. Ich konnte es immer noch nicht fassen. Frau Beckenbender – reich?

«Ja, da war jahrelang ein Gerichtsverfahren anhängig, das lief schon vor gut zehn Jahren, als sie meine Klientin wurde. Es ging darum, wer der rechtmässige Erbe der Güter ihres Onkels ist. Vor ein paar Wochen ist dann das letztinstanzliche Urteil ergangen. Und jetzt gehören ihr sechs Wohnhäuser und ein paar florierende Hotels. Nicht schlecht, oder?»

«Aber sie kam mir immer so arm vor.»

«Das ist das Charmante an ihr, nicht wahr? Dein Vater ist in vielerlei Hinsicht ein Glückspilz.»

«Du kennst ja den Spruch: Wie der Vater, so der Sohn.»

«Hab ich schon erwähnt, dass ihr auch ein paar der schönsten Jagdreviere in Deutschland gehören? Zehntausende von Hektar an der Grenze zu Österreich. Deine Geldsorgen dürftest du los sein.»

Meine Welt stand plötzlich köpfe. Nicht ich rettete meinen Vater, indem ich eine Zweckehe einging, sondern er rettete mich, indem er eine wohlhabende Frau heiratete. Das ging beinahe über meinen Verstand.

«Wusste mein Vater von dem Geld, als er anfang, ihr den Hof zu machen?» Ich gebrauchte diesen altmodischen

Ausdruck, weil er mir angemessen erschien.

«Du meinst, ob er sie wegen des Geldes geheiratet hat? Bestimmt nicht – sieh dir die beiden doch an!»

Und tatsächlich schmachteten sie einander an wie zwei mondsüchtige Teenager. Sie zupfte ihm den Staub vom Revers und strich ihm zärtlich übers Handgelenk. Gemeinsam verfügten sie über annähernd hundertfünfzig Jahre Lebenserfahrung. Nach einer Backfisch-Schwärmeri sah mir das nicht aus und nach einem zynischen Finanzdeal schon gar nicht.

Der Klang einer Gabel, die gegen ein Glas schlug, unterbrach meinen Gedankengang.

«Entschuldigen Sie, wenn ich Sie beim Essen und Trinken störe, vor allem beim Trinken.»

Es war Tom. Ich sah auf meinen Teller. Ohne dass ich es bemerkt hatte, waren bereits drei Gänge auf- und wieder abgetragen worden. Da bemerkte ich, wie Harry versuchte, durch übertriebenes Zwinkern und unauffälliges Winken meine Aufmerksamkeit zu wecken. Er sass neben einer Frau, die mir von irgendwoher bekannt vorkam, aber Harrys Aufregung rührte nicht von seiner weiblichen Begleitung her, sondern von seiner Befürchtung, Tom könnte die Hochzeit kapern. Ich hatte vollstes Verständnis für diese Einschätzung.

«In meiner Rolle als Trauzeuge», sagte Tom – natürlich auf Englisch – und hickste nach jedem dritten Wort, was darauf schliessen liess, dass sein Alkoholpegel deutlich über dem Durchschnitt lag.

«In meiner Rolle als (hicks) Trauzeuge (hicks) ist es



meine (hicks) zweifelhafte Ehre (hicks), Bob (hicks) und Dings (hicks), Mechthild (hicks) – was is 'n das überhaupt (hicks) für 'n Name? – auf gut Britisch das Allerbeste zu wünschen.»

Allmählich bekam Tom sein Gehickse unter Kontrolle, aber wohl kaum, weil er allmählich nüchtern wurde, sondern weil er sich auf seine Gehässigkeiten freute. Harry war gespannt wie eine Feder, bereit, jeden Moment einzugreifen und Tom abzuführen wie ein Leibwächter im Einsatz. Alle anderen schienen sich zu langweilen, arrangierten ihr Besteck um, begutachteten das Etikett des Dessertweins oder fütterten – wie Ingo – ihre Hunde mit grossen Brocken Hühnerfleisch, die sie unter der Serviette versteckt hatten. Vermutlich war das mein Essen, dämmerte mir, denn ich hatte bislang noch keinen Bissen angerührt.

«Die Liebe ist wie der Krieg», las Tom unsicher von einem Zettel ab.

«Das ist mein einziger Trost. Ich hätte nie gedacht, dass ich so was noch erleben würde – einer deutschenglischen Hochzeit vorzustehen. Eine Abscheulichkeit sondergleichen.»

Das Gesicht meines Vaters bekam allmählich Farbe – und die ging schwer in Richtung Dunkelrot.

«Ich hab Bob immer für meinen besten Freund gehalten, aber was soll ich sagen? Jetzt, wo er mit dem Feind kollabiert ... kollaboriert ...»

Harry und ich tauschten abermals Blicke. Unsere Optionen waren begrenzt. Wir konnten den Stecker vom Mikro rausziehen oder Tom zu Boden werfen und es aussehen lassen wie einen Überfall. Hätten wir proaktiv gehandelt, hätten wir ihm nur seine falschen Zähne wegnehmen

müssen, niemand hätte auch nur ein Wort von seinem Gefasel verstanden.

«Oder ist mein Freund – mein lieber, lieber Freund (hicks) – am Ende ein Gefangener der Liebe geworden, was ein viel, viel härteres Los ist, als ein Kriegsgefangener zu sein. Glauben Sie mir (hicks), ich weiss, wovon ich spreche.»

Tom tätschelte sein künstliches Bein.

«Bullshit», murmelte ich Ingo zu, der zustimmend nickte.

«Soll ich ihm die Hunde auf den Hals hetzen?»

«Diese Kuscheltiere? Die würden ihm doch bloss die Kriegswunden lecken.»

«Kriegsgefangene», fuhr Tom fort, «sind gemäss den Regeln der Genfer Konvention zu behandeln. Nicht dass sich die Deutschen da je gross drum geschert hätten!»

Er starrte wütend zu Frau Beckenbender herüber, die kerzengerade da sass, so wie es ihr vor vielen Jahren ihr Kindermädchen beigebracht hatte.

«Gefangene der Liebe können kein Mitleid erwarten. Keine Fresspakete vom Roten Kreuz! Kein Kontakt mit der Heimat! Sie kommen in Einzelhaft und der Schlüssel zu ihrer Zelle wird weggeschmissen. Und sie können sich nicht unter irgendwelchen Zäunen durch in die Freiheit buddeln!»

Mein Vater spuckte in seine Serviette. Hoffentlich ging es ihm gut. Ich wollte schon hingehen und ihm auf den Rücken klopfen, sah aber, dass Frau Beckenbender mir die Arbeit bereits abnahm.

«Die Liebe ist voller Täuschungen, Treulosigkeiten, Ausflüchte – ein Spiel für Feiglinge! Echte Männer erliegen ihr nicht. Der Krieg sollte im offenen Kampf ausge-

fochten werden, auf dem Schlachtfeld, Auge in Auge, oder wie in unserem Fall, Bob, in der Luft.»

Ich sah, wie Dad sich erhob. Offenkundig hatte er eine Stinkwut. Alle Anzeichen waren da: Seine Augenlider flatterten wie wild, er hatte die Fäuste geballt und atmete schwer. Als Kind hatte ich immer eine Heidenangst vor diesen Zornesausbrüchen. Doch Tom nahm von dem Unwetter, das sich da zusammenbraute, kaum Notiz.

Stattdessen nahm er noch einen kräftigen Schluck Wein – und machte einfach weiter.

«Wofür haben wir gegen die Deutschen gekämpft? Für die Freiheit. Und was ist die Ehe? Das Gegenteil von Freiheit. Und die Ehe mit einer Deutschen? Der Verrat an der Freiheit.»

«ES REICHT!»

Mein Vater entwand Tom erstaunlich behände das Mikrophon und stiess ihn zurück auf seinen Sitz, während er ihm gleichzeitig den Krückstock wegtrat. Harry nickte beifällig. Genau dieselbe Technik hätte er auch angewandt.

«Bravo!», rief Harry, und ein paar von den Gästen schlossen sich seinem Applaus an.

«Tom, du warst schon bei der Luftwaffe zu nichts zu gebrauchen, als Kriegsgefangener ein feiger Hund und dein ganzes verpfushtes Leben ist auf Hass gebaut.»

Jetzt war mein Vater so richtig in Fahrt.

«Ich schäme mich, dich je einen Freund genannt zu haben. Es war pure Dummheit, dich zu bitten, mein Trauzeuge zu sein. Du wünschst Mechthild und mir ohnehin nur das Schlechteste.»

Tom sass zusammengesunken auf seinem Stuhl. Mein Vater legte das Mikrofon beiseite, doch ich sass nahe genug dran, um zu hören, wie er sagte: «Neben dir schämt man sich ja, Engländer zu sein.»

Tom zuckte zusammen, und allmählich machte ich mir Sorgen, dass der öffentliche Disput mit einem Herzinfarkt endete – oder mit zweien.

Als Dad Platz nahm, berührte Frau Beckenbender ihn am Handgelenk. Seine Trennung von Tom war überfällig gewesen, doch die emotionale Energie, die mein Vater hineingesteckt hatte, war unmissverständlich. Für Frau Beckenbender, da war ich mir sicher, war es der ultimative Liebesbeweis, ein klares Zeichen dafür, dass Dad nicht länger an Toms antideutsche Ressentiments glaubte.

Der ganze Saal, Deutsche wie Engländer, klatschte und klopfte auf die Tische, dass die Gläser klirrten und die Aufhängung des Rosinenbombers ins Schwingen geriet. Harry fing meinen Blick auf und schüttelte den Kopf: Nein, Tom würde keine Katastrophe mehr auslösen. Er hatte sich in sich selbst verkrochen wie eine Schildkröte, die ihren Kopf unter den Panzer zurückzieht. Ich konnte nur versuchen, mir vorzustellen, wie er sich fühlen musste: Sechzig Jahre lang hatte Tom geglaubt, dass er für die ganze Nation, für alle Engländer sprach. Plötzlich, und noch dazu sehr öffentlich, hatte ihm jemand unmissverständlich klar gemacht, dass er ein hoffnungsloser Fall war und jeden Bezug zur Realität verloren hatte. Aber seine Welt würde deswegen nicht zusammenbrechen, da war ich mir sicher; seine Meinung würde er niemals ändern. Wie auch? Dann müsste er ja den für ihn existenziellen Mythos

begraben, dass er ein britischer Held war, Teil einer Elite, ein aussergewöhnlicher Mensch. Für einen – allerdings sehr kurzen – Moment tat er mir aufrichtig leid. Meinem Vater ging es offenbar genauso. Er stand auf, machte ein paar Schritte auf Tom zu und legte den Arm um seine Schultern. Eine anständige Geste.

Harry, der spürte, dass der Trauzeuge *hors de combat* nicht mehr satisfaktionsfähig war, schob seinen Stuhl zurück und erhob sein Glas.

«Auf das Brautpaar!»

Sein Ausruf fand ein grosses Echo, und im allgemeinen Chaos über den Boden schabender Möbelstücke, gelallter Trinksprüche und eines weinseligen und halbherzigen Versuchs, die englische Nationalhymne zu singen, überkam mich ein überwältigendes Gefühl der Erleichterung.

Es dauerte eine Weile, bis alle gegangen waren. Die Tradition verlangte es eigentlich, dass Braut und Bräutigam früh die Festlichkeiten verliessen, damit die Gäste sich richtig gehen lassen konnten. Da die meisten Gäste aber schon nicht mehr so gut zu Fuss waren, mussten die Regeln geändert werden. Dad und Mechthild – sollte ich sie jetzt «Mutti» nennen? – sassen in der Nähe des Ausgangs und schüttelten geduldig die Hände der etwas betagteren Gäste, die sich zur häuslichen Nachtruhe zurückzogen.

Tom machte den Anfang.

«Bin ehrlich gesagt bisschen müde, Bob.» Er tätschelte sein künstliches Bein.

«Trotzdem: tolle Party», fügte er hinzu, als wäre nichts passiert.

«Ja», sagte Dad so eisig, wie es ihm nur möglich war.

«Nimm doch noch ein Stück von der Hochzeitstorte mit», warf ich ein, nur um Tom daran zu erinnern, dass ich seinen Sabotageversuch durchschaut hatte.

«Nein danke, mein Junge», sagte er und marschierte nach draussen zu einem der kurdischen Taxifahrer.

Nach und nach verabschiedeten sich die Leute.

Ingo brach noch zu einem nächtlichen Spaziergang mit seinen Hunden auf. (Im Gehen flüsterte er mir zu: «Glaub mir, deine Geldsorgen sind vorüber!»)

Rüdiger erklärte mir, während er seinen Kilt glattstrich, was für ein hochkarätiges Abendessen er genossen habe. («Mit dem Botschafter von Mosambik – wir werden ihnen die Schulden stunden. Aber nur wenn das Land sich benimmt! Das Geld wächst schliesslich nicht auf Bäumen.»)

Rose ging etwas später, alleine, und drückte mir zum Abschied fest die Hand. («Ruf mich an, wenn du Heimweh kriegst!»)

Tony und Roberta gingen inmitten eines Streits darüber, wer fahren sollte. («Bob», sagte Tony zu meinem Vater, «man kann durchaus eine Deutsche heiraten. Aber keine, die sich einbildet, sie könnte Auto fahren.»)

Die apricotfarbenen und inzwischen leicht beschwipsten Brautjungfern gingen im Pulk – eine lag in den Armen eines kinnlosen Aristokraten – und taten kund, dass sie nun in die Rosenthaler Strasse gingen, in einen Stripperclub für Frauen.

Der Organist ging Arm in Arm mit einem thailändischen Kellner.

Renata war nicht zum Empfang gekommen. Sie war unmittelbar im Anschluss an die Ehezeremonie gegangen, mit dem Hinweis, Chris müsse sich noch auf einen Gig seiner Band vorbereiten (die sich «Zwangsjacke» nannte). Ich empfand immer noch eine stille Befriedigung über die Einvernehmlichkeit, die wir erzielt hatten: Aus diesem emotionalen Gulasch eine Freundschaft gerettet zu haben, war wirklich eine Leistung, für uns beide.

Auch für Harry war es höchste Zeit, das Fest zu verlassen.

«Zu viel Versöhnung», sagte er. «Das geht auf den Kreislauf.»

Der wirkliche Grund stand freilich neben ihm. Und nun erkannte ich die Frau an seiner Seite: Es war Frau Hanselmeier, die Tochter von Hitlers letztem Kellner.

«Servus», sagte ich. «Wie geht's dem Opa?»

«Der ist unverwüstlich. Gestern hat er in der Badewanne Schiffe versenkt und gleichzeitig eine Flasche Rum getrunken.»

Sie lächelte, aber das Lächeln und die Leidenschaft waren für Harry reserviert. Sie brannte darauf, ihn irgendwohin zu entführen.

«Danke, Harry», sagte ich, «du warst echt ein prima Kumpel.»

«Vergiss es», sagte er. «Ich hab es für England getan.»

«Erzähl keinen Quatsch.»

«Okay», lachte er, «wollte dich nur auf den Arm nehmen.» Er rückte näher und raunte: «Hab eine heiße Story. Ich ruf dich später an.»

«Harry», sagte ich, augenblicklich neuen Ärger rie-

chend. Ich hatte die Nase voll von derlei Eskapaden. «*I don't do Hitler anymore.*»

«Das sagst du jetzt – wart ab, bis ich dir davon erzählt habe.» Frau Hanselmeier liess ihre imposanten Muskeln spielen und zerrte an ihm.

«Jetzt komm», gurrte sie, «wir haben noch ein paar ernste Dinge zu besprechen.»

Harry sah mich an, hob die Augenbrauen und liess sich widerstandslos abführen.

Die Caterer räumten unter Frau Beckenbenders Aufsicht die schmutzigen Gläser ab und nippten heimlich an halbleeren Weinflaschen.

Dad und ich gingen nach draussen, um frische Luft zu schnappen, aber es war zu kalt, um sich dort länger aufzuhalten. Schliesslich fanden wir eine Bank in der Nähe eines ausgestellten Stücks Berliner Mauer. Dad sah sehr erschöpft aus.

«Wohin geht's denn in die Flitterwochen?», fragte ich. «Ihr fahrt doch hoffentlich nicht mit dem Wohnwagen.» Ich konnte mir nicht vorstellen, dass Frau Beckenbender sich an die miefige Enge gewöhnen würde. Eigentlich konnte ich mir überhaupt nicht vorstellen, dass der Wohnwagen Dads Garten jemals verlassen würde. Es war die Art von Fahrzeug, die auf heruntergekommenen Bauernhöfen in der Ecke steht und als Hühnerstall dient.

«Nein, mein Sohn, die Camping-Tage sind vorbei.»

«Na ja, jetzt bist du ja auch reich. Fahrt doch nach Capri.»

«Hör auf, ständig über Geld zu reden. Du tust ja gerade so, als gäbe es sonst nichts auf der Welt.»

«Na ja, als du vor ein paar Monaten deine Putzfrau nicht



mehr bezahlen konntest, hast du genauso dahergeredet.» Ich dachte daran, wie sich die Ereignisse überstürzt hatten, seit Dad damals auf den Panikschalter gedrückt hatte. Es war für uns beide nicht leicht gewesen. Trotzdem saßen wir jetzt hier und unterhielten uns, wie es sich für Vater und Sohn gehörte.

«Ja, ja, alles dreht sich ums Geld, wenn man keines hat.» Er schüttelte bedächtig den Kopf, wie ein Weiser aus dem Orient.

«Wo wollt ihr denn wohnen, Dad – in England oder in Deutschland?»

«Weiss nicht so recht. Wir könnten ja ein bisschen von beidem ausprobieren.»

«Und das wäre?»

«Mallorca.» Die Insel war in der Tat ziemlich gerecht zwischen Briten und Deutschen aufgeteilt. Die Vorstellung gefiel mir. Dann konnten sie an einem Tag Fish & Chips essen und am nächsten Eisbein mit Sauerkraut. Oder, wenn sich Frau Beckenbender kulinarisch durchsetzte, die beiden Landesküchen zu einem heillosen Durcheinander mischen. Und ich würde sie besuchen kommen. Ich hatte schon seit Ewigkeiten keinen Urlaub mehr gemacht.

«Du wärst natürlich jederzeit willkommen», sagte Dad, als hätte er meine Gedanken gelesen. «Zumindest für kurze Zeit.»

Wir saßen noch eine Weile schweigend da. Ich hätte gern eine Zigarette geraucht, zündete mir aber keine an. Mein Vater hätte wohl gern einen Whiskey getrunken, machte aber keine Anstalten, einen aufzutreiben. Wie Trappisten-Mönche waren wir in unserer Selbstkasteiung gefangen.

«Was ich dir noch sagen wollte, Dad ...», hob ich an. Ich sah, wie seine Augen über die Tische wanderten, auf der Suche nach einer Flasche Scotch; seine Entschlossenheit war ins Wanken geraten. Dann verschmolz sein Blick mit dem von Frau Beckenbender. Eine geheime telepathische Botschaft schien zwischen den beiden hin- und herzuwandern und Dad konzentrierte sich wieder auf unser Gespräch. Den Scotch hatte er augenscheinlich wieder vergessen. Sah ganz so aus, als würde Dads Neue ihn auf geräuschlose Weise im Griff haben. Das war ganz in meinem Sinne.

«Ich wollte dir sagen», nahm ich meinen Gedanken wieder auf, «dass ich sehr stolz auf dich bin. Auf das, was du heute getan hast. Ich meine alles: dass du dich noch mal verliebt hast, eine neue Ehe wagst, dich selber in Frage stellst und Tom Bescheid gestossen hast. Vor allem, dass du Tom Bescheid gestossen hast.»

«Tja», sagte Dad nach einer Pause, die mir wie mehrere Jahrzehnte vorkam. «Ich bin ja auch ziemlich stolz auf dich. Aber jetzt lass uns auf hören mit diesem sentimentalen Gesülze. Sonst denken die Leute noch, du wirst schon etwas weich in der Birne.»

Und wo er Recht hat, hat er Recht.

»Aslı Sevindims Schilderungen sind gleichzeitig liebevoll und witzig.«  
*Frankfurter Rundschau*

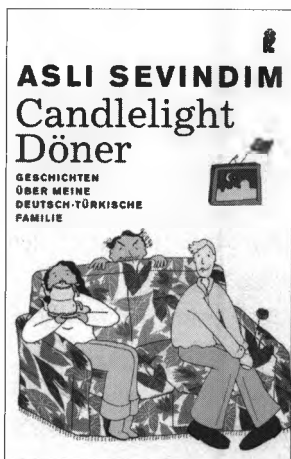
Mit viel Humor und Selbstironie erzählt Aslı Sevindim von deutsch-türkischen Befindlichkeiten, von Liebe alla turca – und wie es ist, wenn ihr deutscher Freund die ultimative Schwieger-sohnprüfung mit ihrem Vater bestehen muß, den alle nur »Ali der Barbar« nennen ...

»Candlelight Döner ist eine kurzweilige Lektüre, die alle begeistern dürfte, die sich für die Beziehung zwischen Deutschen und Türken interessieren.«

*Hürriyet*

»Wer mal bei einer türkischen Familie ins Wohnzimmer gucken will, ist bei dieser Autorin goldrichtig.«

*Handelsblatt*



### **Candlelight Döner**

Geschichten über meine deutsch-türkische Familie

Originalausgabe

ISBN-13: 978-3-548-26367-0

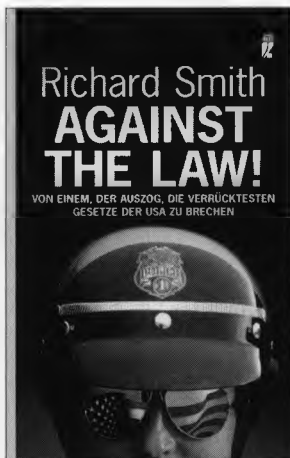
ISBN-10: 3-548-26367-4

 **ULLSTEIN**

# Fahrradfahren im Swimmingpool verboten!

In Pittsburgh ist es verboten, in einem Kühlschrank zu über-  
nachten. In Alabama darf man  
keine Eistüte in der Gesäßtasche  
tragen. Und in Atlanta landet  
man im Knast, wenn man seine  
Giraffe an einer Straßenlaterne  
anbindet ...

Alles Humbug? Von wegen:  
Im Land der unbegrenzten  
Möglichkeiten wurden diese und  
viele andere skurrile Gesetze  
einst geschmiedet – und sie  
gelten noch heute! Doch was  
passiert, wenn man sie bricht?  
Richard Smith wagte das, was  
sich vor ihm keiner traute:  
Zwei Monate lang reiste der  
Brite todesmutig durch die  
USA, um seine kriminelle  
Energie auszuleben ...



## Against the law!

Von einem, der auszog,  
die verrücktesten Gesetze  
der USA zu brechen

ISBN-13: 978-3-548-36833-7

ISBN-10: 3-548-36833-6

 **ULLSTEIN**